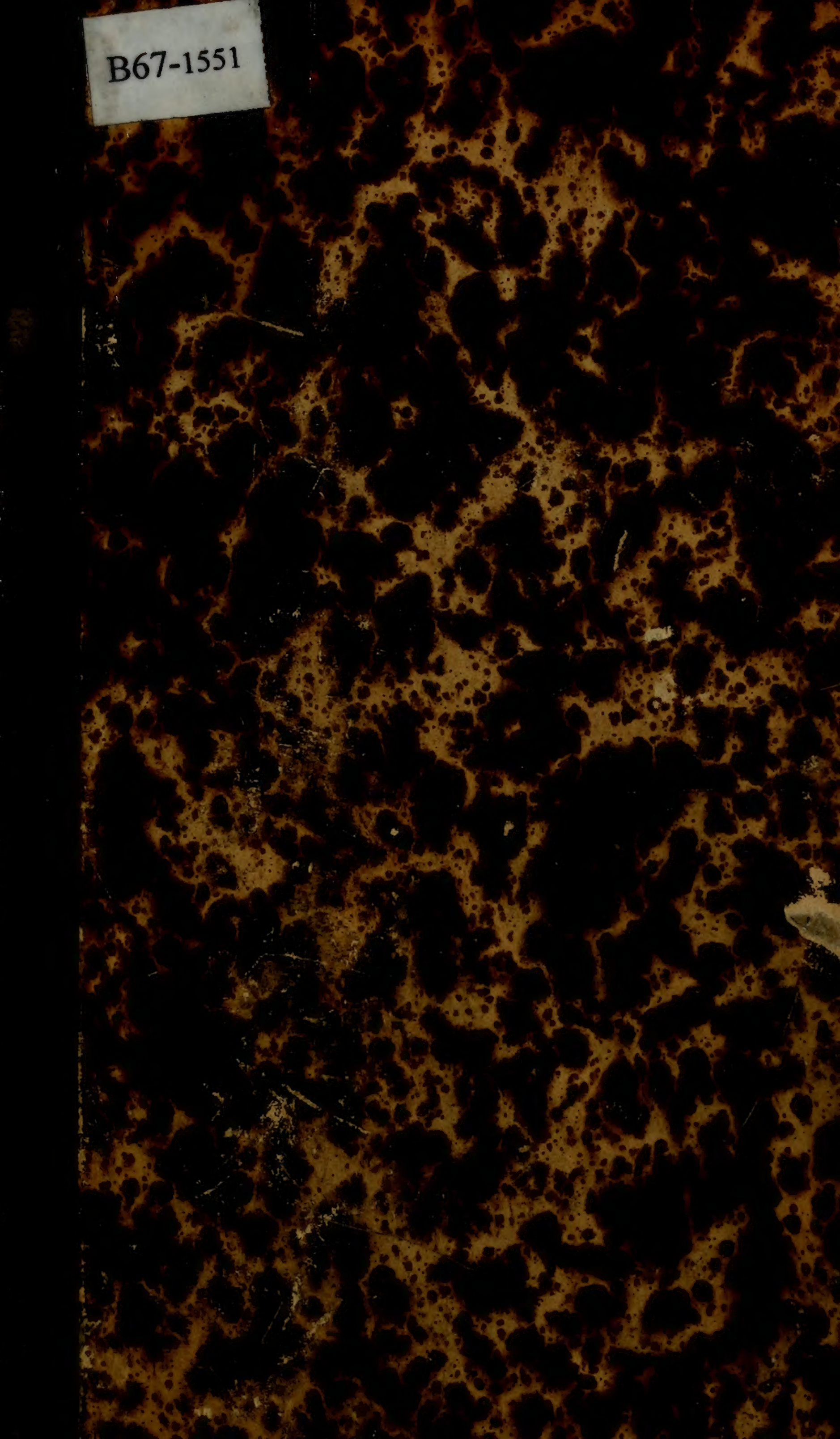
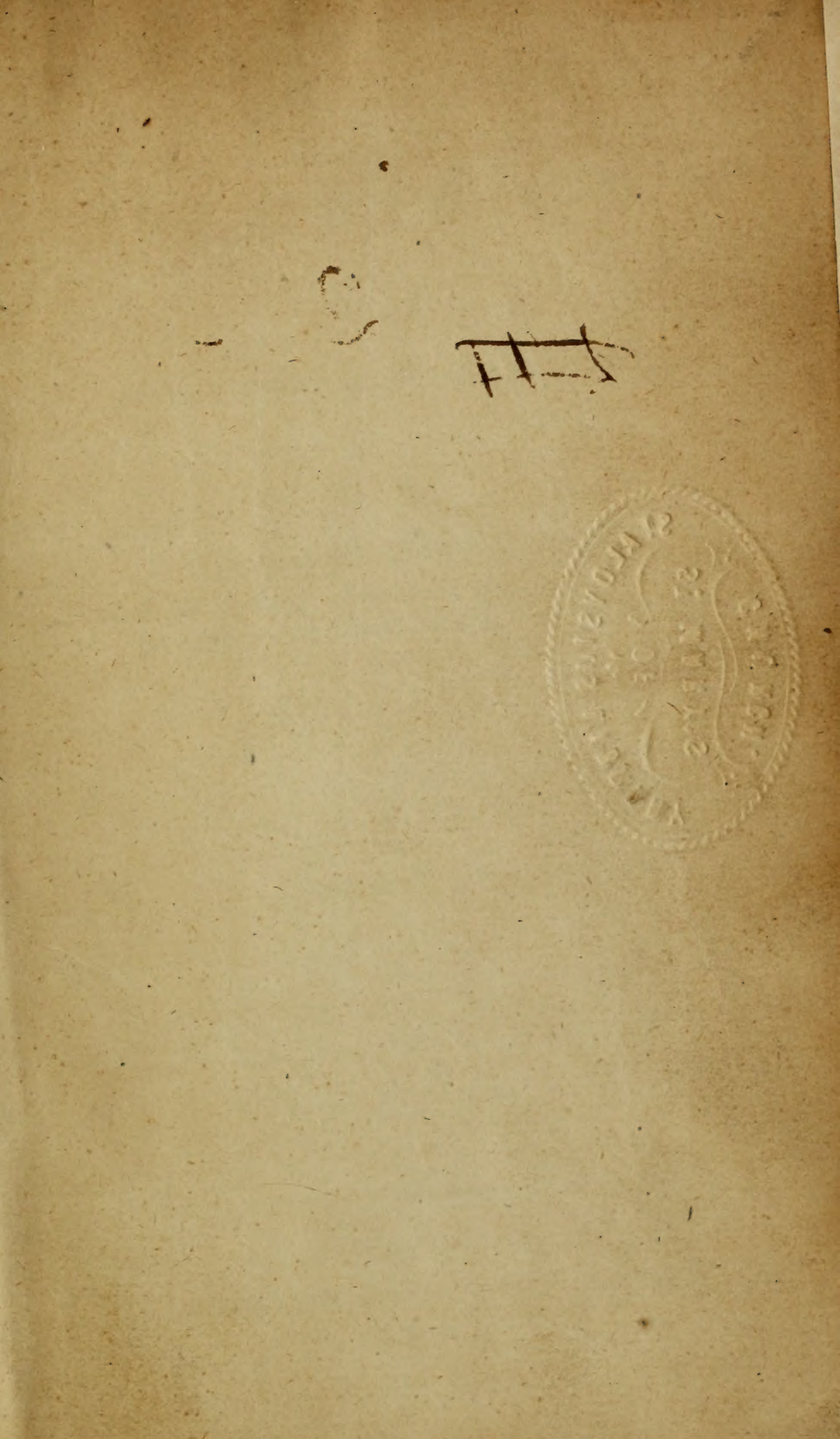
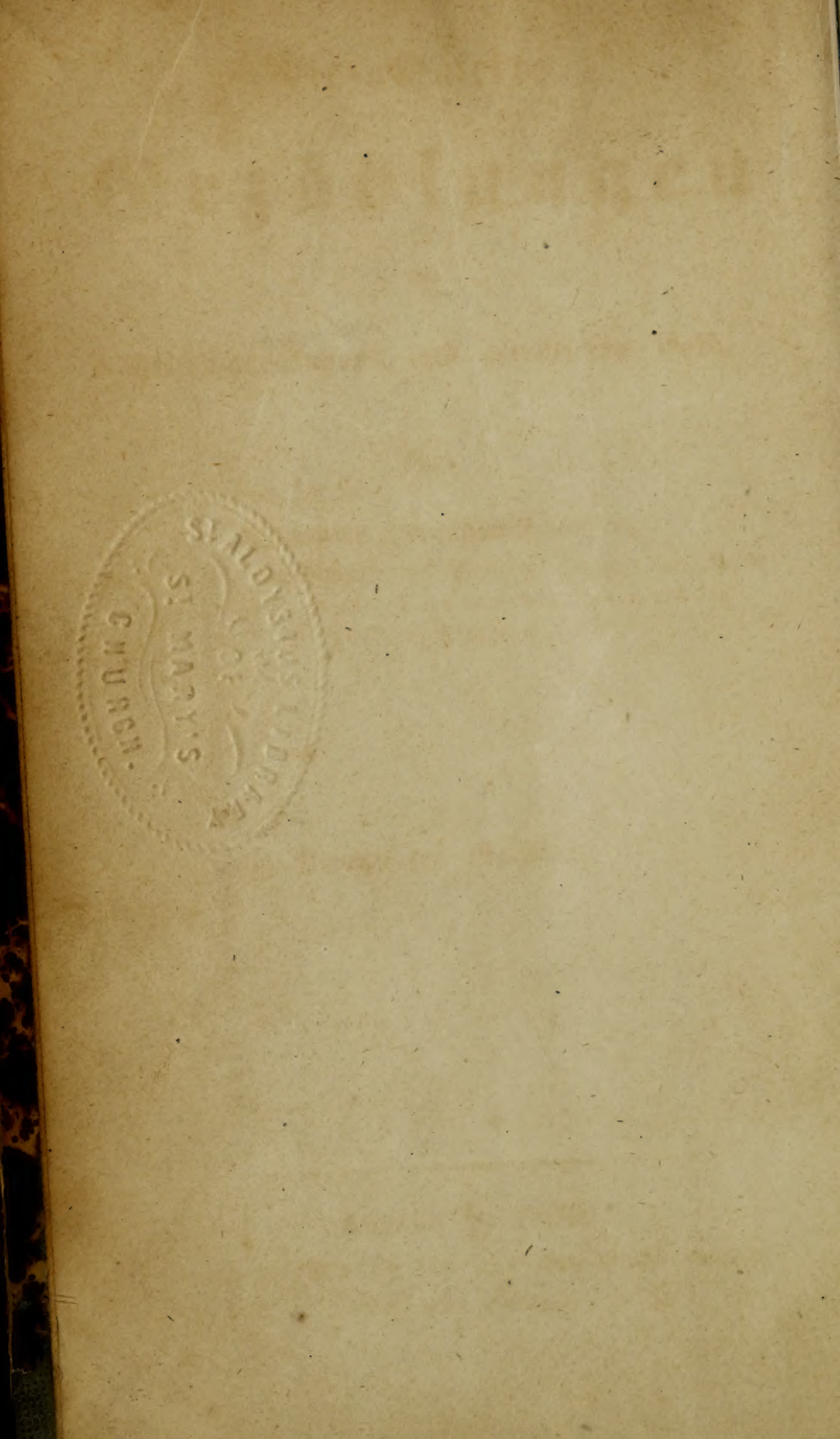

B67-1551





Gesammelte
Erzählungen
für
christliche Jugend und christliches Volk.

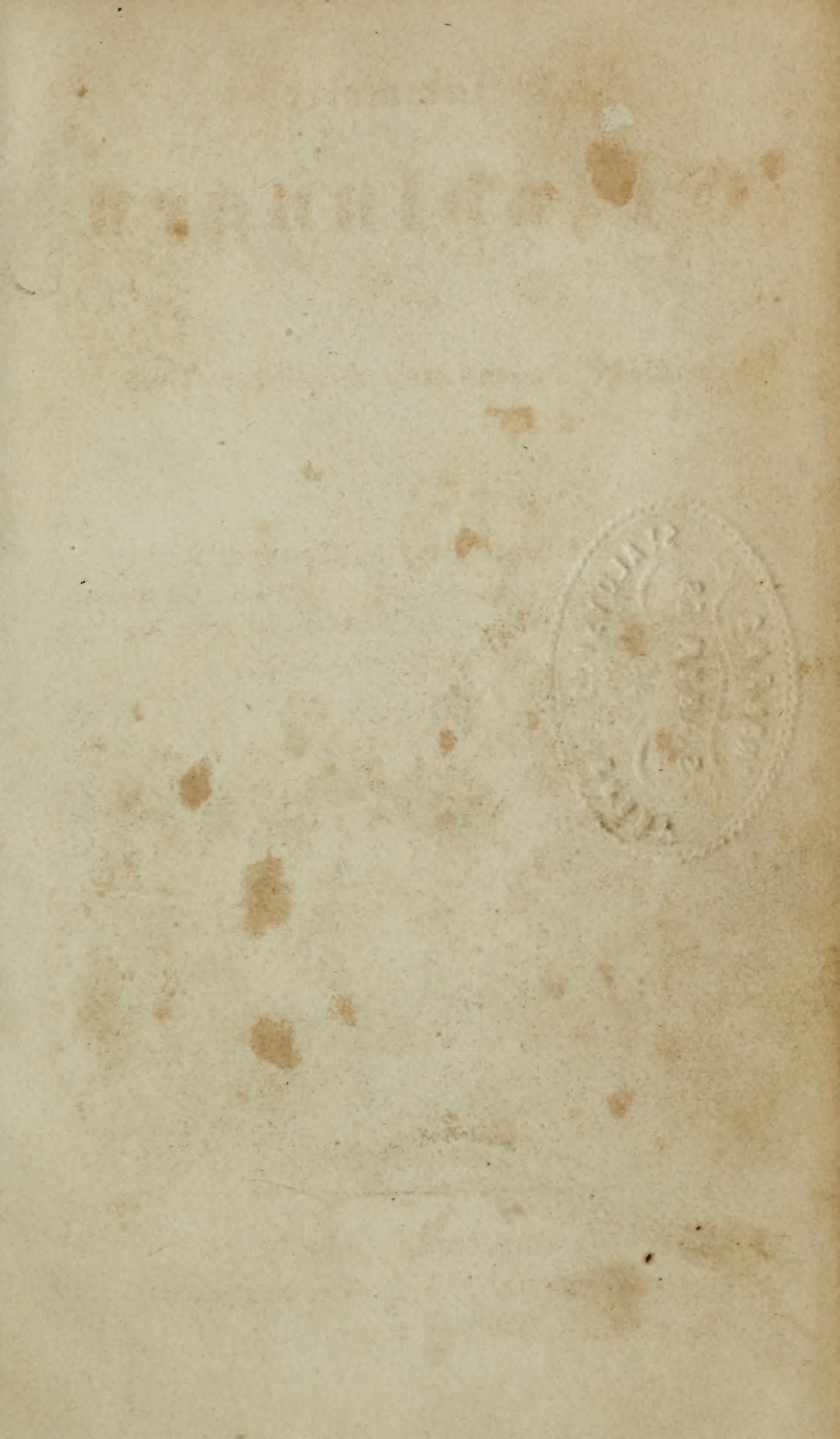
Von

Ottmar Lautenschlager,
Verfasser der Erzählungen des Priesters Ottmar, des Vater Unser, Job's, Hans von der Jachenau, des Festes der heil. drei Könige ꝛc.

Dreizehntes Bändchen.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1856.
Verlag der Matth. Rieger'schen Buchhandlung.
(Joh. Peter Himmer.)





„Herr, dein Wille geschehe!"

Verlag der Matth. Rieger'schen Buchhandlung in Augsburg

Hans von der Jachenau.

Eine vaterländische Erzählung

für

christliche Jugend und christliches Volk.

Von

Ottmar Lautenschlager,
Priester der Erzdiöcese München-Freising.

Zweite Auflage.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1856.
Verlag der Matth. Rieger'schen Buchhandlung.
(Joh. Peter Himmer.)

Erstes Kapitel.

Die Brüder.

An einem schönen Sommermorgen des Jahres 1806, vor der Caserne der tapfern und stattlichen Chevaux-legers des Regimentes König, von dem mehrere Schwadronen damals zu München in Garnison lagen, stand ein Knabe von etwa zehn bis eilf Jahren; seine Kleidung war die des Oberlandes; ein spitz zulaufendes Hütlein von schwärzlichem Filze, mit grünen Bändern und mehreren Hahnenfedern geziert, saß ihm etwas keck auf der freien Stirne, welche lichtbraune, kurz abgeschnittene Haare umgaben. Sein Röcklein war von grauem Tuche, reichte nur bis an die Knie herab, und ließ die Brust unbedeckt, so daß eine Weste von röthlichem Zeuge und mit einer Reihe blanker Knöpfe sichtbar wurde; das Höslein von schwarzem Rehleder lag knapp an den bloßen Knieen; Strümpfe von graulicher Farbe und leichte Schuhe vollendeten den Anzug des Knaben. Die ganze Tracht war überaus kleidsam und stand recht gut zu dem kräftigen und doch so gutmüthigen Gesichte voll muthiger, fröhlicher Unschuld mit den hellen, dunkelblauen Aeuglein. Auf dem Rücken trug er ein ledernes, wohl gefülltes Ränzlein; an der einen Hand führte er einen derben Knotenstock, an der andern eine Ziege, welcher er von Zeit zu Zeit liebkosete und beruhigend

zusprach. Mit den scharfen, klugen Augen blickte der Knabe fröhlich auf die stattlichen Reiter, von denen die einen plaudernd neben der Caserne auf- und abgingen, während die andern ihre Rosse tummelten, oder sich sonst in den Waffen übten. Der Knabe schien an dem militärischen Schauspiele ein immer größeres Gefallen zu finden; unwillkührlich war er den Reitern immer näher gekommen, und mit großer Aufmerksamkeit faßte er jeden scharf in das Auge, als wollte er unter ihnen einen Bekannten suchen.

Plötzlich ging er, die scheue Ziege mit sich fortziehend, auf einen der Reiter zu, der die Auszeichnung als Wachtmeister trug und ihm am nächsten stand. „Höre du einmal," begann er, „kennst du meinen Bruder nicht?"

„Deinen Bruder?" erwiederte lächelnd der Wachtmeister, bald den Knaben, bald die Ziege betrachtend, „wer ist dein Bruder?"

„Nun, mein Bruder ist der Georg Perner," war des Knaben Antwort; „er ist gerade ein so schöner Chevauxleger, wie du bist; jetzt meine ich doch, du sollst ihn kennen?"

„Freilich," versetzte der Reiter, „den Georg Perner kenne ich wohl, er ist Wachtmeister in der zweiten Eskadron; du bist sein Bruder?"

„Ja," rief fröhlich der Knabe; „ich habe mir ja gleich gedacht, du müßtest ihn kennen; aber magst du nicht so gut seyn, und möchtest mich zu ihm führen? schau, ich komme von Haus und habe dem Georg gar viel von der Ahnfrau, von Vater und Mutter, und von Martha, der Schwester, auszurichten, und wichtige Sachen dazu."

„Das will ich gerne thun," sprach der Wacht=meister; „dein Bruder ist mein liebster Kamerad im ganzen Regimente. Aber sage mir einmal, was thust du denn mit der Geis da? hast du etwa sie auch von Hause mitgebracht?"

„Freilich," war des Knaben zutrauliche, treuherzige Antwort; „hört nur, der Vater sprach gestern Abends zu mir: Hans, heute Nacht fährt unser Nachbar, der Grünsteffel, nach der Stadt und will dich mitnehmen; du hast schon lange nach München gewollt, jetzt hast du die schönste Gelegenheit. Da suche mir ja die Chevauxlegers auf, und frage nach Georg; gerne wollte ich dir etwas Geld für ihn mitgeben; aber die Steuern sind bei der Zeit gar schwer, und machen den Säckel leer, und ausgedroschen ist bei uns schon lange. Nimm also die Ziege mit und verkaufe sie in der Stadt, so gut du kannst; es ist ein junges, schönes Thierlein, das gute und viele Milch gibt. Die Hälfte des Erlöses gib dem Georg. Er soll sich nur gedulden, nach der Ernte bekommt er schon, was noch fehlt; von dem aber, was dir von dem Erlöse der Geis übrig bleibt, lasse der Ahnfrau — Gott gebe ihr die ewige Ruhe! — im Herzogspital eine heilige Messe lesen und reicht es aus, so kaufe dir auf die Kirchweihe eine Weste oder ein Hütlein, wie es dir gerade gefällt; du kannst sie dir in München selber aussuchen, da gibt es Kaufläden genug. Sieh, eine solche Bewandtniß hat es mit der Ziege."

„Das lob' ich mir," sprach der Reiter, „das sind wackere Eltern," und führte den Knaben in den Hof, durch die Reiter, die lachend bald den Knaben, bald die Ziege betrachteten, welche nur widerstrebend und

mit unwilligem Gemecker ihm folgte. Da mußte Hans gar manchen neckischen Gruß, und manches gutmüthige Scherzwort von den Reitern hören; aber der Knabe wußte ihnen derb und treffend zu antworten, und ließ sich nichts verdrießen; mit heiterm, vergnügten Angesichte blickte er unter den kräftigen stattlichen Reitern umher und suchte mit sehnsüchtigen Augen den Bruder.

Auf einmal blieb er stehen. „Ja, das ist er, das ist mein Bruder Georg," rief er mit heller, freudiger Stimme, und lief mit der Ziege, die, mochte sie wollen oder nicht, sich in einen kurzen Galopp setzen mußte, auf einen Wachtmeister zu, der eben mit mehreren Chevauxlegers aus der Wachtstube kam.

„Georg, Georg, Gott grüße dich tausendmal, anderthalb Jahre habe ich dich nicht mehr gesehen!" Der Wachtmeister horchte auf bei dem Klange dieser ihm so wohl bekannten Stimme, als wollte er seinen Ohren nicht trauen. Da eilte er, das Brüderlein erkennend, ihm entgegen, faßte seine Hände und zog ihn mit freudiger Rührung an sich. „Ei, Hans, sey du mir von Herzen gegrüßt! wie froh bin ich, daß ich doch wieder einmal eines vom Hause sehe; habe ich doch schon gemeint, Ihr hättet ganz auf mich vergessen, weil Ihr mir auf den letzten Brief gar keine Antwort noch gegeben habt."

„Georg, alle Tage haben wir an dich gedacht und recht eifrig für dich gebetet," versicherte der Knabe, und konnte sein treues Auge von dem großen, stattlichen Bruder gar nicht wegwenden, „wie haben wir Gott gedankt und gejubelt, als wir hörten, es wäre Friede und du kämest unverletzt aus dem Felde zurück! Der Vater wollte dich gleich besuchen, aber da kam Arbeit und

viel dazu und zwei Knechte weißt, leidet es nicht bei uns. Da rief der Vater oft: „Wenn nur der Georg da wäre! Und alle gingen wir dich irre.“ Aber die Ahnfrau sagte dann allemal: Der Georg ist auch nicht müßig, und hat im Felde gewiß eine härtere Arbeit, als wir zu Hause, und er arbeitet auch für uns und für das ganze Land, daß der Feind nicht hereinkommt, sondern es bald wieder Friede wird. Der Vater sprach: Die Ahnfrau hat Recht, es ist leichter mit dem Dreschflegel darein zu schlagen, als mit dem Säbel; sobald es seyn kann, suche ich den Georg auf.“

„Wenn Ihr nur Alle zu Hause recht gesund seyd, dann bin ich schon zufrieden; was machen denn Vater und Mutter?“ fuhr der Wachtmeister fort.

„Gott sey Dank! Vater und Mutter sind recht wohlauf; die Mutter ist seit vielen Jahren nicht gesünder gewesen, als jetzt, und der Vater wird stark,“ versicherte Hans.

„Gott erhalte sie alle beide so gesund, und was macht denn unser Schwesterlein, die Martha?“

„Die Martha ist frisch, wie ein junges Kalbl; aber die solltest du sehen, die ist gewachsen! die ist so groß wie die Mutter und recht brav dazu! die siehst du nur in der Kirch' und nie auf dem Tanzboden.“

„Recht,“ lobte beifällig der Bruder, „die gute Martha! möge sie auch nur immer so bleiben, das hat sie aber alles von der Ahnfrau; Hans, was macht denn unsere gute Ahnfrau?“

„Die Ahnfrau?“ sprach der Knabe langsam und schwer, und ein recht tiefer Schmerz zog, wie eine trübe Wolke, über das blühende Antlitz; „der Ahnfrau geht's am allerbesten; denn sie ist im Himmel.“

„Im Himmel? lieber Gott! im Himmel?“ rief erschrocken Georg; „Hans, ist sie gar gestorben?“

„Ja, Georg, die Ahnfrau ist gestorben, und selig wie ein Engel ist sie gestorben, wie sie gelebt hat! tausendmal läßt sie dich noch grüßen! gar oft hat sie auf dem Krankenbette von dir gesprochen, und gewünscht: Könnte ich doch unsern Georg noch einmal sehen! Weil du aber nicht da warst, so hat sie mich zweimal gesegnet, und dann gesagt: Hans, den zweiten Segen, den bringst du deinem Bruder.“

Eine tiefe Blässe überzog plötzlich das sonnengebräunte Antlitz des Wachtmeisters. „O meine Ahnfrau, meine liebe Ahnfrau!“ rief er erschüttert; „in Gottes Namen!“ Schnell und mit männlicher Fassung seinen Schmerz unterdrückend, fuhr er rasch mit der Hand über das Gesicht, wischte sich eine Thräne aus den Augen und sprach dann: „Gott gebe der Ahnfrau die ewige Ruhe! Hans, du mußt mir noch mehr von ihr und ihrem Ende erzählen; jetzt aber laß uns von andern Dingen reden.“

„Wie du willst, Georg,“ meinte Hans, dem auch die Augen naß geworden waren: „Vater, Mutter und Schwester und die ganze Nachbarschaft, alle lassen sie dich schönstens grüßen; der Vater hätte mir gerne Geld für dich mitgegeben; allein, weil er kein Geld hatte, so gab er mir die Geis dafür mit.“

„Die Geis? was sollst du denn damit anfangen?“ fragte der Wachtmeister verwundert.

„Verkaufen, Georg!“ und nun erzählte der Knabe, wie das aus dem Verkaufe der Ziege erlösete Geld nach dem Willen der Eltern verwendet werden sollte.

„Der gute Vater, die liebe Mutter!“ rief Georg

mit Rührung: „ja, ich will für die selige Ahnfrau auch eine heilige Messe lesen lassen; die hat sie wohl und noch mehr um mich verdient.“

„Auch Martha hat an dich gedacht,“ fuhr Hans fort, und nahm sein Ränzlein von dem Rücken herab; spät noch am Abend hat sie für dich Küchеln und Nudeln gebacken, und ist die halbe Nacht aufgeblieben, damit sie mit den Hemden für dich fertig wurde.“ Bei diesen Worten öffnete er sein Ränzlein; darin lagen zwei Säcklein; das eine enthielt vier Hemden von sehr guter Leinwand, die wahrlich dem Wachtmeister sehr willkommen waren; der Inhalt des andern waren eine bedeutende Anzahl von Küchеln und Nudeln, deren Wohlgeruch sogleich die benachbarten Reiter herbeizog.

„Ei, Kamerad,“ begann einer von ihnen, derselbe, welcher den Hans in die Caserne geführt hatte, „das lob' ich mir! schöne Hemden, süße Küchеln! hätte ich doch nur auch ein solches Brüderlein.“

„Willst du vielleicht ein Küchel verkosten?“ fragte der Knabe; „ich bin dir ja so noch Dank schuldig, weil du mich zu dem Bruder geführt hast; die gehören dem Bruder, und die gehören mein.“

Daß Georg die meisten der Küchеln blieben, braucht nicht erst gesagt zu werden. Gutmüthig bot Hans bei diesen Worten dem Wachtmeister, welcher, wie er bald hörte, Paul Flemmer hieß, zwei seiner besten Küchеln an, mit der Bitte, sie nicht zu verschmähen, sondern sie sich recht schmecken lassen; sie seyen nicht schlecht; denn Martha sey eine gute Köchin und hätte von der Ahnfrau das Kochen gelernt.

„Verschmähen? Gott bewahre!“ meinte lächelnd der Wachtmeister; „mein lieber Hans, habe deßhalb auch

nicht die mindeste Sorge; so etwas auszuschlagen, das könnte ich nicht über das Herz bringen. Das ist für uns Soldaten eine ganz seltene Speise, und der Magen möchte uns ganz eitel werden vor lauter Commisbrod." Und mit größtem Appetit griff er zu, und bald waren die Kücheln verzehrt, welche die freigebige Martha eben nicht klein gebacken hatte.

Hans sah es mit herzlicher Freude, daß der Schwester Kücheln dem Wachtmeister so behagt hätten; er theilte unter die umstehenden Reiter noch aus, was er an Kücheln hatte, und nur eines behielt er für sich.

„Du hast ein gutes Gemüth," lobte Georg und drückte dem Brüderlein freundlich die Hand.

„Aber, Georg," fuhr der Knabe fort, „die Geis, die Geis! da mußt du helfen, ich soll die Geis verkaufen, wo werde ich wohl einen Käufer dafür finden?"

„Käufer genug," tröstete der Wachtmeister, „hätten wir nur derweilen einen Stall für die Geis, ich möchte dich gerne in der Stadt umher führen und dir etwas zeigen; aber die Geis wäre für uns eine schlechte Gesellschaft bei unserm Spaziergange."

„Einen Stall?" meinte Hänslein vergnügt; „der ist so nahe, daß man ihn fast mit Händen greifen könnte; hätte denn die Geis nicht Platz in Euerm Pferdestall, Georg?"

„Nun ja," lachte der Wachtmeister, „ein schöner Einfall! deine Geis und unsere Pferde, die passen gut zusammen."

„Ei, warum denn nicht?" meinte der Knabe; „die Geis und unsere Rothschimmeln sind diesen Sommer gar oft mit einander auf der Weide gewesen und haben sich recht gut mit einander vertragen."

„Wir wollen es versuchen," sprach Georg; „es ist doch jedenfalls der kürzeste Weg, die Geis auf ein paar Stunden unterzubringen; der Taubenwirth, wo ich des Abends mein Bier trinke, der kauft sie gewiß." Bei diesen Worten ging er mit Hans und der Ziege dem Stalle zu und manchen schalkhaften Blick und neckischen Witz sandten ihnen die Reiter nach.

Ein Ausruf des Erstaunens kam über die Lippen des Knaben, als er mit dem Bruder in den Stall trat, und die Größe und Reinlichkeit der Stallungen, die Menge und Schönheit der Pferde betrachtete. Er, wie die meisten Knaben seines Alters, liebte diese edlen Thiere, und er kannte kein größeres Vergnügen, als mit den Pferden auf das Feld, oder in die Schwemme zu reiten. Georg mußte dem Brüderlein sein Pferd zeigen; es war ein schönes Rothroß von herrlicher, schön gezeichneter Gestalt. „Ei, du schöner Fuchs," begann Hans, und klopfte ihm liebkosend auf den zierlich gebogenen Hals, „wie habe ich dich so lieb! hast du ja meinen lieben Bruder Georg aus so vielen Gefahren und blutigen Gefechten unverletzt herausgetragen; dafür sollst du auch mein letztes Küchel bekommen, weil ich dir jetzt doch nichts besseres geben kann, du gutes Rößlein!" Und rasch griff er in die Tasche und bot dem Pferde das Küchel an, welches dasselbe auf der Stelle begierig fraß, und wiehernd mit den klugen Augen auf den Knaben blickte, als wollte es ihn auffordern, seine Gabe zu wiederholen. Hans hatte noch ein Stück Brod und gab auch dieses dem Pferde. „Jetzt habe ich dir alles gegeben," sprach er, „und habe jetzt nichts mehr; sey nur so gut, du gutes Thier, und gib meiner Geis nur auf ein paar Stunden in deinem Stande Quartier."

Er band bei diesen Worten die Ziege an den Barren fest; die Ziege zeigte anfänglich wenig Lust, und schüttelte ein paarmal verdrießlich und meckernd den Kopf, und schaute bedenklich auf seinen Nachbarn, der verwundert den schlanken Hals herabneigte, und mit großer Neugierde den ungewohnten Gast zu betrachten schien. „Gedulde dich nur, lieber Gaul," begann wieder der gutmüthige Knabe, „und gönne der Geis ein Plätzlein neben dir, und es soll dein Schade gewiß nicht seyn; trage nur bald meinen Bruder auf die Kirchweih, und das beste, süßeste Heu will ich dir auftischen und eine Kirchweihnudel soll dir auch nicht fehlen."

„Ja, Georg," fuhr Hans weiter, „Vater, Mutter, Martha und die ganze gute Nachbarschaft laden dich von Herzen auf die Kirchweihe. Zwei Jahre sind es, daß du zu Hause mit uns nicht mehr Kirchweihe gehalten hast; heurigen Jahres mußt du kommen; es ist ja Friede; Vater, Mutter und Martha hätten noch einmal so viel Freude, wenn du dabei wärest."

„Will's Gott, so komme ich gewiß," antwortete der Wachtmeister; „ich sehne mich recht von Herzen, die Eltern und das Schwesterlein wieder zu sehen; aber der Dienst geht vor Allem, und der ist streng; heißt es ja, wir müssen bald wieder in das Feld! Aber, Hans, du bist das erstemal in München, und München ist wohl des Sehens werth; laß uns ein wenig die Stadt besehen; jetzt ist es neun Uhr, und ich habe Zeit bis eilf."

Das war dem Hans aus dem Herzen gesprochen. Rasch fütterte er die Ziege, empfahl ihr und dem Pferde Georgs gute Nachbarschaft und folgte dann dem Bruder. Doch kaum waren sie zum Thore der Caserne ge=

kommen, als ein plötzliches Lärmen und Lachen losbrach. Verwundert schauten sie um. Der Geis hatte es im Stalle unter den Pferden gar wenig gefallen; es war ihr gelungen, das schwache Schnürlein zu zerreißen, und sogleich war sie in den Hof hinausgerannt, und war mitten unter die Reiter gekommen, welche sofort von allen Seiten auf das scheue Thier Jagd machten. Aber die Ziege ließ sich nicht so leicht fangen; sie entwischte allemal mit großer Behendigkeit, und lief einem Reiter, der sie schon zu fassen glaubte, unter die Füße, daß er der Länge nach zu Boden fiel. Auch Hans war nicht glücklicher, und die Ziege wäre wohl durch das Hofthor entwischt und auf die Straße gerannt, hätte nicht ein Unteroffizier, der gerade mit einer Frau und einem Mädchen von der Straße her zum Thore kam, sie gefaßt und mit kräftiger Faust gehalten. Die Uniform dieses Soldaten schien nicht die der Bayern zu seyn; sie war dunkelblau und mit rothen Epauletten geschmückt; eine leichte Mütze von derselben Farbe deckte sein Haupt, das noch einer Wunde wegen verbunden war; seine Brust zierte der Orden der Ehrenlegion.

„Sieh doch einmal, Babette," sprach lächelnd der Unteroffizier in verständlichem doch gebrochenen Deutsch, „wir suchen die ganze Stadt um eine Ziege ab, und hier läuft uns eine in die Hände."

„Dürften wir sie nur auf der Stelle behalten," meinte die Frau, die recht geläufig, doch mit dem Accente des Elsasses deutsch redete; „Bertrand, wir könnten sie gar so gut für unsere kranke Madelon brauchen."

Hans war eilends herbeigerannt, die Ziege zu fassen und wieder in den Stall zurückzuführen. „Habt Dank, daß ihr mir die Ziege aufgehalten habt," sprach

er, „es wäre mir gar nicht lieb, wenn ich sie auf der Gasse hätte suchen müssen."

„Gehört die Ziege dir? was thust du aber mit der Ziege hier in der Caserne?" fragte der Unteroffizier.

„In der Caserne suchte ich meinen Bruder," war die Antwort des Knaben, „und die Geis, die will ich verkaufen, habt noch einmal Dank."

„Du willst die Ziege verkaufen?" fragte schnell und freudig die Frau, „wir wollen sie dir abkaufen, wenn du anders billig bist."

„Recht, ihr sollt sie haben," rief Hans, „ist sie Euch ja schon entgegen gelaufen, als gehörte sie Euch; was gebt Ihr dafür?"

„Und was verlangst du dafür?"

„Die Mutter meint, sie sey unter Brüdern fünf Gulden werth," meinte der Knabe.

„Das ist nicht zu viel," sprach die Frau leise zu dem Unteroffizier; „es ist ein noch junges und wohlgenährtes Thier."

„Ich fürchte nur, wir werden nicht mehr so viel Geld haben; der Sold ist ausgeblieben, und der Apothekerkonto, den wir eben bezahlt haben, hat viel gemacht."

„Bertrand," bat die zärtliche Mutter, „wir müssen die Ziege kaufen, wir müssen das Aeußerste aufbieten, eine Ziege für unsere Madelon zu bekommen; der Arzt hat ihr die Ziegenmilch verordnet und gesagt, sie allein könne ihr noch helfen; ich verkaufe in Eile diesen goldenen Ring; halte nur den Knaben auf, bis ich mit dem Gelde zurückkomme."

Der Unteroffizier aber hielt sein Weib zurück. „Bei Leibe nicht, Babette," sprach er, „es ist der Ring deines verstorbenen Vaters; ich will bei meinen braven

bayerischen Kameraden Hilfe suchen, oder im äußersten Falle meine silberne Uhr verpfänden."

Bei diesen Worten eilte er in den Hof der Caserne hinein; Babette aber bedeutete dem Knaben, einige Augenblicke zu warten, bis ihr Bertrand mit Geld zurückkäme, und die Ziege bezahlen würde. Hans war es gerne zufrieden, und bei seiner kindlichen, gemüthlichen Neugierde hatte er bald erfragt, daß Bertrand Frau Babettens Eheherr und ein Sergeant bei der Garde-Artillerie des Kaisers Napoleon sey; Madelon, das kranke, arme Mädchen mit dem bleichen, fast durchsichtigen so lieben Gesichtlein, wäre ihr Kind und der Ziegenmilch sehr bedürftig.

„Und was fehlt denn Euerm Töchterlein," fragte recht theilnehmend Hans.

„Sie hat den Husten," klagte die besorgte Mutter; „in Euerm rauhen Deutschland hat das arme Kind den Husten bekommen, und nichts will dagegen helfen."

„Da hättet Ihr aber besser gethan, zu Hause zu bleiben," meinte Hans, den es fast verdroß, daß die Frau sein Vaterland rauh schalt; „der Vater hat oft gesagt, es sollten die Franzosen zu Hause bleiben; sie hätten bei uns nichts zu thun."

„Ja, du redest, wie du es verstehst," sagte Frau Babette, welche bei der treuherzigen Offenheit des Knaben ein Lächeln nicht unterdrücken konnte; „ich für meinen Theil, ich wäre mit Madelon gerne zu Hause geblieben; aber wir mußten nach Deutschland; Kaiser Napoleon gebot, und was der befiehlt, das muß geschehen; so kamen ich und Madelon mit Bertrand nach deiner Heimath."

„Nichts für ungut, liebe Frau," bat Hans; „Ihr

habt da Recht; man muß dem Landesherrn Gehorsam leisten. Euer Landesherr ist der Kaiser Napoleon; der meinige ist der gute Churfürst, jetzt gar König Max; wenn jetzt mein König zu mir sagen würde: „Hans, du mußt ein Reiter werden, und nach — wie heißt das Land, das am weitesten von München entfernt ist?"

„Ich glaube," sagte nachdenklich Frau Babette, „es wird wohl Rußland heißen."

„Also, wenn mein König zu mir sagte: Hans, jetzt sitz' auf, und reite nach Rußland! ich würde nicht lange fragen, sondern aufsitzen und fortreiten, wohin er mich schickte; denn der Gehorsam und die Treue, sagte die Ahnfrau, die gehen über alles. Da habt Ihr Recht, aber Unrecht habt Ihr, daß Ihr meine Heimath ein rauhes Land nennt; o meine Heimath ist ein schönes, gutes Land, und ich möchte um Alles in der Welt keine andere haben; Euer Töchterlein hätte den Husten in Frankreich auch bekommen können; aber weil sie einmal in unserer Heimath krank geworden ist, so ist es auch billig, daß wir ihr wieder zur Gesundheit helfen. Gegen den Husten und das Brustweh hilft gewiß die Geismilch, ich habe Euch die Geis um fünf Gulden geboten, Ihr sollt sie um die Hälfte haben; denn die Ahnfrau sagte gar oft zu mir: Hans, habe ja Mitleiden mit den Kranken, und thue ihnen so viel Gutes, als du kannst; Gott wird es dir vergelten, das glaube mir."

„Du guter Knabe," rief Frau Babette mit Rührung; „ja, du meinst es gut mit uns, aber wir werden dir die fünf Gulden gerne bezahlen; die Ziege ist es werth, und für Madelon ist ihre Milch eine wahre Erquickung."

Aber Hans blieb dabei, und wollte nur die Hälfte der fünf Gulden annehmen. Mit gar liebreichen Worten tröstete er das kranke Kind, und versprach ihr gar heilsame Wirkungen von der Geismilch. „Dorthin,“ rief er und wies nach dem Gebirge, welches in weiter Ferne sichtbar wurde, „dorthin, nach meinen Bergen sollst du kommen, dahin reisen im Frühjahr und Sommer gar viele kranke Frauen und Herrn von München, die trinken die Geismilch und werden wieder gesund; auch dich wird die Geismilch wieder gesund machen.“

Das Mädchen, das durch ihre Mutter der deutschen Sprache wohl kundig war, hörte ihm aufmerksam zu, ihre trüben Züge erheiterten sich bei der treuherzigen Rede des Knaben; ein mildes Lächeln verklärte ihr zartes Gesicht; sie bot dem Hans die Händlein, und sprach, die Ziege liebkosend, zu ihm: „Also meinst du, die Geismilch mache mich gesund? o ich will sie fleißig trinken.“

„Thue das, aber du mußt auch fleißig beten; die Ahnfrau hat gar oft zu mir gesagt: wer krank ist, der soll den Arzt rufen und die Arznei fleißig nehmen, aber auch eifrig beten, daß der Heiland sie segne; der Heiland ist der beste Arzt in jeder Krankheit.“

„Der Heiland, unser Herr Jesus Christus,“ betete Madelon, faltete andächtig die Händlein, und küßte das Kreuzlein einer Perlenschnur, die ihren Hals zierte.

„Du hast den rechten Sinn,“ lobte freudig der fromme Knabe, „ja, du wirst gesund werden; trink nur fleißig die Geismilch und bete eifrig zum Heiland; dann wird dir gewiß geholfen werden.“

Jetzt kam der Franzose mit Georg zurück. „Es bleibt dabei, Kamerad,“ sprach der Wachtmeister: „Ihr

behaltet die Uhr und nehmt die Ziege; ich mache es schon mit dem Verkäufer aus; es ist ja Hans, mein leiblicher Bruder, der borgt mir schon."

Bertrand wollte durchaus die Uhr als Pfand dem Wachtmeister aufdringen.

„Nehmt die Ziege und behaltet die Uhr," entschied dieser: „Ihr solltet mehr Zutrauen zu den Bayern haben. Hans, jetzt kaufe ich die Ziege, und will dir das Geld schon geben."

„Daß ich dein Geld nehme," sprach Hans, „die Hälfte der Geis gehört ja so dein; besorge nur die heilige Messe im Herzogspital, sonst brauchst du dich um nichts weiter zu bekümmern."

„Aber deine Weste auf die Kirchweihe, Brüderlein?" fragte der Wachtmeister.

„Ei nun, die krieg' ich dann sicher zu Weihnachten und so lange kann ich leicht warten. Also weg mit dem Gelde, weg mit der Uhr! Was thätens zu Hause sagen!"

Mit tiefer Rührung blickte der Franzose bald auf den Wachtmeister, bald auf Hans. „Ja," rief er gerührt: „Ihr verdient Brüder zu seyn; es ist keine Schande, wenn ein Kamerad von dem andern eine Gutthat annimmt; aber bei Gott, Bertrand Mollet wird Eurer Güte nicht vergessen; er hofft, daß seine Geldnoth bald ein Ende hat, und er wird gewiß Euch beiden dankbar seyn."

Bertrand Mollet, ein biederer, tapferer Soldat, diente als Sergeant in der Gardeartillerie Napoleons, und war in der blutigen Schlacht bei Austerlitz von einer Kartätschenkugel schwer an dem Kopfe verwundet worden; er wurde in das Spital nach Brünn gebracht,

wo er langsam genas; noch sehr geschwächt, und an der Wunde leidend, begab er sich nach München, um daselbst seine Heilung zu vollenden. Um den Gatten zu pflegen, verließ Babette mit Madelon, ihrem einzigen Kinde, Alanges, ein Dörflein in der Provence, wo Bertrand geboren war, und sein Vater, als ein nicht unbemittelter Weinbauer noch lebte, und eilte nach München. Die Beschwernisse der Reise zogen der kleinen Madelon einen bösartigen Husten zu, welcher dem armen Kinde viele Leiden verursachte, und lang andauerte. Frau Babette hatte nun Plage und Leid genug, aber sie pflegte Gatten und Kind mit unermüdlicher, zärtlichster Liebe und Aufopferung. Wohl ging es mit Bertrand besser; allein sein kleiner Geldvorrath war durch die Kosten der Krankheit bald aufgezehrt, und er würde in sehr große Verlegenheit gekommen seyn, hätten nicht die bayerischen Reiter ihm in ihrer Caserne eine kleine Kammer mit einer Küche daneben eingeräumt, und Holz und Medizin, so viel ihr Haushalt bedurfte, aus ihrer Kasse beigefügt. Bertrand erholte sich; von Tag zu Tag nahmen seine Kräfte zu; allein Madelon's Leiden wollte nicht weichen, trotz der Sorge der Mutter und aller Mühe der Aerzte. Zuletzt verordnete der Arzt Geismilch als das beste Mittel. Die bekümmerten Eltern suchten die ganze Stadt um eine Ziege, und konnten weder in der Stadt, noch in der benachbarten Gegend eine Ziege finden. Gerade an dem Tage, wo sie ermüdet und niedergeschlagen ohne Ziege nach der Wohnung zurückkehrten, trafen sie mit Hans zusammen. Dieß Begegnen, dieser Verkauf der Ziege, schienen so zufällig, so unwichtig; aber es kam eine Zeit, wo alle

diejenigen, die sich hier trafen, den Augenblick segneten, der sie zusammengeführt hatte.

Von den Thürmen der alten, ehrwürdigen Frauenkirche schlug die neunte Stunde. „Hans," erinnerte Georg, „es ist hohe Zeit, daß wir uns einmal auf den Weg machen; zwei Stunden vergehen bald, und um eilf Uhr zieht die Wache auf." Hans aber meinte, er müsse zuvor die Ziege ordentlich einstallen, aber wo? Frau Babette wußte Rath dafür; in der Küche befand sich eine Art von Verschlag, und dieser war geräumig genug, die Ziege zu fassen. Der Nothstall war bald eingerichtet, der Boden mit Stroh und Heu, die in einer Reiterkaserne nicht leicht fehlen konnten, bedeckt, und es schien der Ziege hier bei weitem besser zu gefallen, als bei den Pferden. Hans aber rief fröhlich: „Madelon, jetzt sollst du aber auch die Milch der Geis verkosten." Und rasch melkte er die Ziege und reichte ein Schüsselein voll der reinsten Milch der Kleinen dar. Madelon trank, und sie fand die Milch vortrefflich. „O Mutter," rief sie, „das schmeckt gut." Und sie trank wieder, und bot das Schüsselein der Mutter dar. Auch Frau Babette kostete sie, und lobte sie nach Verdienst. „Ja, das erquickt, das ist eine wahre Arznei," sprach sie mit einem dankbaren Blick auf den Knaben; „ich meine, Gott hat dich heute zu uns geschickt."

„Wenn Euch die Milch so gut schmeckt," meinte recht vergnügt der Knabe, „so solltet Ihr einmal unsere Butter, unsere Kücheln und Nudeln kosten;" und es that ihm von ganzem Herzen leid, daß er sie nicht mit der letzteren Speise bedienen und so seiner lieben Heimath ein neues Lob zubringen konnte. „Aber die Mutter soll Euch ein paar Pfund Butter sammt Kücheln

und Nudeln überschicken, wenn unser Nachbar, der Grünsteffel, wieder nach der Stadt fährt.“

Und er hätte noch länger von seiner Heimath in den Bergen gesprochen, aber Bruder Georg nahm seine Hand und zog ihn hinaus, um doch einigermaßen ihm die prachtvolle Hauptstadt zu zeigen. Hans sollte doch zu Hause etwas erzählen und sagen können, er sey in München gewesen; und dazu war die Zeit eben nicht lang; denn des Nachmittags schon wollte Grünsteffel, der Nachbar, wieder nach Hause fahren und in Wolfratshausen übernachten.

Damals war München noch nicht die schöne, prachtvolle Stadt, zu der sie jetzt die Kunstliebe König Ludwigs erhoben hat. Die herrlichen Prachtbauten der Glyptothek, der Pinakothek mit ihren reichen Schätzen, die schönen Kirchen zur Ehre aller Heiligen, des heiligen Ludwigs, die Basilika, der gothische Tempel in der Vorstadt Au — Kunstwerke, jetzt die Zierde der Stadt und die Bewunderung der Welt, sie standen noch nicht, eben so wenig als die herrliche Ludwigsstraße mit ihren Palästen und eine Menge anderer schöner Gebäude, die jetzt München auf allen Seiten zieren. Die Zahl der Bewohner belief sich damals nur auf fünf und fünfzigtausend Seelen, während sie mit Einschluß der Vorstädte nun mehr als das Doppelte erreicht hat. Dennoch gehörte auch damals München zu den schönsten Städten des deutschen Vaterlandes, und schloß schon zu jener Zeit reiche Kunstschätze in sich; sein ernstes, würdevolles Aussehen, machte es der Ehre nicht unwerth, die Residenz eines Königs zu seyn. In diesem Jahre, den ersten Jänner 1806, hatte sich der Churfürst Max die königliche Krone aufgesetzt, und ihr Glanz begann auch

die Hauptstadt zu bestrahlen. Ganz Bayern machte große Anstrengungen, sich des neuen Ranges würdig zu bezeigen; das churfürstliche Wappen verschwand und machte der Königlichen Krone Platz; das Heer wurde vermehrt, überall begann sich höherer Glanz und höheres Selbstgefühl zu zeigen.

Georg führte den Bruder durch die Hauptstraßen und Plätze der Stadt; er zeigte ihm die Residenz des Königs, deren Aeußeres die Pracht und Herrlichkeit des Innern keineswegs vermuthen läßt; er besuchte mit ihm den schönen englischen Garten, die Hauptwache und den großen Marktplatz, der immer voll von Menschen ist. Von da führte er das Brüderlein in die schöne ehrwürdige Kirche zu Unserer lieben Frau, in die Kirche des heiligen Cajetan und des heiligen Michael, Tempel, welche jeder, auch der größten Stadt der Christenheit zur Zierde gereichen würden. Hans war zum erstenmal in der Hauptstadt; die Größe und Menge der Straßen und Plätze, die Pracht und Herrlichkeit der Gebäude, die Fülle der Menschen, die ihm überall entgegen wogte, die Mannigfaltigkeit der Gestalten, der Sprachen und Kleidertrachten erregten auf das höchste seine Bewunderung; er konnte sich kaum satt schauen und Georg hatte genug zu thun, um alle Fragen des erstaunten, wißbegierigen Knaben zu beantworten. Und dennoch, so sehr diese Pracht und Herrlichkeit den schlichten Knaben mit Bewunderung erfüllte, er hätte dennoch die stille, großartige Anmuth seines Thales nicht dagegen vertauscht. So wanderten sie anderthalb Stunden in der Stadt; der erste Eindruck des Erstaunens hatte bei dem sinnigen Knaben einer ruhigen nachdenklichen Bewunderung Platz gemacht; zum zweitenmale

waren sie zur Residenz des Königs gekommen, und recht verlangend betrachtete Hans den ehrwürdigen Palast.

„Georg," sprach er und faßte die Hand des Bruders, als wollte er ihn hier festhalten, „Georg, eines möchte ich doch noch sehen."

„Was denn, Hans? was soll ich dir noch zeigen?" fragte der Wachtmeister.

„Du sollst mir den guten Herrn, unsern König zeigen; zu Hause werden sie mich alle fragen: was macht denn unser König, der gute Max? Wie soll ich ihnen aber etwas von dem Könige sagen, wenn ich ihn nicht gesehen habe?"

„Ja, Brüderlein, das geht nicht so leicht, als du glaubst," meinte lächelnd Georg, „man kann nicht so gleich zu dem Könige kommen."

„Versuche es doch, Georg," bat der Knabe, „ich möchte den guten Herrn doch gar zu gern sehen. Die Ahnfrau — Gott gebe ihr die ewige Ruhe! — hat oft zu mir gesagt: Hans, wenn du nach München kommst, so besuche vor allem die Kirchen, und die Frau Benedikta, deine Base; hast du dieß gethan, so gib dir ja alle Mühe, daß du den König siehst. Du weißt, Georg, die Ahnfrau hat große Stücke von jeher auf ihn gehalten. Der König war vor vier Jahren in unsern Bergen in Tegernsee; da sagte die Ahnfrau: Ich muß ihn doch auch einmal sehen, den Churfürsten; und trotz ihrer siebenzig Jahre, ging sie noch mit dem Vater über die Berge nach Tegernsee. Was war das für eine Freude, als sie wieder heimkam! Sie hatte den guten Herrn wirklich gesehen, und er hatte ihr bei einem Spaziergange gerufen: Guten Morgen, liebe Alte, wo kommst denn du her? Das erzählte sie ein halbes Jahr

lang täglich mit einer recht herzlichen Freude, und beschrieb uns den König, wie er ausgesehen, vom Kopf bis zum Fuß; und alle Tage betete sie mit uns für ihn und die ganze königliche Familie, daß sie Gott beschützen möge. Gar manches gute Wort sprach sie da für ihn. Als einstmals Bartel, ihr Gevatter, über den König verdrießlich wurde, weil er jetzt noch einmal so viel, als sonst, Steuern bezahlen sollte, und er deßhalb eine Kuh verkaufen mußte, sprach sie recht freundlich zu ihm: Schau, Bartel, bedenke es wohl, daß er jetzt nicht mehr Churfürst ist, sondern gar ein König; er ist also mehr geworden, darum braucht er mehr; wenn wir aber ihm nichts geben, woher soll er es denn nehmen? Und der Bartel sagte von dieser Zeit nichts mehr, sondern zahlte geduldig. D'rum möchte ich den König gar so gern sehen. Georg, wie wäre es denn, wenn du hinaufgingest zu ihm, auf sein Zimmer und zu ihm sagtest: drunten steht mein Bruder, der Hans, der hat dich noch nicht gesehen, und möchte so gern dich einmal sehen; denn er hat dich von Herzen lieb und betet alle Tage für dich, daß es dir recht gut gehe. Ich wette d'rauf, er sagt: der Hans soll nur kommen. Und ich würde ihm die Hand küssen und er würde zu mir sagen: Hans, das ist brav von dir, du bist ein gutes Büblein, wie allemal der Herr Pfarrer zu mir sagt, wenn ich ihm begegne und ihm die Kußhand gebe."

„Hinauf darf ich dich nicht führen," erwiederte Georg, lächelnd und gerührt durch die treuherzige Einfalt des Knaben; „der König hat der Geschäfte zu viel, und kann nicht leicht jeden aufnehmen, der ihn zu sehen und sprechen wünscht; aber sehen sollst du den König; des Nachmittags manövrirt die Artillerie auf

dem Marsfelde; ich weiß, daß er heute dem Manövre beiwohnt; ich führe dich hinaus und zeige ihn dir."

Damit war nun Hans getröstet, und er freute sich von ganzem Herzen, seinen König und Landesvater zu sehen. Georg wollte nun das Brüderlein zum Kloster in dem sogenannten Herzogspitale führen. Dort lebte der Ahnfrau Tochter, die fromme Frau Benedikta; Hans wollte sie besuchen, ihr den Tod der seligen Ahnfrau melden, und zugleich nach dem Willen der Seligen, ihr ein Andenken überbringen. Als sie in die Eisenmannsgasse einbogen, kam ihnen ein Mann entgegen von etwa fünfzig Jahren; er war von stattlicher Größe, aber starken untersetzten Wuchses und wohlbeleibt; sein volles Antlitz hatte den Ausdruck wohlwollender Gutmüthigkeit und Milde; an seiner Seite ging ein hochgewachsener Jüngling mit Zügen voll Geistes und Lebens. Plötzlich blieb der Wachtmeister stehen, legte die Hand zum kriegerischen Gruße an das Casquet, und rief seinem Bruder leise zu: Hans, da kommt der König! der junge Herr an seiner Seite ist der Kronprinz! Die beiden Fürsten gingen freundlich den Gruß des Wachtmeisters erwiedernd vorüber, und Georg bemerkte wohl, daß ein wohlwollender Blick des Königs auf sein Brüderlein fiel, der in seiner oberländischen Gebirgstracht neben dem stattlichen Chevauxlegers-Wachtmeister sich gar hübsch ausnehmen mochte. Hans beobachtete König und Kronprinz mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, unverwandten Auges.

„Georg," flüsterte er dem Bruder mit gerötheten Wangen und leuchtenden Augen zu: „Georg, hast du es gesehen, wie freundlich mich der König angeschaut

und angelacht hat? ich muß den König und den Kronprinz noch einmal sehen!"

Und pfeilschnell lief er bei diesen Worten ihnen nach, lief ihnen einige Schritte voraus, und stellte sich dann bei der Hofkirche zum heiligen Michael, wo sich die Straße etwas erhöht, wieder auf, und blickte fröhlich auf die näher kommenden Fürsten. Jubelnd schwenkte der Knabe sein Hütlein, und rief mit lauter, freudiger Stimme: „Hoch lebe der König Max, und Ludwig, sein Sohn, unser Kronprinz!" Der König lachte und er und der Kronprinz winkten ihm gnädig mit der Hand den Dank zu, für seine so herzlich gemeinte Begrüßung. Kaum hatte Hans seinen Dank von den gütigen Fürsten empfangen, so lief er in höchster Freude wieder zu seinem Bruder zurück, der ihm nachgegangen und Zeuge des ganzen Auftrittes gewesen war. „Georg," rief der Knabe fröhlich, „hast du gesehen, wie der König und der Kronprinz mir so freundlich gedankt haben? ich habe sie aber auch recht hoch und von Herzen hoch leben lassen. Das sind so gute und gnädige Herrn! was werden sie alle für eine Freude haben, wenn ich ihnen zu Hause alles erzähle!"

In seiner Freude redete der Knabe fort, bis sie vor dem Kloster der Frauen Servitinnen zum Herzogspitale standen. „Hans," begann der Wachtmeister, „hier wohnt unsere Frau Base, die fromme Benedikta; gerne würde ich dich zu ihr begleiten, aber es ist höchste Zeit, daß ich nach der Caserne zurückkehre; grüße sie aber schönstens in meinem Namen, und bitte um ihr Gebet für mich; ein Soldat kann es wohl brauchen. Läute nur hier an der Glocke und sage der Frau Pförtnerin, wer du bist und zu wem du möchtest; sie werden dich

wohl zum Mittagessen einladen, denn sie sind recht gastfreundlich; sollte es aber nicht sein, so gehe zurück in die Caserne; bis um Ein Uhr ist die Parade aus; dann führe ich dich schon in ein Haus, wo wir etwas zu essen und auch zu trinken bekommen. Also, auf Wiedersehen, mein Brüderlein."

Zweites Kapitel.

Das Kloster.

Mit einer Art von heiliger Scheu und doch inniger, herzlicher Freude trat der Knabe in den stillen Gang des Klosters. Wie oft hatte nicht die Ahnfrau von dem Kloster der Frauen Servitinnen gesprochen, und was sie gesprochen — es war nur Gutes und Liebes gewesen! Zwanzig Jahre waren verflossen, als Frau Gertraud, die Ahnfrau, mit Anna, ihrem zweiten Töchterlein, vor der Pforte dieses Klosters stand und Einlaß und Aufnahme für Anna begehrte. Dieses stille fromme Mädchen hatte von jeher nicht nach den Freuden der Welt, sondern nach jenem Glücke, das die Liebe zu Gott und das auf die drei Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsames gegründete Leben gewährt, mit Sehnsucht verlangt und in diesem Kloster auch gefunden. —

Hans läutete mit klopfendem Herzen an; alsobald öffnete sich das Fensterlein der Pforte, und eine alte Klosterfrau mit einem freundlichen Gesichte schaute heraus und rief: „Gelobt sey Jesus Christus! was wollt ihr haben in unserm Kloster?"

„Seid so gut, ehrwürdige Frau," bat der Knabe, „und sagt der Frau Benedikta, daß ich da sey, der Johannes Perner von der Jachenau."

„Gleich werde ich dich melden," war die Antwort der Frau Pförtnerin: „komme nur herein." Und sie öffnete das Sprachzimmer und läutete, worauf eine Laienschwester erschien und sogleich Frau Benedikta beschickt wurde. So sehr sich auch der Knabe freute, seine Base zu sehen, welche von dem ganzen Hause so sehr geehrt wurde, so befiel ihn doch in diesem Augenblicke eine Art von trüber Bangigkeit; er war nicht furchtsam, er wußte, daß er einer eben so frommen, als liebreichen Verwandten entgegen trete; aber es kam ihn sehr schwer an, einer so theuern Frau bei dem ersten Besuche keine liebe, frohe Botschaft, sondern eine gar traurige Nachricht bringen zu müssen. Dabei wurde es ihm Angst um das Herz, wie er ihr es beibringen sollte, daß die Ahnfrau gestorben sey.

Da klang still ein Thürlein und zwei Nonnen erschienen an dem Sprachgitter. Gleich bei dem ersten Anblicke erkannte Hans die Base, obschon er sie nie in seinem Leben gesehen; und wahrlich für ihn war Frau Benedikta leicht zu erkennen, sie trug die edlen, so fein und doch so kräftig geschnittenen Züge der Ahnfrau, und dasselbe dunkle und doch so milde Auge blickte ihn freundlich und grüßend an. Es war dem Knaben, als trete ihm die Ahnfrau um vierzig Jahre verjüngt entgegen; er blieb bei dem Anblicke dieser so theuern Züge einige Augenblicke versunken stehen, bis ihn die sanfte, wohlklingende Stimme der Klosterfrau mit dem Gruße weckte: „Gelobt sei Jesus Christus! Du machst mir heute eine große Freude, Johannes; Georg und Martha,

deine Geschwister, habe ich schon oft gesehen, und heute, Gott sei es gedankt, lerne ich auch dich, den Benjamin des Hauses, kennen. Ich habe jedesmal nach dir gefragt, und allemal freute es mich von Herzen und ich sagte Gott tausend Dank, sobald ich hörte, daß du gerne betetest, fleißig in die Schule gingest, und den Eltern ein treues, gehorsames, dankbares Söhnlein wärest; deßhalb sei im Namen Jesu von Herzen gegrüßt und dein Einzug in unser stilles Haus von Ihm gesegnet."

„Ehrwürdige Frau Base," begann der Knabe, „wie ähnlich seht ihr doch der Ahnfrau; ist's mir doch, als sei sie wieder vom Himmel herabgekommen und stünde jetzt vor mir!"

„Was sagst du, Johannes?" fragte die Klosterfrau bange und in trauriger Ahnung, „vom Himmel herabgekommen? die Ahnfrau vom Himmel gekommen? was meinst du damit?"

„Der Vater sprach zu mir: Hans, suche die Frau Benedikta auf, und sage ihr: die Mutter ist in Frieden zu Jesu heimgegangen, und ist jetzt dort, wo sie ihr Lebtag gerne gewesen wäre."

„O Jesu, du Heiland der Welt, so ist die Mutter gestorben," klagte erschüttert die Klosterfrau. In tiefstem Schmerze sank ihr bleiches Haupt auf die Brust herab. Der Mensch hat nur e i n e n Vater, und nur e i n e Mutter; und mag sich sein Herz auch noch so sehr von der Welt und ihren Dingen abgelöset haben, die Nachricht von ihrem Tode wird es immer wie mit einem glühenden Schwerte berühren.

„Gestorben nicht, das sagte sie selbst, als ich sie einstmals bekümmert fragte: Ahnfrau, willst du denn sterben? Da sagte sie freundlich zu mir: Hans, ich sterbe

nicht; der an Jesu glaubt, stirbt nicht, sondern hat das ewige Leben, und wird einst mit Ihm wieder auferstehen; aber eingehen werde ich zu dem himmlischen Vater, und es freut mich von ganzem Herzen, daß Er mich holt."

Es dauerte nur wenige Augenblicke, so hatte sich die fromme Klosterfrau wieder gesammelt und den tiefen, hervorbrechenden Schmerz zum Schweigen gebracht. Der alte Friede strahlte wie zuvor in den frommen, Gott ergebenen Zügen, und das Auge auf das Bild des Gekreuzigten wendend, rief sie voll Demuth: „Herr, dein Wille geschehe! dein Name, o du Herr des Lebens und des Todes, sey gepriesen! o du ewige Liebe, möge meine Mutter eingegangen seyn in dein Reich!" Dann bat sie den kleinen Vetter, er möge ihr alles genau erzählen, wie die Krankheit der seligen Mutter, wie ihr Tod gewesen.

„Ihr wißt, ehrwürdige Frau Base," fuhr dieser fort, „daß sich die selige Ahnfrau im Leben gar viel geplagt hat, oft über ihre Kräfte und wer sie gekannt, der kann davon Zeugniß geben. Mit einem Häuslein und ein paar Tagewerk Feld fing sie an; der Ahnherr starb leider zu früh, viel zu früh; jetzt mußte sie an Euch und meinem Vater nicht bloß die Mutter, sondern auch den Vater machen, und es waren damals schwere Zeiten; die große Theuerung kam und davon hat die Ahnfrau gar oft erzählt. Ihr wißt von dieser Noth mehr als ich, und habt selber gesehen, wie sich die Ahnfrau für das Hauswesen geplagt hat; da hat sie, wie sie mir oft erzählte, gar viel gearbeitet und gebetet, und wenig Schlaf und Ruhe gehabt. Aber Gott segnete auch ihr Gebet und ihre Mühe; mit jedem Jahre konnte sie ihre Felder und Wiesen, ihr Rindvieh und

ihre Kälber vermehren; und nach zehn Jahren hatte sie schon einen halben Hof sich errungen. Und so arbeitete sie rastlos fort, auch dann noch, als der Vater den Hof übernahm, und ihr einen ordentlichen Austrag gab. Wenn nun Vater und Mutter baten: Mutter, warum plagst du dich denn gar so? es thut ja nicht Noth, laß uns arbeiten, du darfst dir schon Ruhe gönnen, denn du hast dich ja schon oft genug geplagt, so sprach sie allezeit: „Kinder, laßt mir meine Freude; etwas kann ich ja doch noch thun; wenn ich einmal nicht mehr arbeiten kann, so höre ich bald zu leben auf. Das sagte sie gar oft, und wahrhaftig es traf ein."

Es sind erst vierzehn Tage, daß sie krank wurde und sich zu Bette legte, was sie nur im Falle der äußersten Schwachheit zu thun pflegte; da sagte sie zu uns: „Dießmal werde ich nicht mehr aufkommen!" Da wurden wir alle recht bekümmert und der Vater schickte sogleich nach dem Bader von Benediktbeuern; der kam und meinte, es sey die Gefahr so groß doch nicht, und er wolle die Ahnfrau schon wieder herstellen. Aber die Ahnfrau schüttelte den Kopf: „Dießmal wird er mir wohl nicht mehr helfen können; doch es ist des Christen Pflicht, daß er die Arzneien nehme und dem Arzte Gehorsam leiste; aber meine Seele verlangt vor Allem nach der himmlischen Arznei; bittet doch den lieben Pater Benno, daß er mir die heiligen Sakramente reiche. Die heilige Oelung ist ein gar gnadenreiches Sakrament, eigens für die Kranken eingesetzt, das gar große Stärkungen verleiht; darnach sehne ich mich; ich will zuvor mit Gottes Hilfe die Seele gesund machen; ist die Seele gesund, so wird der Leib, will es Gott, desto leichter genesen."

Frau Benedikta blickte dankend und sichtbar erleichtert zum Himmel.

„Noch an demselben Tage," fuhr Hans fort, „kam der Herr Pater Benno, und reichte der Ahnfrau die heiligen Sterbsakramente."

„Die Andacht und Freude, womit sie die heiligen Sterbsakramente empfing, ist nicht zu sagen; mit Thränen in den Augen, das Kreuz in der Hand, empfing sie die heilige Communion und Oelung. Schon ein Vierteljahr zuvor, als zu Tölz auf dem Calvariberg der große Ablaß war, ging sie hinauf und legte dort eine Generalbeicht ab. Das gab ihr jetzt großen Trost; wir knieten um ihr Bett herum und beteten und weinten abwechselnd. Ich kniete ihr zunächst und hörte sie ganz leise sagen: Habe ich dich mein Herr und Heiland? jetzt lasse ich dich nimmer; jetzt mußt du bei mir bleiben und dein Kreuz mit mir theilen; dir will ich jetzt leiden und sterben! Dann sah sie recht fröhlich und liebreich uns an. Weinet doch nicht, und seid nicht traurig; warum seid ihr betrübt? Der Herr meint es ja gut mit mir, und sucht mich heim, weil er mich lieb hat; ich bin ja eine Sünderin, und will ja gerne in dieser Welt noch abbüßen; betet nur, daß mir Gott die Gnade gibt, hier auf Erden noch alles abbüßen zu können; hier ist es doch leichter, als jenseits. Das Kreuz ist ja der Weg zum Himmel, das Kreuz Jesu; es gibt sonst keinen andern und in den Himmel möchte ich doch gerne kommen. Darauf betete der Pater Benno mit ihr die Litaneien vom Leiden Christi und die Lauretanische Litanei und wir und alle Nachbarn beteten mit. Auf ihr Bitten riefen wir auch die heiligen Schutzengel und alle Heiligen für sie an. Als wir nun die-

ses alles mit recht herzlicher, großer Andacht verrichtet, wurde sie gar heiter und wohl gemuthet. Ihr habt recht fleißig für mich gebetet, begann sie, Gott vergelte es Euch; jetzt will ich Euch etwas Gutes geben; es hat mich der Herr gar groß gesegnet durch die heilige Communion, jetzt will ich Euch auch segnen; möge der barmherzige Vater im Himmel meinen Segen bestätigen. Da knieten wir alle vor ihr nieder, sie segnete zuerst den Vater und die Mutter, dann Martha und mich. Zuletzt rief sie: wo ist denn Anna, meine Tochter? wo ist denn Georg, mein Enkel? daß sie doch hier wären, aber sie sollen auch von ihrer Mutter gesegnet werden."

„Und hoch hob sie bei diesen Worten die Hand auf, als wollte sie damit die Häupter der abwesenden Kinder erreichen, und sie gab ihnen den Segen, als wären sie gegenwärtig. Dann rief sie mit lauter Stimme: Ihr habt alle an mir Euere Pflicht erfüllt und seid von Jugend auf gehorsame, dankbare Kinder gewesen, und habt gerne erkannt, daß ich stets an Euch als eine wahre Mutter gehandelt und Euch Alles Gute erwiesen habe, was ich nur immer thun konnte. Dafür danke ich Euch und lobe ich Euch noch auf dem Sterbebette. Darum, o liebster Vater im Himmel, bitte ich dich, gib meinen Kindern und ihren Kindeskindern noch den Segen, welchen du denen verheißen hast, welche treulich das vierte Gebot halten, gib ihnen den ganzen Segen, um Jesu willen!

„Ehrwürdige Frau Base! das ging uns durch die Seele; der Vater hat, wie Ihr wißt, kein weiches Herz, so gut er auch sonst ist, und weint nicht leicht; aber dießmal rannen ihm auch die Thränen wie kleine

Erbsen über die Wangen herab; er küßte dankbar ihre Hand, die ihm und uns allen des Guten und Lieben so viel erwiesen; die Mutter und wir alle folgten seinem Beispiele."

Still und ruhig, die Hände gefaltet, die Augen gesenkt, hatte Frau Benedikta dem Knaben zugehört; sie hob jetzt das Auge zum Himmel, als wollte sie die Mutter suchen, und gab dann das Kreuz ihres Rosenkranzes küssend, ihm ein Zeichen, weiter fortzufahren.

„Dann gab sie uns allen noch recht viele gute und heilsame Lehren, zumal mir und der Martha," fing Hans nach einer kurzen Pause wieder an; „sie ermahnte uns recht dringend, ja im Gebete recht eifrig zu sein, und Sonntags und Feiertags die Gottesdienste nicht zu versäumen, und fleißig zur heiligen Beichte und zu dem Tische des Herrn zu gehen, und jedesmal mit der rechten Inbrunst das allerheiligste Sakrament zu empfangen. Dann sprach sie zu mir: Seit langem habe ich mich recht von Herzen auf deine erste heilige Communion gefreut; ich habe die Martha und den Georg zum Tische des Herrn begleitet, und es wäre für mich eine wahre Herzensfreude gewesen, hätte ich auch bei dir zugegen sein können, wenn du zum erstenmale das größte Glück auf Erden genossen und dich mit Jesu vereinigt hättest. Aber Gott will es, wie es scheint, nicht; so werde ich denn mit seiner Gnade im Himmel Antheil nehmen an deinem Glücke und mit den Engeln im Himmel mich freuen, wenn du Ihn würdig empfängst. Ach, ehrwürdige Frau Base, ich kann es Euch mit Worten gar nicht sagen, wie sich die selige Ahnfrau bemüht hat, daß ich meine erste Beicht recht und zu meinem Seelenheile verrichte; gewiß zwei Monate lang

saß sie jeden Tag zwei, manchmal auch drei Stunden neben mir auf der Ofenbank — es war Winter — und half mir den Unterricht lernen, und ging alle Gebote Gottes mit mir auf das Genaueste durch, und sagte mir alles, was ich bei der Beichte zu sagen und zu thun hätte; um es recht zu sagen, ich habe die erste Beichte eigentlich bei der seligen Ahnfrau abgelegt; aber ich sagte ihr alles offenherzig und es war manches muthwilliges Stücklein darunter. Sie sah wohl, daß ich recht aufrichtig alles beichtete, und über alle Sünden eine große Reue hatte; sie schalt mich nicht, sondern bat mich nur, ich sollte mich recht bessern. Und eine recht große Freude hatte sie, als ich von der ersten Beichte reumüthig, aber doch innerlich recht froh, nach Hause kam und ihr und den Eltern heilig versprach, ein recht frommer Bube zu werden. Und so wie sie mit mir zu Hause den Beichtunterricht gelernt, und mit mir zum Beichten gegangen war, so wollte die gute Ahnfrau mir auch bei dem Communionunterrichte helfen, und mit mir die heilige Communion empfangen. In Gottes Namen, sie hat mir ja versprochen, daß sie mir auch dazu helfen will, und im Himmel kann sie mir so gut und besser noch helfen, als auf Erden, daß ich zu Pfingsten die erste heilige Communion würdig verrichte, und ihr zu Liebe will ich sie aufopfern; hat sie ja, ich weiß es gewiß, das Verdienst gar mancher heiligen Communion für mich aufgeopfert."

Hans war so bewegt, daß er einhalten mußte und sich die Aeuglein wischte; er blickte, wie Trost suchend, auf die Base, allein Frau Benedikta stand still und ruhig wie zuvor, das Haupt und die Augen gesenkt, die Hände wie zum Gebet gefaltet; kein Zug ihres

Antlitzes verrieth den Schmerz ihrer Seele und doch war es ihr, als litte und stürbe sie mit der Mutter.

„Das wäre nun von der heiligen Communion, die sie leider nicht erlebt hat," setzte der Knabe die Erzählung fort; „aber sie ließ es auch nicht an andern guten Lehren fehlen; sie warnte mich recht eifrig vor schlechter Gesellschaft; wenn ich älter würde, sollte ich mich vor allem vor den Tanzplätzen und dem Nachtschwärmen hüten; das sei, meinte sie, ein wahres Verderben für Leib und Seele; aber das Beten und Wachen, das schärfte sie mir wiederholt recht dringend ein. Und der Martha trug sie auf, immer fort bescheiden und demüthig zu sein, und sich nicht über den Stand zu kleiden; das schönste Kleid sei das Kleid der Unschuld und der Gottesfurcht, und am besten stünde den Jungfrauen der Anzug, den sie selber gesponnen, gewirkt und gemacht hätten. Auch sollten wir den Eltern nach unsern Kräften in der Arbeit helfen und ihnen die schwere Last des Hauswesens möglichst zu erleichtern suchen; wir sollten ihnen ja durch eine tugendliche rechtschaffene Aufführung alle Freude machen, und so ihr Leben verlängern, denn nichts stürze die Eltern so früh in das Grab, als der Undank, und der schlechte Lebenswandel der Kinder; auch sollten wir nur gute Bücher lesen, und stets an dem wahren, katholischen Glauben halten; es sei eine gar harte Zeit und überall locke die Versuchung und die Verführung zur Sünde. Solche und ähnliche fromme Lehren trug uns die erfahrne Ahnfrau mit gar liebreicher aus dem Herzen kommender Stimme vor und alle wurden wir dadurch auf das innigste gerührt. „Haltet euch nur fest an dem, sprach sie, auf das Kreuz zeigend, der wird in aller Noth Euer Er=

barmer und Euer Helfer sein!" und sie küßte dabei das Bild des gekreuzigten Heilandes mit wahrer Herzenslust.

„Es waren gar viele der Nachbarn, welche anbetend das allerheiligste Sakrament zu der Ahnfrau getragen hatten; diese suchten nun auch in die Stube zu kommen und wünschten ihr Glück zu dem Empfange der heiligen Sterbsakramente; zu allen sprach sie gar liebreiche, freundliche Worte. Denen, welche ihr in dem schweren Wittwenstande Gefälligkeiten erwiesen hatten, denen dankte sie herzlich und versprach für sie zu beten, sobald sie zur Anschauung Gottes käme; allen gab sie die Hand und bat sie um Verzeihung, sollte sie wissentlich oder unwissentlich einen aus ihnen beleidigt haben. Aber da war Niemand, der ihr etwas zu verzeihen hatte; war ja die Ahnfrau gegen alle sanft und barmherzig gewesen und hatte von jeher die Gewohnheit gehabt, die Fehler und Sünden der Andern zuzudecken und das erlittene Böse und Unrecht mit Gutem zu vergelten. Dann empfahl sie ihre hinscheidende Seele ihrem Gebete und nahm von den Nachbarn für diese Welt Abschied; ehrwürdige Frau Base, da wurde die ganze Stube Ein Klagen, Ein Weinen und Jammern."

„Der gute Pater Benno meinte, man solle ihr etwas Ruhe gönnen, und wahrhaftig die Ahnfrau bedurfte der Ruhe; sie winkte den Nachbarn grüßend zu, als sie ihr den Weihbrunnen gaben und mit schwerem Herzeleid sich von ihr entfernten. Gegen Anbruch des Tages kamen plötzlich große Schmerzen; sie athmete schwer und der linke Arm schwoll an, den sie einmal im Walde vor dreißig Jahren gebrochen hatte; aber alles litt sie mit der standhaftesten Geduld, als eine wahre Christin, um Jesu willen. Oefters rief sie aus: O Kreuz Christi!

du bist hart zu tragen, du drückst schwer! aber du wirst mir nicht mehr auflegen, als ich tragen kann, und was ich nicht tragen kann, das trägst ja du mit mir. Manchmal rief sie mitten in den größten Schmerzen: O Kreuz Christi, wie liebe ich dich, um alles in der Welt möchte ich dich nicht lassen, o du bittere und doch so süße Medizin! Dann mußten wir zu Zeiten, wenn die Schmerzen etwas nachließen, mit ihr beten; am liebsten war es ihr, wenn ich oder die Schwester ihr eine Station vom Kreuzwege oder aus dem heiligen Evangelium etwas von der Leidensgeschichte Jesu vorlas. Da sah sie uns oft so freundlich und liebreich an, und wenn wir sie fragten: Ahnfrau, wie geht es dir? so war die Antwort: Recht gut, liebe Kinder; es geht zum Himmel und der Herr nimmt mich in Zucht."

„So wurde es Mitternacht; da hieß sie uns alle schlafen gehen, weil wir Morgens in aller Frühe wieder bei der Arbeit sein müßten; nur Martha, auf die sie das meiste hielt, sollte bei ihr bleiben. Aber, lieber Himmel, wie hätten wir denn da in solcher Noth schlafen können! ich kroch wohl in mein Kämmerlein und meinte etwas zu ruhen; aber vor Angst und Kümmerniß konnte ich kein Auge zuthun; es litt mich nicht im Bette; ich stand wieder auf und stieg wieder hinab in die Stube, um zu sehen, wie es der Ahnfrau ginge. Vater und Mutter waren auch schon dort; sie hatten eben so wenig ruhen können, als ich. Und die gute Ahnfrau litt arge Schmerzen und rief oft den Heiland, die Mutter Maria und die Heiligen des Himmels um Hilfe an. Ach Herr, seufzte einmal die Mutter ganz betrübt, erbarme dich doch ihrer! lindere ihre Schmerzen oder mache doch

bald ein gutes Ende mit ihr!" Die Ahnfrau hatte es aber gehört, was die Mutter gebetet."

„Agathe," sprach sie, „du meinst es gut mit mir; aber der himmlische Vater meint es doch noch besser mit mir; das Leiden ist ja eine Gnade von Gott, es reinigt von der Sünde und eine Sünderin bin ich ja; d'rum wehre dem Herrn nicht, wenn Er meine Seele im Feuerofen der Leiden und Schmerzen reinigen will. Wenn mir auch der Schmerz Seufzer auspreßt, innerlich, glaubt es mir, ist mir doch ganz wohl zu Muthe; denn ich hoffe, daß Gott dieses mit Jesu ertragene Leid zur Vergebung meiner Sünden aufnehmen wird." Dann wurde sie ruhiger und schlief einige Stunden fort, und gegen Morgen erwachte sie etwas erleichtert; ihr erster Blick war auf das Kreuz und sie öffnete den Mund nur, um mit schwacher Stimme ihr Morgengebet zu verrichten; dann sprach sie liebreich zu der Schwester: Martha, du hast die ganze Nacht bei mir gewacht, und brauchst wohl Stärkung; gehe in die Kirche, sie werden bald läuten; höre du die heilige Messe für mich; ich will auch im Geiste dabei gegenwärtig sein und mein Leiden und Sterben mit dem unblutigen Leiden und Sterben Jesu dem himmlischen Vater aufopfern. Bitte den hochwürdigen Herrn um ein memento für mich, und wenn es sein kann, möge er die heilige Messe für mich um eine glückselige Sterbestunde lesen. Martha ging fort und ich setzte mich statt ihrer zu der Ahnfrau und las ihr aus dem Gebetbuch die Krankenmesse vor."

„Als nun Martha von der Kirche heimkam, war sie von dem Pater Benno begleitet, und sein Besuch freute die Ahnfrau ungemein. Pater Benno fragte sie: nun,

Marianna, wie ist dir zu Muthe? Recht gut, Hochwürden, war ihre Antwort, und sie hielt ihm recht heiter das Kreuz entgegen; ich leide mit dem Heiland und wünsche mit dem Apostel aufgelöset zu werden, und bei Ihm zu sein! Gedulde dich nur, Marianna, tröstete der Pater, du bist schon auf dem Wege zu Ihm; zu der rechten Zeit kommt er schon und holt dich ab. Dann fragte er sie, ob sie noch ein Anliegen oder eine Kümmerniß auf dem Herzen hätte, das sie noch entdecken möchte; noch hätte sie die Zeit und die Kraft dazu und sie sollte es nicht aufschieben. Die Ahnfrau schüttelte leise das Haupt und meinte, sie hätte alles reumüthig und aufrichtig gebeichtet, und hoffe ihrer Sünden halber auf Gottes Barmherzigkeit und auf die Verdienste Jesu. Weiters erkundigte sich der Pater, ob sie auch für das Zeitliche die rechte Fürsorge getroffen und nichts weiter mehr darüber zu sagen hätte. Das meiste in dieser Hinsicht, sprach die Ahnfrau, habe ich schon in Ordnung gebracht, als ich meinem Sohne den Hof übergab; ich meine, ich hätte alles nach Recht und Billigkeit gerichtet und das war ja leicht, ich hatte keine Schulden und nur einen Sohn; übrigens wisset ja ihr, Hochwürden, und meine Kinder, wie es mit meinem Begräbnisse gehalten werden soll. Von meinem Austrage habe ich mir Einiges erspart, und das möchte ich noch gerne bei Lebzeiten vertheilen. Auf ihr Begehren mußten wir ihr die Truhe vor das Bett bringen; da nahm sie ein kleines ledernes Beutelein heraus, worin zwölf Frauenbildthaler waren; davon gab sie drei dem Vater und der Mutter mit dem Auftrage, sie unter die Armen zu vertheilen, damit sie fleißig für sie beten sollten; drei andere Thaler bestimmte sie zur

Lesung von heiligen Messen für ihre abgeschiedene Seele; die andern sechs schenkte sie zu gleichen Theilen der Martha, dem Georg und mir als ein kleines Andenken und einen Sparpfennig in der Noth. Noch hatte sie zwei Stücke recht guter Leinwand; ein Stück schenkte sie der Martha; aus dem andern sollte sie und die Mutter Hemden für die Waislein machen; auch ein Rosenkranz mit einem silbernen Kreuzlein war noch übrig. Ihr wißt, ehrwürdige Frau Base, daß sie ihn in großen Ehren hielt; es hatte ihn der fromme Papst Pius VI. selber geweiht, als er in München sich aufhielt und sie war mit Mehreren von der Jachenau nach München gegangen, um den Vater der Christenheit zu sehen und von ihm gesegnet zu werden; bei dieser Gelegenheit hatte sie den Rosenkranz aus seiner eigenen Hand empfangen. Diesen Rosenkranz, sprach sie, bringt meiner Tochter, der Frau Benedikta im Herzogspital; ich weiß, sie wird eine Freude daran haben, und so oft sie betet, wird sie meiner mit Andacht gedenken."

Er reichte ihr den Rosenkranz. Mit Blicken der tiefsten Rührung empfing ihn Frau Benedikta. „Du liebe selige Mutter," sprach sie leise, „tausend Dank für dein Geschenk, du hättest mir nichts Besseres geben können, alle Tage soll er für dein Seelenheil gebetet werden! Aber, Johannes, erzähle mir weiter von der Mutter."

„Es ist jetzt bald gar," sprach traurig der Knabe. „Nachdem die Ahnfrau so ihr zeitliches Gut und was noch übrig war, vertheilt hatte, richtete sie sich mit Aufbietung aller Kräfte noch einmal auf und rief mit lauter Stimme: O lieber Gott, erleuchte mich jetzt, daß ich noch alles auf Erden recht verrichten und mein

Haus leiblich und geistig recht bestellen kann! Und mit gefalteten Händen dachte sie eine Zeit lang still und ernstlich nach. Mein Herr, sprach sie dann, mir fällt nichts mehr ein; sollte ich aber noch etwas zu thun haben, so thue es du statt meiner, liebster Heiland! Mit der Erde, meine ich, wäre ich nun fertig. Wir konnten unsere Thränen nicht zurückhalten, aber sie tröstete uns recht liebreich mit den Worten, es müsse an ihr der Wille Gottes geschehen, sie hätte lange genug auf Erden gelebt, und nun möchte sie heim in das Haus ihres himmlischen Vaters; dort wo kein Leiden, kein Schmerz ist, hoffe sie uns einst wieder zu sehen. Dann betete die Ahnfrau wieder recht eifrig mit dem Pater Benno, bereute ihre Sünden und empfing noch einmal die Absolution. Nun aber kamen große Schmerzen und sie waren die Vorboten des nahen Todeskampfes. Auf einmal wurden ihre Züge entstellt, sie begann zu zittern und wie im größten Jammer aufzuächzen; das dauerte etwa zwei Minuten und der Pater Benno sprach ihr desto eifriger zu. Da rief sie plötzlich, das Kreuz mit aller Kraft an ihre Lippen pressend: o Jesu, o Maria, kommt und helft! ich sollte verzagen und im Glauben an dich wanken, mein Jesu? in deiner Hand bin ich! wer kann mich dir entreißen? fort mit Euch, ihr bösen Geister! Dein will ich sein, mein Jesu, dein lebendig, dein todt. Darauf zeigte ihr Antlitz wieder die vorige Ruhe und Milde, und freundlich blickte sie bald auf uns, bald auf den Pater. Hochwürden, sprach sie leise, das war ein harter Kampf; aber sie haben mir nicht schaden können die Versucher; ich habe mit Jesu überwunden. Ihr Athem wurde immer stiller, immer bleicher ihr Antlitz und es kam uns öfters vor,

als schimmerte es so licht und hell, als wie ein Morgenstern. Es ging auf eilf Uhr. Betet nur recht eifrig und fleißig, sprach sie mit hinsterbender Stimme, ich höre den Tod kommen. Wir knieten nieder; der Pater Benno segnete sie zum Sterben ein, und wir beteten mit ihm die Litanei für die Sterbenden. Es war Freitag; vom Kirchthurme schlug es eilf Uhr und man läutete die Schiedung Christi. Da richtete sich die Ahnfrau noch einmal im Bette auf und rief: Das ist die Schiedung Christi; Vater, du barmherziger Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist! Jesu, dir will ich jetzt sterben, sei mir gnädig, laß auch mich das Wort des Trostes hören, das du zu dem Schächer am Kreuze gesprochen hast: „Heute noch wirst du bei mir sein im Paradiese!" Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist! heiligste Dreieinigkeit! in deinem Namen ging ich in die Welt ein, in deinem Namen verlasse ich die Welt! Maria, bitte für mich in der Stunde meines Sterbens! o Engel Gottes helft, helft! — — Vater im Himmel, es ist vollbracht!"

„Das waren ihre letzten Worte; nach wenigen Augenblicken gab sie ihre unsterbliche Seele in die Hand ihres Schöpfers zurück, während unsers Gebetes und ehe noch der letzte Klang der Glocke verhallt war. Gott sei ihrer Seele gnädig!"

So endete Hans. Bei den letzten Worten des Knaben, die er nur mühsam und mit großem Jammer hervorbringen konnte, war Frau Benedikta auf die Erde gesunken, als kniee sie am Sterbelager der geliebten Mutter; ihr Haupt war tief geneigt; aus ihrer Brust schien der Athem entwichen, als wäre sie mit der Mutter gestorben. Aber plötzlich erhob sie sich wieder; ihr

Antlitz war wie verklärt, ihr Auge voll der seligsten Freude und sie rief: „Hoch gelobt und gebenedeit sei dein Name, o Herr! o Mutter, ich preise dich glücklich, da du so gestorben bist! o Jesu, wie danke ich Dir, daß Du ihr ein solch frommes seliges Ende geschenkt hast!"

Dann erzählte ihr Hans, wie es mit ihrem Begräbnisse und mit den Gottesdiensten gehalten worden wäre, und es erquickte die fromme Base ungemein, als sie hörte, welche große Theilnahme die Nachbarn und die Verwandten von nah und ferne dabei gezeigt und wie alle ein aufrichtiges Leid um die selige Ahnfrau getragen hätten. Darauf erkundigte sich Frau Benedikta, wie es ihrem Bruder und der Schwägerin, den Eltern Johannes, erginge, wie Martha heranwachse, und es freute sie von ganzem Herzen, daß zu Hause der alte Friede herrsche, daß Martha eine tugendreiche Jungfrau wäre und sie trotz der schlechten Zeiten doch keine Noth zu leiden hätten. Darauf lud sie den Vetter ein, im Kloster hier zu Mittag zu bleiben; das würde den Eltern und gewiß auch Georg lieber sein, als wenn er in dem Wirthshause oder in der Caserne zu Tische sein müßte. Gerne nahm Hans diese Einladung an, und die Base trennte sich mit freundlichem Gruße von ihm und versprach ihm, wenn es ihr erlaubt würde, nach Tische wieder zu kommen und für die Heimath etwas mit zu bringen.

Bald war das Tischlein gedeckt und ein einfaches Mittagsmahl stand bereit, das dem Knaben so gut schmeckte, als hätte es die Ahnfrau selber gekocht. In einem gesunden, schuldlosen und kräftigen Gemüthe, wie es Hans hatte, kann ein lang dauernder Schmerz nicht leicht aufkommen; die Bitterkeit, die sein Herz bei der

Erzählung auf das Neue über den Tod der guten Ahnfrau empfunden, begann allmählig zu verschwinden und seine frische Jugend kehrte wieder, als die Frau Elekta, die Pförtnerin, ihn freundlich mit liebreichen Worten tröstete und mit ihm ein gemüthliches Gespräch über seine Heimath und Eltern, über Martha und Pater Benno anknüpfte, und es dabei an Ermunterungen, sich Alles recht gut schmecken zu lassen, nicht fehlen ließ. Nachdem der Knabe gegessen und Gott und der Frau Elekta für Speise und Trank herzlichen Dank gesagt hatte, führte sie ihn in das eben so einfache, als edel und würdig gebaute Kirchlein. Hans fühlte sein Gemüth mit Macht zur Andacht erhoben; kniend vor dem Gnadenaltare der seligen Jungfrau und Gottesmutter, flehte er ihre Fürsprache bei ihrem göttlichen Sohne an für die entschlafene Ahnfrau, für die Eltern und die Geschwister, für Frau Benedikta und für die Klosterfrauen alle, welche hier in der Stille dem Herrn mit Gebet und guten Werken dienten, und die ihn so freundlich aufgenommen hatten.

Frau Elekta führte ihn zurück in das Sprachzimmer und setzte ihm dort Obst auf. „Ehrwürdige Frau," begann der Knabe, „wie lieb ist doch Euer Kirchlein! wie schön das Gnadenbild der Mutter Gottes mit dem freundlichen Jesuskindlein! Ja, die selige Ahnfrau erzählte gar oft von Euerm schönen Kirchlein, wie ihr dort um das Herz so warm geworden sei und sie so leicht dort beten konnte; die Ahnfrau hatte Recht; gar oft sagte sie: Meine Anna, die Frau Benedikta, hat den bessern Theil erwählt."

„Und von ihr wird er nicht genommen werden," setzte Frau Elekta bei.

Da trat Frau Benedikta, von einer andern Klosterfrau begleitet, in das Sprachzimmer. Sie nahm herzlichen Abschied von dem kleinen Vetter, bat ihn, immerfort Gott zu lieben und jedes seiner Gebote treulich zu halten; so würde Glück und Segen sein Leben lang ihn begleiten. Vater und Mutter und Schwester sollte er in ihrem Namen auf das Beste grüßen, und alle möchten ja für sie beten.

„Das geschieht gewiß," betheuerte der Knabe; „ehrwürdige Frau Base, wir beten täglich für Euch und die Ahnfrau hat oft gesagt: für jedes Vater unser, das Ihr für Frau Benedikta betet, betet sie gewiß zehn."

Frau Benedikta ließ ihm jetzt durch die Pförtnerin eine Auswahl von schönen gemalten Bildern der Heiligen überreichen. Das Bildniß Jesu und seiner jungfräulichen Mutter und das seines Namenspatrons, des liebenden und geliebten Schoosjüngers des Herrn gefielen ihm vor allen und machten ihm eine wahre Herzensfreude; diese Bilder durfte er behalten. Die übrigen Bilder — es waren deren noch viele — sollte er an Vater und Mutter, an Martha und an andere gute Nachbarn vertheilen und bei jedem Bildlein einen Gruß und eine Bitte um Gebet von Seite der Geberin vermelden; und nicht genug, die gütige Frau Base hatte auch ein Päcklein Kuchen und mehrere Heiligenbilder, von den Klosterfrauen recht kunstfertig aus süßem Teige geformt, dazu gefügt; das eine der Bilder stellte das Lamm Gottes mit dem Kreuze dar, ein anderes das Jesuskindlein in der Wiege oder die heiligen Schutzengel, die Kinder auf dem rechten Wege mit liebreicher Hand leitend, und alles war so fein und zierlich ge-

macht, daß dem Knaben bei dem Anblicke das Herz im Leibe lachte.

„Und das Alles, liebe ehrwürdige Frau Base, gehört mein?" fragte Hans mit innigster Freude. Die Freude eines unschuldigen, gesunden Herzens hat etwas ungemein Rührendes. Mit Theilnahme blickte Frau Benedikta auf den Knaben, der ein Bild um das andere mit verklärtem Gesichte, mit strahlenden Augen betrachtete; so etwas Schönes und Herrliches hatte er in seinem Leben auf seiner stillen Abgeschiedenheit noch nicht gesehen. Frau Benedikta mußte ihm wiederholt versichern, die Bilder wären sein Eigenthum, ehe er sich überzeugen konnte, daß er diese Bilder wirklich behalten, in seine Heimath tragen und in der Hauskapelle aufstellen dürfe. „Das vergelte Euch Gott tausendmal," dankte er, „wie gut seid Ihr doch, ehrwürdige Frau Base, o die schönen Bilder, auf die Kirchweihe stelle ich sie auf meinen Hausaltar! den solltet Ihr sehen! daß Ihr doch auch nur auf ein Stündlein zu uns kommen könntet! aber ich weiß, das kann nicht sein; die Ahnfrau hat oft gesagt: Frau Benedikta lebt und stirbt in ihrem Kloster und verlangt sich nicht mehr heraus; aber, gelt, ich darf bald wieder zu Euch kommen?"

„Thue das, Johannes, es wird mir gewiß Freude machen; aber dann bringe auch Martha oder eines von deinen Eltern mit in das Kloster."

„Ja, die Martha, die will Euch schon lange besuchen, ehrwürdige Frau Base, und wenn sie kommt, so bleibt sie gewiß gleich da."

Frau Benedikta segnete ihn mit dem Weihwasser und sprach: „So reise denn mit Gott, mein lieber Johannes! möge Er dir in Allem Seine Gnade geben!

Gelobt sei Jesus Christus!" Mit diesem frommen Gruße und einem Blicke voll Liebe entließ sie das Vetterlein.

Nachsinnend über das, was er so eben in dem stillen Klösterlein gesehen und gehört hatte, mit allerlei Gedanken und Plänen beschäftigt, wie sie in dem Herzen und dem Kopfe eines thätigen und kräftigen Knaben entspringen, ging Hans durch die Sendlingerstraße der Reiterkaserne zu, wo Bruder Georg bereits auf ihn wartete.

Hans erzählte ihm Alles, und konnte die Liebe und Güte der Frau Base nicht genug loben; er zeigte ihm ihre Geschenke, die Bilder und die süßen Kuchen; ein schönes Bildlein, die heilige Jungfrau mit dem Jesuskindlein, verehrte er dem Bruder. Der nahm es mit Freuden an, zog ein kleines, sauber eingebundenes Büchlein heraus und legte das Bildlein hinein; das Büchlein war die Nachfolge Christi und ein Geschenk der Frau Benedikta; Georg hielt es hoch in Ehren und schöpfte gar manchen Trost daraus, und diesen kann auch ein Soldat in den Gefahren der Schlachten, in den Beschwernissen der Märsche und des Lagerlebens gar wohl brauchen. Georg zog nun das Brüderlein zu sich auf die Bank, die unter einer grünenden Linde im Hofe stand, und erkundigte sich des Nähern, wie es zu Hause ginge und wie die liebe Ahnfrau gestorben sei. Hans beantwortete jede Frage des Bruders mit gemüthlicher Offenherzigkeit und erzählte ihm den Tod der Ahnfrau, wie er ihn der Frau Benedikta im Herzogspital erzählt hatte. Da kam ein tiefes Leid über das kühne Herz des unerschrockenen Reiters; jetzt erinnerte er sich der Worte, die sie über ihn gebetet, als

er in das Feld zog und von ihr Abschied nahm. „Herr," hatte die Ahnfrau gebetet, „laß ihm doch sein junges Leben und nimm lieber das meine dafür!" Und ihr Gebet war erhört worden.

Der kräftige Krieger hatte bald den Schmerz überwunden; mit männlicher Fassung wandte er sich nun an das Brüderlein, den die Erzählung und sein Leid wieder traurig gemacht hatte, und fragte um die Verwandten und Nachbarn. Bald wurde das Gespräch wieder heiterer. „Georg," fragte jetzt der Knabe, „du hast ja gar eine Medaille? die hast du heute in der Frühe nicht getragen?"

„Ich kam eben aus der Reitschule, Hans, und hatte blos ein Collet an."

„Die Medaillen, Georg, erhalten nur jene Soldaten, die vor dem Feinde sich tapfer gehalten haben, nicht wahr? und wo hast denn du, Bruder, sie dir verdient?"

„Bei Stecken, das ist ein Marktflecken in Böhmen; im Dezember vorigen Jahres ging es da scharf her: die Oesterreicher waren mehr, als noch einmal so stark als wir und hatten uns fast umzingelt; da waren wir in großer Gefahr; wir Chevauxlegers hätten uns auf unsern schnellen Pferden wohl retten können, allein dann wäre unser Fußvolk verloren gewesen, darum hielten wir aus als ehrliche Reiter. Hans, da galt es! Unser General, der Wrede, ließ uns hoch und theuer schwören, daß wir unser Fußvolk nicht verlassen, sondern mit ihm kämpfen und eher sterben wollten, als daß wir uns dem Feinde ergäben. Und wir hielten unsern Schwur; wir kämpften von vier Uhr Morgens, bis drei Uhr Nachmittags gegen die österreichischen Uhlanen und wichen nicht eher, als bis unsere Infan=

terie in Sicherheit war; Hans, da ist's scharf hergegangen."

Der Knabe hätte gerne noch mehr von des Bruders und seiner wackern Kameraden Thaten vernommen; aber Georg ward in einer Dienstsache zu seinem Rittmeister gerufen und rieth derweilen dem Brüderlein, nach der Geis und Madelon zu schauen.

„Muß ihr ja so ein Bildlein bringen," meinte dieser, und ging, eine Strecke Weges von Georg begleitet, zur Wohnung des Franzosen.

Madelon saß eben, eine Schale Ziegenmilch in den Händlein, bei der Mutter, und beide bewillkommten mit herzlicher Freude den eintretenden Knaben. „Schmeckt dir die Milch, Madelon?" rief er vergnügt, und schüttelte ihr das Händlein, welches sie ihm mit einem freundlichen Lächeln darbot; „recht, Madelon, trinke nur zu! Aber jetzt habe ich dir noch etwas Schöneres und Besseres mitgebracht." Und er zog seine Bildlein, die Kuchen und die Bilder von Zuckerteig hervor und hielt sie Madelon entgegen „Ah, ah, Mutter," rief verwundert und freudig das Kind, „sieh nur Mutter, die schönen Bilder! das ist ein Lamm, das ist das Jesuskindlein! das ist die Mutter Gottes Maria!" Mit kindlicher Neugierde betrachtete sie Bild für Bild und Hans mußte ihr genau sagen, was ein jedes vorstellte und bedeutete. Hans, der von Heiligen und ihrem Leben gar vieles wußte, da er oder Martha täglich des Abends der Ahnfrau aus der Legende der Heiligen vorlesen mußte, willfahrte ihr und erklärte ihr alles mit großem Eifer und vieler Beredsamkeit, so daß selbst Frau Babette dem Knaben mit Vergnügen zuhörte. Madelon horchte begierig zu, besonders als er ihr das

Bild ihrer heiligen Schutzpatronin Magdalena zeigte, und ihr erzählte, wie Magdalena den Heiland so sehr geliebt, ihm überall nachgefolgt und bei seinem Sterben unter dem Kreuze mit Maria gestanden sei. „Mutter, ich heiße auch Madelon,“ rief das Kind lebhaft, und eine liebliche Röthe, wie der zarteste Abendschein, verklärte ihr bleiches Gesichtlein: „ich will den guten Heiland, Jesus Christus, auch lieben, und ihm nachfolgen, wie die große Madelaine!“ und sie küßte wiederholt das Kreuz ihrer Perlenschnur. Ihre Freude stieg auf das Höchste, als ihr Hans einige Bildlein und Figürlein zur Auswahl darbot; sie wählte die heilige Magdalena, ihre Namenspatronin, das Lamm mit dem Kreuz und ein Figürlein, das Jesuskindlein in der Wiege darstellend.

„Aber du,“ begann sie, die freudigen Aeuglein von den Bildlein wieder auf den freigebigen Knaben richtend, leise und schüchtern: „ich bitte dich, schenke der Mutter doch auch ein Bildlein!“

„Gerne,“ war des Knaben Antwort, und er reichte den Rest der Bilder Frau Babette zur Auswahl dar; diese nahm auf sein freundliches Zureden ein Bildlein die heilige Jungfrau mit Joseph und dem Kindlein nach Aegypten fliehend.

„Und der Vater?“ fragte sie bittend und mit gefalteten Händlein: „o gib auch dem Vater ein Bildlein!“

Auch Bertrand erhielt ein Bildlein, den heiligen Sebastian, diesen tapfern, treuen Kriegsmann, und Madelons Freude kannte keine Gränze.

„Jean,“ sprach plötzlich das Kind, seine Hände fassend und ihm voll Dank und Innigkeit in die blauen,

treuen Augen schauend: „du bist so gut, o ziehe mit uns nach Frankreich! o da ist es so schön! da ist die Luft so mild und warm, da siehst du keinen Schnee, da fühlst du keine Kälte, da wachsen die süßen Orangen und Weintrauben erquicken dich überall; o gehe mit! nimm deinen Vater und deine Mutter und deine Schwester mit; da würde, statt der Ziegen, dein Vater Kühe und Pferde sich kaufen können! Dahin gehe, gehe mit uns, mein lieber Jean!"

„Madelon, wenn du mein schönes Thal, die Jachenau gesehen hättest, mit den duftenden Auen voll Blüthen und Blumen, mit den hohen Bergen, die bis an die Sterne ihre Häupter erheben, hättest du gesehen die großen Seen mit dem tiefen klaren Wasser, wo die Fischlein im Grunde spielen, gingest du in den Buchenwäldern, wo die Vögel singen, daß dir das Herz im Leibe lacht, stiegest du hinauf die Almen, wo unsere Heerden weiden und scherzen — Madelon, dir würde es gewiß gefallen, du würdest dich nimmer von uns weg verlangen." Bei diesen Worten hatte sich der Knabe hoch aufgerichtet. „Sieh, Madelon," fuhr er fort, und er winkte ihr zu dem Fensterlein zu treten, „siehst du jene Berge? da ist meine Heimath, und wer sie einmal gesehen, der wünscht sich nimmer heraus aus diesen frischen Thälern; dahin komme! dort suche mich heim, Madelon! Wir feiern in drei Wochen die Kirchweihe, da sollst du unser Gast sein; da soll dir die Mutter kochen, was du nur willst; die beste Milch will ich dir aufsetzen und süße Birnen und Aepfel. Martha wird dir gute Kücheln backen und ein Hühnlein soll sie dir braten so saftig, wie du noch keines gegessen, und der Vater wird dich mit süßem Meth bewirthen, Ma=

delon. Dann will ich dir den Garten und den See zeigen, o wie werden wir uns dann freuen!"

Madelon hatte dem Knaben, dessen Herz und Mund von der Liebe und dem Lobe der Heimath überfloß, halb freudig, halb traurig zugehorcht. „Das wäre alles so schön," sprach sie leise und betrübt das Köpflein senkend, „und ich möchte so gerne in deinem Dorfe bei dir sein; aber ich werde wohl nicht hin dürfen, und nichts von allen diesen guten Dingen genießen können; Jean, ich bin ja krank und Vater und Mutter —"

„Die kommen mit," versicherte Hans, „Frau Babette und der Herr Bertrand, die begleiten meinen Bruder Georg und kommen mit; mein Vater hat auf der Kirchweihe der Gäste gar viele und je mehr ihrer sind, desto mehr Freude hat er und die Mutter. Da ist jeder willkommen, der mit gutem frohen Herzen bei uns einkehrt, und was deine Krankheit betrifft, deßhalb habe keine Sorge; trinke nur die Geismilch fleißig und rufe die Mutter Gottes an, dann glaube mir, wird dir gewiß geholfen werden!"

Madelon begann bei diesen treuherzigen Worten wieder zu lächeln und blickte fragend auf die Mutter. „Wollte Gott," meinte Frau Babette, „wir könnten deiner Einladung Folge leisten; aber in drei Wochen werden wir wohl schon auf dem Wege nach der Heimath sein."

„Vielleicht, vielleicht aber auch nicht," sprach der eintretende Bertrand und bot dem Knaben freundlich die Rechte. Madelon eilte auf ihn zu, und zeigte ihm Johannes Geschenke. Mit Dank und Freude empfing der Franzose aus ihrer Hand das Bildlein und trug ihr auf, es zu den ihrigen zu legen und recht sorgsam

aufzubewahren. Madelon erzählte ihm sogleich von der Einladung zur Kirchweihe, und bat recht dringend, es möchte der Vater sie hinein begleiten in das schöne, liebliche Thal, wo es so gute Leute und so süße Milch gebe.

„Du meinst es gut, lieber Hans," versetzte Bertrand, „und ich will gerne glauben, daß auch deine Eltern einen alten Soldaten des Kaisers Napoleon, des Verbündeten ihres Königs, an diesem Feste gerne als Gast aufnehmen würden; aber ein Soldat ist nie Herr über sich und jede Stunde kann ihn in Gegenden schicken, deren Namen er mitunter gar nicht gehört hat."

„Babette, so eben erhalte ich ein Brieflein aus Straßburg von meinem Capitän; es enthält gute Nachrichten; der Kaiser will mir eine Stelle bei einer Militärverwaltung geben, wo ich die vollständige Heilung meiner Kopfwunde abwarten könnte; wo aber und wie, das konnte er mir noch nicht vermelden. Doch in kürzester Zeit würde ich dieß alles erfahren; ich sollte mich nur bereit halten, dann augenblicklich abzureisen; mit der Anstellung würde dann auch das nöthige Reisegeld gesendet werden."

Das war eine frohe Botschaft für die Frau des Unteroffiziers: eine ruhige, sichere Stelle für ihren Bertrand, Zeit und Mittel für die Erziehung ihrer Madelon, — das waren seit langem schon die Wünsche der wackern Mutter und der Himmel schien sie ihr gewähren zu wollen. Bald war sie mit Bertrand in lebhaftem Gespräche über die Zukunft, während Madelon und Hans in ihrer Weise über die Heimath und über die Kirchweihe plauderten. Da kam Georg, um das Brüderlein abzuholen.

„Und du willst schon fort, Jean?“ fragte Madelon betrübt; „habe ich dich ja erst gesehen? bleibe doch den Abend bei uns!“

„Ich bliebe gerne noch bei dir, Madelon,“ erwiederte Hans mit trauriger Miene, „aber es thut's nicht recht; der Nachbar, der Grünsteffel, will noch heute bis Wolfratshausen fahren und dort übernachten, und es wird mir die Nacht lange genug werden.“

Madelon ließ traurig das Köpflein hängen. „Wann kommst du wieder, Jean?“ fragte sie nach einiger Zeit; „bleibe ja nicht lange aus!“

„Das weiß Gott!“ klagte der Knabe; „ich käme gerne Morgen wieder, wenn es heute nimmer sein kann. Ich möchte gar so gerne bei dir, bei dem Bruder und der frommen Frau Base sein; Madelon, aber zu Hause wollen mich der Vater und die Mutter auch haben; es gibt viel Arbeit, und es wäre nicht recht, wenn ich sie alles allein thun ließe und nicht dabei nach Kräften hälfe! So ist es, Madelon!“

„Und wann kannst du denn wieder kommen?“ wiederholte das Kind und schaute ihn recht bittend und fast bange an; „ich sage dir, bleibe ja nicht zu lange aus!“

„Nach der Ernte,“ meinte Hans, „da will ich Vater und Mutter recht bitten, daß ich wieder nach München darf; Madelon, da will ich recht bitten und recht arbeiten.“

„Das ist eine lange Zeit,“ seufzte Madelon, die den guten treuherzigen Knaben so lieb gewonnen hatte, als sei er ihr Brüderlein und sie seit Jahren mit ihm aufgewachsen. „Noch zwei Monate, das ist eine lange Zeit! Mutter, liebe Mutter! weil Jean nicht zu uns

kommen kann, so müssen wir ihn besuchen! nicht wahr? bei ihm in seinem Thale da ist es so schön! seine Eltern sind so gut, und die Kirchweihe, du hast gehört, wie schön sie dort die Kirchweihe feiern!"

Noch einmal erneuerte Hans seine Einladung. Bertrand wollte sie Madelon seines kranken Kindes wegen nicht ablehnen, und ihr nicht alle Hoffnung nehmen, obgleich ihm bei seiner so nahen Abberufung auch nicht die mindeste Aussicht blieb, der Kirchweihe beiwohnen zu können; er versprach dennoch, mit Frau und Kind zu kommen, wenn ihm nur die geringste Möglichkeit dazu bliebe. Damit gab sich nun Hans zufrieden und einigermassen getröstet, bot ihm Madelon das Händlein zum Abschied. „Also auf Wiedersehen, Jean," sprach sie und sah ihm liebevoll in die treuen Augen; „du hast mir heute recht viel Liebes erwiesen; das lohne dir Gott und die heilige Jungfrau möge dich auf der Reise behüten! Grüße mir ja deinen Vater und deine Mutter und deine Schwester; sage ihnen, daß ich sie lieb habe, ohne daß ich sie jemals gesehen, und daß ich bald zu ihnen komme; jetzt bleibe recht gesund und denke oft an Madelon!"

„Das will ich," betheuerte der Knabe: „ich will recht fleißig zu Gott für dich beten, daß du bald gesund, und recht gesund wirst, und bete auch du für mich, und komme ja mit der Mutter und dem Vater auf die Kirchweihe! Madelon, Gott behüte dich, du liebes Dirnlein! Gott behüte Euch, Herr Bertrand, und auch Euch, Frau Babette!"

Madelon aber kamen Thränen in die Augen, als der Knabe von ihr schied. Sie hielt die Händlein vor das Gesicht und suchte sich ein Winkelein, wo sie sich

ausweinen konnte. Auch Hans war es ganz weh um das Herz geworden und es war ihm seit langem kein Abschied so schwer gefallen, als der von der stillen, kränklichen Madelon, und er hatte doch auch zu Hause der Spielkameraden und Kamerädinen gar viele, die gar oft das heimathliche Thal verlassen und anderwärts wandern mußten. Aber es gibt Menschen, mit welchen uns nicht ein bloßes Ungefähr, mit welchen uns Gott selbst zusammenführt, zu denen Er uns die Gefühle einer aufrichtigen Theilnahme und Freundschaft in das Herz legt, und gar oft ist mit diesen reinen Gefühlen die Ahnung verbunden, als seien wir von Gott berufen, in den entscheidenden Augenblicken der Gefahr und des Leidens ihnen Hilfe zu leisten, oder von ihnen zu empfangen.

Als Georg mit dem Brüderlein die Caserne verlassen wollte, bemerkte der letztere einen Mann mit hellblauer, silberbordirter Kleidung. „Sieh Hans," begann der Wachtmeister, „das ist ein Bedienter unsers guten Königs." Hans, den Alles interessirte, was seinen lieben Landesherrn anging, betrachtete den Lakayen recht aufmerksam, der seinerseits auch den Knaben nicht außer Acht zu lassen schien. „Georg," sprach Hans, „sieh einmal, ich glaube gar, der Bediente des Königs geht auf uns zu." „Wahrhaftig," meinte Georg, „du hast Recht; was wird er von uns wollen? sieht er uns etwa für die unrechten Leute an?"

Der Lakay kam jetzt ihnen ganz nahe und blickte scharf bald auf den Knaben, bald auf den Wachtmeister. „Gott grüße dich," rief ihm Hans freundlich zu, „gewiß kommst du vom König?"

„Ei freilich, wie du es nur gleich errathen hast!"

antwortete der Lakay; „der König schickt mich zu dir, und ich habe lange suchen müssen, bis ich dich gefunden habe. Nicht wahr, du bist der Knabe von dem Gebirge, der heute früh dem König und dem Kronprinzen begegnet ist und ihnen ein Lebehoch zugerufen hat?"

„Freilich, der bin ich," antwortete Hans, „und ich meine, es hat ihm gefallen; sage nur dem König, daß ich ihm nicht blos eines schreie, sondern auch eines bete; alle Tage beten wir zu Hause nach dem Nachtgebete ein Vater Unser, damit der Herr unsern König und unsere Königin, unsern Kronprinzen, und alle seine Prinzen und Prinzessinnen beschütze und ihnen alles Glück und allen Segen gebe; das sage ihm ja!"

„Schön, schön," versicherte der Lakay, „das wird dem Könige gefallen; aber weil du dem Könige eine Freude gemacht, möchte er dir auch eine machen; er läßt dich schön grüßen und schickt dir vier Kronenthaler."

„Warum denn?" fragte der Knabe verwundert und fast verdrießlich; „meint denn der König, ich hätte es um das Geld gethan? das thue ich umsonst und mit wahrer Herzensfreude. Ich bedanke mich schön beim König; er soll sein Geld nur behalten."

„So meint es ja der König nicht," lachte der Lakay: „du hast ihm eine Freude gemacht und deßhalb will er dir auch eine Freude machen; nimm also dieß Geld und kaufe dir etwas Schönes darum, was du willst; oder hebe es auf; es kann ja bei diesen Zeiten ein jeder das Geld brauchen."

„Wenn es der König so meint," sprach der Knabe, „so will ich das Geld nehmen; indessen hätte es ein Kronenthaler auch gethan, sage das dem guten Herrn; ich brauche das Geld eben so nothwendig nicht, wie

du meinst; ich habe ja erst vor Kurzem eine Erbschaft gemacht."

„Eine große?" fragte lächelnd der Lakay.

„Zwei Frauenthaler; ist das nicht genug?"

„Das wollte ich meinen," lachte der Lakay; „lege also die vier Kronenthaler dazu, so bist du noch einmal so reich, als du zuvor gewesen bist."

So nahm denn Hans das Geld und bat den Lakayen, dem gnädigen König in seinem Namen tausendmal zu danken, und ihn vielmals zu grüßen. Dann mußte er dem Lakayen seinen Namen und Wohnort sagen; der Lakay schrieb Alles auf und nahm dann lachend mit der Aeußerung Abschied: „er hätte schon Hunderten und Tausenden Geld gebracht, aber nie sei es ihm vorgekommen, daß er Jemanden hätte bitten müssen, es anzunehmen."

Dem Knaben aber kamen bei diesem Geschenke andere Gedanken. „Ja, Georg," rief er plötzlich, „die Ahnfrau hat Recht: wer gibt, dem wird wieder gegeben werden! Das hat sie gar oft gesagt, und gerade ist es eingetroffen. Krieg' ich gar für die Geis vier Kronenthaler! Aber, Georg, dir gehört das Meiste, da nimm, denn du hast an der Geis wohl am meisten hergeschenkt."

Aber Georg weigerte sich standhaft, auch nur einen Pfennig von der königlichen Gabe anzunehmen.

„So weiß ich schon, was ich thue," meinte nachdenklich der Knabe, „ich will die Hälfte für die Armen und Kranken dem Pater Benno geben; mit den andern zwei Kronenthalern will ich für meine Kameraden auf der Kirchweihe ein Sacklaufen halten und sie als Preis aussetzen. Georg, da wollen wir aber unsern guten

König, die Königin, den Kronprinzen und alle, aus vollem Halse und Herzen so hoch leben lassen, daß er es bis nach München in seine Residenz hinab hört."

Georg lachte vergnügt und begleitete sein Brüderlein unter allerlei liebreichen, herzlichen Gesprächen nach Thalkirchen hinauf, wo der Nachbar Grünsteffel bei einem Mäßlein Bier auf den Knaben wartete. „Georg, auf die Kirchweihe, mit Madelon und ihren Eltern! Gott behüte dich!" das waren die letzten Worte des Knaben.

„Wenn Gott will!" versicherte Georg; „grüße mir Vater, Mutter, Martha und die Nachbarn alle!" Die Peitsche knallte und rüstig trabten die flinken, kräftigen Rosse des Nachbars Grünsteffel davon. Als sie die Höhe bei Mitter=Sendling erreicht hatten, richtete sich Hans im Wagen auf und blickte hinab auf die herrliche Stadt, welche von dem Glanze der Abendsonne beleuchtet, still und groß in dem weiten reichen Thale der fluthenden Isar dalag. Auf zwei Gebäude blickte der Knabe mit Sehnsucht und Freude, auf die Residenz und auf die Caserne der Reiter; in jener wohnte sein König, in dieser Bruder Georg und Madelon. Plötzlich schwenkte er sein Hütlein und brachte ihm und den Seinigen ein herzliches, kräftiges Lebehoch; und wieder schwenkte er sein Hütlein der Caserne zu und in Gedanken grüßte er nochmals den Bruder und Madelon, und sandte ihnen wiederholt die besten Segenswünsche zu.

Drittes Kapitel.

Die Heimath und die Kirchweihe.

Wer der Isar entlang den Bergen zugeht, die mit ihren mächtigen Häuptern, wie schützende Wächter, die Hauptstadt umgeben, der gelangt in Gegenden, welche von der Natur mit der reizendsten Anmuth geschmückt sind. Eine Menge schöner, wohlhäbiger Dörfer, Märkte und Klöster, mit Wäldern und Hügeln abwechselnd, bedecken die Ufer des Stromes, der stolz die grünen Wogen durch die Thäler treibt, die sein Gewässer den Bergen abgerungen. Je mehr sich der Wanderer den Alpen nähert, um so herrlicher und großartiger öffnen ihm die Gebirge ihr Paradies. Aus dem Schooße der Berge sprudeln frische Quellen und brausen Gewässer, welche zwischen Felsentrümmern und dunklen Tannenwäldern sich drängend und tosend herabstürzen. Die Berge wachsen zur Riesengröße an und baden ihre Füße in den Fluthen der Seen, an deren Ufer still und freundlich die Dörfer und Höfe der Bewohner liegen. Zwischen Berg und Thal ziehen sich die uralten, reichen Waldungen hin und in ihnen hauset Wild aller Art. Heerden kräftiger Rinder weiden mit Lämmern und Ziegen auf den Auen und steigen die Almen hinauf, wo das beste, frischeste Futter sie erquickt.

Zwischen der Isar und dem Walchensee, nördlich von der herrlichen Benediktenwand begränzt, von der Jachna bewässert, liegt das liebliche Thal, die Jachenau. Die stille freundliche Anmuth des Thales tritt bei der großartigen Umgebung nur um so erquicklicher hervor;

es gehört zu den fruchtbarern Gegenden des Hochlandes und seine Bewohner zeichnen sich, wie alle des Gebirges, durch einen stattlichen Wuchs aus und ihre Züge verrathen jene Gutmüthigkeit, welche diesen biedern Menschen eigen ist. Ihre Tracht ist die der Gebirgsbewohner und sehr kleidsam; ihre Sitten sind einfach und gerade; sie nähren sich meist von Milch, oder Mehlspeisen, woran aber das Schmalz und die Butter nicht gespart wird. Zahlreiches Rindvieh weidet auf ihrem Boden und dennoch genießen sie nur selten Fleisch, das nur an hohen Festtagen und bei Hochzeiten auf den Tisch kommt. Ackerbau wird, wie meist im Gebirge, nur wenig getrieben; einträglicher ist die Viehzucht. Die Männer lieben, wie alle Gebirgsbewohner, die Jagd und die Fischerei; doch bietet sich für die erste nur geringe Gelegenheit dar; wenige sind, die nicht ihre Stutzen haben und sie gut zu gebrauchen wissen. In ihren Häusern, die gewöhnlich nur von mäßigem Umfange und, den Grund ausgenommen, meist von Holz erbaut sind, herrscht die größte Reinlichkeit; rein und blank geputzt stehen in der Küche die Kochgeschirre, und alles im Hause ist sauber gehalten. Zutraulich nehmen sie Jeden auf, und einem Bedrängten zu helfen ist ihnen eine wahre Freude. Dabei sind die Bewohner dieser Gegend sehr gastfreundlich und theilen gerne jedem mit, was sie haben. Ihre Frömmigkeit geht ihnen vom Herzen, und zu beten des Morgens und Abends, die heilige Messe und die Predigt anzuhören, die heiligen Sakramente zu empfangen, ist bei ihnen nicht blos Gewohnheit, sondern ein wahrer Herzensdrang.

Hier in diesem glücklichen, blühenden Thale war Johannes Heimath, lag der Hof Vaters Christoph, und

es war ein stattlicher Hof. Fruchtbare Wiesen, durch welche die Jachna ihre hellen, frischen Wellen trieb, umgaben ihn auf der einen Seite und zogen sich bis zu dem Fuße der Berge hin; zwischen ihnen lagen einzelne Stücke angebauten Ackerlandes; der größere Theil der Felder befand sich auf der andern Seite, und war von einer hügeligten Tannenwaldung begränzt; inmitten zwischen diesen schmuckreichen Wiesen und gesegneten Feldern erhob sich das Wohnhaus; es ruhte auf einem festen steinernen Grunde, der zwei, halb aus Steinwerk, halb aus kräftigem Dauerholz erbaute Mauern trug, welche ein leichtes, doch haltbares Schindeldach bedeckte. Der innere Raum des Hauses war sehr bequem und zweckmäßig für die Inwohner abgetheilt; unten befand sich die Wohnstube, wo zugleich gegessen, gesponnen, Gebet, gemeinsames Gespräch und Berathung gehalten wurde; die daran stoßende Stube wurde von Vater und Mutter bewohnt. Gleich an die Wohnstube stieß die Küche, wo das Holz eben nicht gespart wurde; von der Küche und der Wohnstube schied ein Gang die untern Zimmer, wovon zwei für Martha und die Mägde, eines aber für die Beherbergung der Gäste diente; die obern Gemächer waren für das männliche Geschlecht bestimmt, und noch ein geräumiges Zimmer wurde stets für den Fall aufbewahrt, daß unerwarteter, allein nie unwillkommener Weise Gäste eintreffen könnten, welche in dem untern Gastzimmer kein Unterkommen mehr finden möchten; und das ereignete sich öfters. Vater Christoph und Mutter Anna übten gerne das gute Werk der leiblichen Barmherzigkeit, Fremde zu beherzigen, sie zu speisen und ihnen ein gutes Lager zu geben. Herzliche Gastfreundschaft ist ja den Bewohnern

des bayerischen Gebirges ohnehin eigen, und jeder Fremde, sei er, wer er wolle, darf eine freundliche Aufnahme hoffen. Kam nun ein recht lieber Gast zu Christoph, den führte er hinauf in den obern Stock; dort war sein bestes Zimmer, mit der großen Bettstatt und den ausgesuchtesten, wiewohl etwas schweren Kissen; dort standen ein Tisch von festem glänzenden Eichenholz und drei Sessel, die schönsten Bilder hingen an der Wand, und über dem Bette das Cruzifix mit der Mutter Gottes. Trat nun der Gast aus dem Zimmer heraus, so stand er auf der hölzernen Gallerie des Hauses, wo duftende Blumenstöcke standen und die schönste Aussicht ihm entgegen lachte; unfern von ihm erhob sich dann vor der Hausthüre der Maibaum, mit einem Busche bunter Bänder und vielen zierlichen Figuren geschmückt, der hoch das ganze Haus überragte, und schon von ferne den Wanderer grüßte und einlud. Unweit des Maibaumes sprudelte ein Brünnlein klares Wasser und ein Theil desselben floß in den nahen Garten und ergoß sich in eine Art von steinernem Becken.

Der Garten selbst war eben nicht groß, aber sehr edle Obstbäume schmückten ihn, und seine Beete lieferten meist Salat, Rettige und andere Küchengewächse, die zu einem guten Kruge Bier eine willkommene Zugabe sind. Außerhalb des Gartens, nur etwa hundert Schritte, stand von einer alten bemoosten Eiche beschattet eine kleine Kapelle mit einem Glöckchen; hier pflegten Vater Christoph und Mutter Anna mit ihren Kindern und dem Hausgesinde gewöhnlich ihre Morgen- und Abendandacht zu verrichten. Aber die Kapelle war nicht der einzige Platz ihrer Andacht; gleich neben der Hausthüre stand ein großes Bild des Gekreuzigten und

der schmerzhaften Mutter, deren Häupter wöchentlich mehrmals mit frischen Blumen und Kränzen geschmückt wurden und am Kreuze selbst lehnte ein Betstuhl.

Hinter dem Wohnhause waren die Stallungen, alle mit frischen kräftigen Thieren gefüllt, während die Scheuern mit einem kleinern, zweiten Getreidestadel zur Rechten desselben stand. Ganz nahe an der Scheuer befand sich eine kleine etwa hundert Schritte lange Baumpflanzung; hier lag die Kegelbahn, der von allen Bewohnern des Hauses gar fleißig zugesprochen wurde.

Auf diesem Hofe, in dieser Wohnung hauseten seit mehr denn fünf und zwanzig Jahren Christoph und Anna, in allem beflissen Gott zu dienen und sich zu heiligen, ihre Kinder und das ganze Haus dazu. Eine gar mächtige Hilfe fanden sie an der Mutter Marianne. Mutter Marianne war frühe Wittwe geworden, und sie hatte alle Lasten des einsamen Wittwenstandes, aber auch die Wahrheit des Wortes erfahren, daß der Herr des Himmels der Vater der Wittwen und Waisen ist, und in allen Nöthen ihnen hilfreich beisteht. Darum war Marianne niemals verzagt, sondern sie hatte mit Gebet und Arbeit dem Herrn fleißig gedient, und war gesegnet worden. Mit Schulden hatte sie nach dem Tode ihres Mannes den Hof übernehmen müssen, allein durch kluge Wirthschaft, Fleiß und Ehrlichkeit war es ihr so gut ergangen, daß sie bald aus den Schulden kam und nach fünf und zwanzig Jahren treuer Arbeit den Hof um ein Drittheil vergrößert ihrem Sohne Christoph übergeben konnte. Lobte sie dann jemand wegen ihrer Wirthlichkeit und ihres unermüdlichen Fleißes, dann sagte sie allemal: „Ja, das ist wahr, ich habe mich recht geplagt; aber alle Plage und Mühe

wäre umsonst gewesen, hätte der himmlische Vater da droben seinen Segen nicht gegeben. Und," setzte sie mit recht vergnügter Miene bei: „meine Frau Tochter Benedikta im Herzogspital, die hat mich bei der Mutter Gottes auch nicht vergessen." Als nun Mutter Marianne Enkel auf dem Schooße wiegte, da wurde sie wieder wie jung und stand mit frischen Kräften und der alten Liebe der guten Schwiegertochter in der schweren Pflicht der Erziehung bei. Es ist nicht zu sagen, mit welcher Liebe und Aufopferung die alternde Marianne für ihre Enkel betete und wachte, fröhlich und besorgt war, damit sie ja gesund heranwüchsen an Leib und Seele, und wahre Kinder Christi und der heiligen Jungfrau würden. Und wir haben es gesehen, daß der Segen Gottes mit der Mutter und mit den Kindern war. Als nun Gott Mutter Marianne zu sich nahm, da war eine Trauer und ein Jammer im Hause, die nicht geschildert werden kann.

Hans hatte von München recht gute Nachrichten mitgebracht, und alle freuten sich, als sie von ihm hörten, Georg sei gesund und angesehen als tapferer Wachtmeister bei dem Regimente; auch von der frommen Frau Base Benedikta erzählte er ihnen alles Gute; dann beschrieb er ihnen zu Hause, wie München aussehe, und was es für eine herrliche, prachtvolle Stadt sei. Alle horchten auf, als er ihnen erzählte, er hätte gar den König und den Kronprinzen gesehen, und die guten Herrn hätten ihn gegrüßt und ihm so freundlich auf sein Vivatrufen zugewinkt. Dann stattete er Bericht ab, wie er die Geis an die kranke Madelon verkauft, und wer ihre Eltern wären, und woher. Auch sagte er den Eltern ferner, daß er nicht blos Bruder

Georg, sondern auch Madelon, Bertrand ihren Vater, und Babette, die Mutter, auf die Kirchweihe geladen hätte, damit sie doch auch einmal einen guten Tag hätten bei fröhlichen Menschen.

Und den Eltern war alles recht. „Hans," lobte der Vater, „du hast in München deine Sachen gut gemacht; mich soll es von Herzen freuen, wenn das kranke Kindlein mit Vater und Mutter kommt. Hans, du mußt diese Woche noch einen Brief nach München an den Georg schreiben, daß er ja auf die Kirchweihe kommt und seine Eltern heimsucht;" er setzte aber auch bei: „er soll ja die Eltern des kranken Kindleins recht ermuntern, auf die Kirchweihe zu kommen, und auf einige acht Tage bei uns zu bleiben; es ist gerade die schönste Jahreszeit und die Milch, die beste soll sie haben."

Das ließ sich Hans nicht zweimal sagen; eine recht kräftige herzliche Einladung schrieb er an den Bruder, und ein eigenes Brieflein legte er für Frau Babette bei, worin er im Namen des Vaters die Einladung erneuerte und die Freuden der Kirchweihe in seiner kindlichen, gemüthlichen Weise mit recht anlockenden Farben schilderte. „Auf diesen Brief," meinte er, „müssen sie auf die Kirchweihe kommen, sie können nicht anders; gewiß, sie werden von München kommen, und wäre es noch hundert Stunden weiter."

Mittlerweile hatte auch Mutter Anna mit Martha der fleißigen Tochter die nöthigen Anstalten getroffen, das Kirchweihfest würdig zu feiern. Das ganze Haus war blank gescheuert worden, der Maibaum hatte neuen Schmuck und passende Figuren erhalten, worunter sich namentlich die Gestalt des Heilandes, der bei dem Zachäus sich einladet und ihn vom Baume herabruft,

besonders auszeichnete; wo nur eine passende Zierde an dem Hause, im Garten, oder am Brunnen anzubringen war, da war es geschehen; und es versteht sich von selbst, daß weder die Kapelle noch das Cruzifix bei der Hausthüre hiebei waren vergessen worden. Die fromme Martha hatte die schönsten Blumen des Gartens wie der Wiese ihnen zur Zierde gesammelt. Auch die Gastzimmer waren in den besten Stand gesetzt worden, Gäste, die über Nacht bleiben wollten, anständig zu beherbergen. Vater Christoph hatte für Küche und Keller sehr gute Vorsorge getroffen, ein Schwein, ein Kalb und einen Ochsen schlachten lassen, so daß Fleisch und Würste im Ueberfluß und aller Art vorhanden waren; dabei hatten Mutter und Tochter das beste reinste Mehl, reine frische Milch und Butter aufgespart, um den alten Ruhm ihrer Kücheln und Dampfnudeln auch an der heurigen Kirchweihe wieder zu bewähren. Hans war bemüht gewesen, gutes Obst, Kirschen, Pflaumen, Nüsse zu sammeln, und bis Länggries gegangen, Wildpret zu holen; Fische lieferte die nahe Isar und der Wallersee in Fülle und Güte. So war auf das trefflichste für Speise gesorgt worden; den Durst der Gäste sollte gutes Bier von Tölz stillen, wovon der Vater mehrere Fäßlein eingelegt hatte; auch der in dieser Gegend übliche Kirschengeist war nebst Meth für etwas leckere Gaumen angeschafft worden. So war alles auf das beste bestellt, und alle im Hause freuten sich auf das Fest und wünschten zur Feier desselben ihre Freunde und Lieben herbei.

Es gibt kein Fest, das die Christen auf dem Lande zumal mit größerer Freude feiern, als eben die Kirchweihe; auf dieses Fest freut sich Jeder das ganze Jahr

durch und der Gedanke an die nahende Kirchweihe macht jedes Auge leuchten. Sollten es nur die sinnlichen Freuden sein, die Lust des Spieles und des Tanzes, das Vergnügen einer reich besetzten Mahlzeit und bessern Getränkes, die Freude, liebe Freunde und heitere Gäste bei sich zu sehen, welche in den Christen dieses Gefühl der Fröhlichkeit, ja eines großen Glückes hervorrufen? Das mag bei manchen der Sinnlichkeit ergebenen Christen der Fall sein; aber bei dem wahren Christen ist es die Freude, der Kirche Gottes anzugehören, ist es das Gefühl des Glückes, in ihr eine liebreiche, gnadenvolle, mächtige Mutter zu haben, deren Hand ihn zu Jesu und zu seiner Seligkeit führt; es ist der Jubel, ganz in der Nähe ein Haus zu besitzen, wo Gott wohnt mit seinen Engeln, wo der Gottmensch in dem Allerheiligsten weilet; diese Freude, dieses Glück ist es vornehmlich, was den Christen mit so großer Freude dieses Fest begehen läßt, und selbst der sinnliche Mensch muß sich dieser Freude und dieses Glückes bewußt werden; denn die ganze Feier dieses Festes ruft es ihnen auf die schönste und ergreifendste Weise zu.

Prächtiger als je ist an diesem Feste die Kirche des Ortes geziert, und mit jedem Schmucke, den sie besitzt, wird sie bekleidet; vom Thurme herab flattert grüßend und einladend die Fahne; der Weg zur Kirche ist mit frischen Bäumen und Zweigen geziert, sie selbst mit Blumen bestreut. Am Altare, der im ganzen Glanze seines Schmuckes und unzähliger Lichter strahlet, thront Er, der Gottmensch in der Monstranz zur Anbetung den Gläubigen dargeboten, und wie könnte Er an diesem Feste wohl ihnen fehlen? es ist ja das Fest seiner Braut, der Kirche, jener Kirche, die Er mit seinem

Blute gestiftet, mit seinem Geiste regiert und von der Er nie weichen wird. Darum erscheint der Gottmensch wahrhaftig unter der Hülle des Brodes, wie Er in der Fülle seiner Barmherzigkeit die Sünder, den Zachäus, aufgesucht hat und bei ihm eingekehrt ist. Durch das Evangelium und seine wundervolle Gegenwart ruft Er den Gläubigen zu, daß Er auch zu ihnen gekommen sei und bei ihnen Einkehr nehmen wolle. Da ist wohl ein jeder Christ ein Zachäus, von dem Heiland durch seine Kirche gerufen und besucht. Die Kirche war es ja, welche ihn hier an dieser heiligen Stätte gleich nach seiner Geburt mit mütterlicher Liebe empfangen, ihn von der Erbsünde durch die Taufe befreit, mit der göttlichen Gnade begabt und zu einem Kinde und Erben des himmlischen Vaters gemacht hat. In dieser Kirche empfing der Christ in späterer Zeit den Unterricht des heiligen Evangeliums und lernte Jesum, den Erlöser, kennen und lieben; hier war es, wo ihn das heilige Sakrament der Firmung stärkte in dem wahren Glauben und ihm die Kraft gab, den Glauben an Jesum und seine Kirche offen mit Worten und Werken zu bekennen; hier war es, wo ihn die Buße reinigte von den Sünden, ihn wieder durch Jesus mit Gott versöhnte, und ihm wieder den Himmel schenkte. Vor diesem Altare knieend genoß er des Christen höchstes Glück, die Speise der Engel, den allerheiligsten Leib des Herrn, und vereinigte sich mit Ihm. Hier, an dieser Stätte wurde für ihn das heilige Opfer der Messe dargebracht und hier war er seinem Heilande nahe; hier kniete er so oft und trug Gott und dem Heilande seine Bitten und seine Anliegen vor und wurde erhört, in Kümmernissen gestärkt und ihm der Gnaden so viel gewährt.

Darum ist an diesem Tage der Jubel, der Kirche und durch sie Jesu anzugehören, das vorherrschende Gefühl in dem Herzen des Christen. Daran reiht sich, wie billig, der tiefste Dank für alle unendlich große und viele Gutthaten, welche er aus der Mutterhand der Kirche empfangen. An diesem Tage der Freude also soll sich der ganze Mensch mit Seele und Leib erfreuen, und es mag deßhalb auch der Leib sich gütlich thun, aber freilich in dem Herrn; alles, was den guten Sitten, der Unschuld des Herzens, der Gesundheit des Leibes zuwider ist, was dem heiligsten Auge Gottes mißfällt, das soll von der Feier dieses Festes verbannt sein; es ist ja der Heiligste, der Erlöser selber geladen, und Er erscheint als Gott und Mensch unter der Brodeshülle in der Monstranze, ein unsichtbarer, aber allwissender Zeuge des Festes.

Und mit Ihm werden die liebe Mutter Maria, die Engel und die Heiligen, der Patron der Kirche zumal geladen, und da sie sichtbarer Weise nicht kommen, so bewirthet statt ihrer der Christ die Armen und Dürftigen mit Liebe, so gut er's vermag. Das Kirchweihfest ist eine wahre Feier der Liebe und die Liebe erstreckt sich über das Grab und gedenkt an diesem Tage mit besonderer Andacht der verstorbenen Eltern, Geschwister, Freunde und Gutthäter, ja Aller, die in dem Herrn verschieden. Sie sollen, soweit es möglich, an den Segnungen und Freuden der Kirchweihe Antheil nehmen. Mitten in der Freude werden Gräber geziert; Tags nach dem Hauptfeste wird für alle Verstorbenen, die zu der Kirche des Ortes gehören, das heilige Opfer und brünstiges Gebet dargebracht und Gottes Barmherzigkeit für die leidenden Seelen angerufen. Mitten von

der rauschenden Lust hinweg sieht man die Christen zu den Gräbern eilen und dort andächtig für das Seelenheil derjenigen beten, welche darunter schlummern; wer es vermag, der läßt auch eine heilige Messe an diesem Tage oder in dieser Woche für seine verstorbene Freundschaft lesen. Es ist etwas Ergreifendes, mitten in Freuden dieses Todtenfest feiern zu sehen; umgeben von Lust und Freuden soll der Mensch um so eher des Todes gedenken, der alle Lust und Herrlichkeit dieser Welt in Staub und Asche verwandelt.

So war denn der Vorabend der Kirchweihe wirklich gekommen; aber weder von Georg noch von Madelon und ihren Eltern ließ sich etwas sehen, noch hören. Mutter Anna schaute an diesem Abend beständig zum Fenster hinaus, und horchte auf jedes Geräusch, ob nicht Georg mit den Reiterspornen klirrend die steinernen Stufen heraufkäme. Vater Christoph schüttelte den Kopf und meinte: „es würde gar der Krieg bald losbrechen und der Georg dürfe deßhalb nicht nach Haus.“ Martha war eigens in die Kirche gegangen und hatte gebeten, es möge doch der Heiland Mittel machen, daß der Bruder zur Kirchweihe käme und die Eltern und Geschwister einmal nach so langer Zeit die Freude hätten, ihn wieder zu sehen und zu grüßen. Am meisten bekümmert zeigte sich Hans; er hoffte ja zwei Gäste, den Bruder und die kleine Madelon und ein Gast war ihm lieber als der andere; da sorgte er sich, es sei Madelon gar krank, recht krank geworden und dem Bruder was Schlimmes begegnet. Es wollte ihm diesen Abend weder Wurst noch Küchel munden, und um neun Uhr noch lief er eine halbe Stunde die Straße auf Länggries hinaus und strengte die Aeuglein an,

ob er denn nichts von ihnen entdecken könnte, und er sah und hörte nichts; da kam er ganz kleinmüthig nach Hause, und blieb, ihrer Ankunft harrend, bis in die späte Nacht auf, so daß ihn die Eltern ins Bett schaffen mußten. In aller Frühe stand er auf, betete in der Kapelle sein Morgengebet und lief dann wieder hinaus auf die Straße nach Länggries bis auf die Anhöhe und guckte sich fast die Aeuglein blind und konnte doch nichts sehen. Er setzte sich nieder und wartete, bis die Glocken der Kirche zum „Ersten" läuteten. Traurig, eine Thräne aus dem Auge wischend, wollte er umkehren. Da erklang aus der Waldung plötzlich ein heiteres Gebirgslied, jodelnd aus einer frischen, kräftigen Mannesbrust gesungen, und gleich darauf fiel ein heller Ton ganz eigener Art ein. „Das ist Bruder Georg, das ist die Geis!" rief in freudiger Ueberraschung der Knabe mit strahlenden Augen jubelnd das Hütlein schwingend, „und Madelon, es ist gewiß, die kommt auch mit Vater und Mutter!"

Und mit Windeseile, den Gebirgsgruß aus voller Brust ihnen entgegen rufend, lief er den Hügel hinab, den langsam ein einspänniges Fuhrwerk hinauffuhr. Ja, es war Bruder Georg, der kutschirte und im Wägelein saßen Bertrand und Babette, Madelon, das liebe Kind, auf dem Schooße; hinter ihnen lag, auf Heu und Stroh gar wohl gebettet, die Geis in bequemster Ruhe.

Wer mag wohl des Knaben Freude schildern, wer Georgs Rührung und Madelons Jubel, die sogleich zu erzählen begann und doch kaum Worte finden konnte, ihm alles zu sagen? Das Kind sah um einen guten Theil gesünder aus und sagte, „es käme davon her,

daß sie seine — des Knaben — Mittel, Gebet und Geismilch fleißig gebraucht und die gute Wirkung dieser heilsamen. Arzneien bald verspürt hätte."

„Aber warum nimmst du die Geis mit zur Kirchweihe?" fragte Hans: „wir haben der Geisen mehr und die beste Milch wird dir die Mutter geben; es ist eine große Mühe, ein solches Thier mit sich zu schleppen."

„Die Ziege muß noch weiter," meinte lächelnd Frau Babette, „sie muß bis nach Italien."

„Wie? bis nach Italien?" rief der Knabe erstaunt, „also weit über die Tyrolerberge hinaus?" und er schaute Frau Babette an, als meinte er, sie wolle ihm ein Mährlein aufbinden.

„Es ist so, die Ziege kommt mit uns nach Mailand," bekräftigte Bertrand; „mein Kaiser hat meine langen Dienstjahre und schweren Wunden gnädig berücksichtigt; da ich auf mehrere Jahre zum Felddienste untauglich bin, so hat mir der Kaiser eine Stelle bei der Zeughausverwaltung zu Mailand angewiesen; und nicht leicht hätte er mir eine bessere Stelle geben können; sie ist einträglich und doch bequem. Hauptsächlich ist es mir wegen Madelon lieb, nach Mailand zu kommen; die milde Luft Italiens wird ihrer noch immer schwachen Brust gewiß gut thun; dahin, lieber Hans, sind wir nun auf der Reise; deine und deiner Eltern herzliche Einladung zur Kirchweihe hat uns recht erfreut und es fügte sich Alles so gut, daß wir sie annehmen konnten. Die beste Straße von München nach Mailand führt ja so in Euere Nähe und wir hatten ja Zeit genug, um einen kleinen Umweg nicht zu achten. Georg war auch frei, wir konnten, was uns Bei=

den so lieb war, die Reise bis hieher mit einander machen. Du hättest nur Madelons Freude sehen sollen, als sie hörte, wir würden dich und deine Eltern besuchen; die wollte sie gar so gerne kennen lernen! Der Kaiser hat uns auch ein hübsches Reisegeld geschickt; davon kaufte mir Georg ein gutes Roß und ein bequemes Wägelein. Aufzuladen hatten wir wenig. Madelon bat uns auf das dringendste, die Ziege ja mitzunehmen, deren Milch ihr so wohlthue; das konnte ja leicht geschehen. Soldaten sind ja mit Gepäck wenig beschwert und die Ziege, wie du siehst, hat auf dem Wagen ein gutes Plätzlein."

„Die Ziege," lobte Madelon und liebkosete das Thierlein, „ist gar so gut; da dachte ich mir, es hält sie niemand besser, als wir, und es wird dir eine Freude machen, wenn du siehst, was wir auf das gute Thierlein halten, und auch die Ziege wird es freuen, wenn sie ihre Heimath wieder sieht."

Georg, der Kutscher, ließ das kräftige Roß tüchtig traben; so lag bald der väterliche Hof vor ihnen. Mit hellem, fröhlichen Jodeln kündigte Hans von weitem schon die Ankunft der ersehnten Gäste an. Als sie in den Hof einfuhren, standen sehnsüchtig Christoph und Anna mit Martha an dem Gitter, den wackern Georg freudig und liebend zu empfangen. Mutter Anna weinte fast vor Freuden, als ihr Georg, der kräftige stattliche Sohn in der schönen Reiteruniform, die Hand schüttelte und tiefbewegt ausrief: „Mutter, Vater, weil ich Euch nur wieder habe! jetzt ist Alles gut."

„Gott sei gelobt, und die Mutter Gottes dazu," sprach Anna gerührt, „weil du nur wieder da bist! gebetet haben wir rechtschaffen für dich!"

„Und Euer Gebet, Gott vergelte es Euch, ist mir gut zu Nutzen gekommen und muß mir aus gar mancher Gefahr geholfen haben!“ Dabei blickte er voll dankbarer, kindlicher Liebe auf seine Eltern, auf das Schwesterlein, die ihm die Hand gab, und nur sagen konnte: „Sei mir tausendmal gegrüßt; Kümmerniß und Sorgen haben wir deinetwegen genug ausgestanden; aber es ist deshalb die Freude jetzt um so größer.“

„Und Gäste hast du uns auch mitgebracht?“ fuhr Vater Christoph fort und wandte sich an Bertrand und Babette und Madelon, der Hans so eben vom Wagen half: „Gott grüße Euch tausendmal, und von Herzen heiße ich Euch heute willkommen!“

Er bot Bertrand und Babetten freundlich die Hand: „Der Hans hat uns gar viel von Euch erzählt und da haben wir große Lust bekommen, Euch zu sehen. Ihr seid auch ein guter Freund zu unserm Georg, wie mir Hans gesagt hat!“

„Ich rechne es mir zur Ehre, der Freund eines so tapfern Soldaten zu sein, als Euer Georg ist,“ begann Bertrand vergnügt; „da freute es mich von ganzer Seele, wie Ihr mich mit Weib und Kind einludet, und es fügte sich alles so gut und schön, daß ich fast glaube, es ist Gottes Wille, daß ich zu Euch komme!“

„Nochmals seid mir von Herzen gegrüßt und willkommen. Das ist Annamiedl, mein Weib, und da ist Martha, meine einzige Tochter, die können sich nicht satt sehen und satt plaudern mit dem Georg.“

Mutter Anna eilte nun zu ihnen und begrüßte mit gleicher Herzlichkeit die Gäste und hieß sie bestens willkommen; mit besonderm Wohlwollen betrachtete sie Madelon, die etwas schüchtern bei den Eltern stehen blieb

und recht freudig und verwundert alles umher betrachtete. „Das ist das kleine Dirnlein, wovon der Hans so oft erzählte?" begann Mutter Anna freundlich; „du hast ein Gesichtlein wie das Jesuskindlein auf unserm Frauenaltar! hat dir die Geismilch gut gethan, liebes Dirnlein?"

„Recht gut," versicherte Madelon, von der freundlichen Anrede und den wohlwollenden Blicken der Bäuerin ermuntert; „das Brustweh hat schon nachgelassen und der böse Husten auch; aber du hättest mich vor acht Wochen sehen sollen, da war ich krank, recht krank. Aber die Geismilch hat mir recht gut gethan und ich habe auch recht fleißig gebetet, wie mir Hans gerathen, und es hat mir geholfen; Papa und Mama sagen, ich sehe bei weitem besser aus."

„Bleibe du nur recht lange bei uns," sprach Anna, „und du wirst noch gesünder werden, und helle Aeuglein und rothe Backen bekommen; aber, was sehe ich da? Ihr habt ja gar die Geis bis von München hergebracht? das hätte nicht Noth gethan; haben wir ja selber Milch aller Art die beste."

Hans, der eifrige Knabe, hatte derweilen das Pferd besorgt und half nun der Ziege von dem Wagen; die machte große Augen, als sie sich so plötzlich aus der Hauptstadt in die alte Heimath versetzt sah, und es schien ihr das Gedächtniß wieder zu kommen. Sie stand einen Augenblick sinnend still, hob bedachtsam den Kopf in die Höhe und sah schnobernd umher; auf einmal lief sie mit einem hellen Gemecker, das wahrscheinlich die Stelle eines Freudengeschreies vertrat, dem Geisstalle zu, wo sie ihre frühern Bekannten zu bewillkommen schienen, denn ein lautes Gemecker ließ sich

alsobald vernehmen, als hätten sich die Ziegen gegenseitig gar viel zu erzählen. Hans und Madelon lachten herzlich darüber. „Ja, Kinder," sprach Vater Christoph, „da seht Ihr, wie selbst das unvernünftige Thier seine Heimath erkennt und liebt; es hat der Mensch nur eine Heimath und der sie nicht liebt, meine ich, der kann kein gutes Herz haben!"

„Auch der Soldat hat eine Heimath, liebt sie und darf sie doch nicht genießen," sprach nicht ohne Wehmuth Bertrand; „jetzt begreife ich wohl, wie der Bayer an seiner Heimath so sehr hängen kann; es ist ein herrliches Land, ein biederes Volk!"

„Lobt uns nicht allzu sehr," bemerkte freundlich Anna; „wir sind mit unserer Heimath gar wohl zufrieden und erkennen es gerne, daß uns Gott eine gute gegeben hat. Aber Ihr müßt noch ein Frühstück einnehmen, ehe der Gottesdienst anfängt; es ist ein weiter Weg von Länggries bis zu uns her, da mag Euch das Fahren und die frische Luft wohl Appetit gemacht haben; wir dürfen jedoch nicht säumen, es wird bald das „Letzte" geläutet werden."

„Du hast recht, Annamiedl," meinte Vater Christoph und ermunterte seine Gäste, ihm in die Wohnstube zu folgen und zu thun, als ob sie zu Hause wären. In der Wohnstube waren bereits mehrere Gäste, Verwandte, Gevattersleute oder sonst befreundete Nachbarn, Männer und Frauen versammelt, und alle eilten mit fröhlichem Gruße Georg entgegen und wünschten ihm Glück zu seiner Heimkehr. Auch die Knechte des Hauses, Franz und Melchior, von denen Franz bereits schon zwanzig Jahre bei Christoph gedient, kamen und schüttelten ihm freudig die Hände, so auch die Dirnen,

zwei fleißige Mägde, Agathe und Christine, und alle versicherten ihm, sie hätten für ihn fleißig gebetet. Mit Rührung dankte Georg und erkundigte sich seinerseits, wie es ihnen während seiner Abwesenheit ergangen, und hörte da gar viele Neuigkeiten. — Bald kamen auch Vater Christoph und Bertrand in das Gespräch und die Bauern wunderten sich nicht wenig, daß gar ein Franzose an der Kirchweihe Theil nehme, und hörten ihm gerne zu, als er ihnen von der großen Schlacht bei Austerlitz und dem noch größeren Kaiser Napoleon erzählte, den alle so gerne gesehen hätten. Mutter Anna und Martha bereiteten schnell das Frühstück, Madelon aber ließ sich von Hans die Bilder erklären, die zahlreich an der Wand hingen. Es waren meist Bilder der Heiligen; am meisten gefiel ihr der schöne Hausaltar mit den vielen mitunter recht hübsch geschnitzten Figuren; auch Babette, die Mutter, theilte ihre Verwunderung, und sie wollte es anfänglich gar nicht glauben, daß einfache Landleute diese netten Figürlein mit sehr mangelhaften Werkzeugen geschnitzt hätten. Hans berief sich auf Vater und Mutter, und mit großem Erstaunen hörten Bertrand und Madelon, daß im Gebirge, nur eine halbe Tagereise von hier, zwei Ortschaften, Ober- und Unterammergau, sich eigens von solcher Schnitzarbeit nähren, und ungebildete Landleute, Mädchen und Frauen, ja selbst Kinder, jene schönen Figürlein verfertigten, welche durch die ganze Welt geführt wurden und überall gefielen.

Martha kam und deckte mit einem großen blüthenweißen Tuche den großen viereckigen Tisch von Eichenholz, der heute unter den Hausaltar, wohl nicht ohne Absicht, zu stehen kam. War es ja heute Kirchweihe

und jeder Hausvater, jede Hausmutter hatte den Heiland sammt der Mutter Maria und den lieben Heiligen und Engeln geladen. Martha brachte für jeden Gast ein irdenes, rundes, etwas tiefes Schüsselein, mit Messer, Gabel und Löffel, und lud alle freundlich ein, auf der blankgescheuerten Bank sich niederzulassen; denn schon jetzt erschien Mutter Anna mit einer großen Schüssel Wurstsuppe, von Agathe und Christine begleitet, von denen die eine gebratene Würste und kalte geräucherte Zungen, die andere aber das „Kirdabrod" nebst Butter, Käse und frischgebackenen Kücheln aufsetzte. Dazu stellte Franz noch zwei Krüge Bier von Tölz, ein Fläschlein Meth und ächten Kirschengeist, der im Gebirge nicht fehlen darf, auf den Tisch. „Laßt es euch von Herzen schmecken," sprach Christoph, Speise und Trank mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes segnend, „und nehmt vorlieb, zu Mittag kommt schon etwas Besseres."

„Wer kann etwas Besseres verlangen?" rief Bertrand vergnügt: „das ist ja ein kaiserliches Frühstück und den Soldaten der großen Armee möchte ich sehen, der heute ein besseres hat!" Er setzte sich an Georgs Seite und that dem Frühstücke, zumal den Würsten und dem Biere, alle Ehre an. Madelon und Babette genossen Milch mit Honig und Kücheln, und Babette, selbst eine gelernte Köchin, pries höchlich die Güte der Milch und der Speisen, der Butter zumal.

Hans, neben Madelon sitzend, sprach auf das freundlichste zu und machte auf eine recht gemüthliche Weise für die Kleine den Wirth.

Madelon trank zwei Tassen Milch und aß zwei Stücklein von dem Honigbrode, das ihr Hans vollge=

strichen darbot. „Nicht wahr,“ sprach Mutter Anna gutmüthig, „es sollte Kaffee da sein? aber da ist Euer Kaiser Schuld, daß wir keinen aufsetzen können; er läßt die Engländer keinen bringen und was sie unter dem Namen Kaffee verkaufen, das ist unächtes Zeug, das nur den Magen verdirbt.“

Madelon und Babette versicherten eifrigst, daß diese gute Milch, dieser so süße und reine Honig dem besten Kaffee vorzuziehen und ungleich gesünder wäre, als er. So saßen sie eine Viertelstunde bei einander und Bertrand und die Seinigen fühlten sich unter diesen treuherzigen, so gutmüthigen Leuten bald so heimisch, als hätten sie bereits Jahre lang hier gelebt. Das Zimmer füllte sich bald mit noch mehr Gästen; jeder war herzlich willkommen und wurde auf das Beste bewirthet. Da ertönten plötzlich die Böller, Trompeten und Clarinetten erklangen, es war ein Zug Schützen, die von Länggries zum Kirchweihschießen kamen und vorbeizogen. Es waren stämmige lebensfrische Jünglinge voll Kraft und Mark in den festen Knochen, die, das grüne Hütlein mit flatternden Büschen auf dem Kopfe, den Stutzen in dem Arme, keck mit den hellen, blitzenden Augen umherblickten. Bertrand konnte nicht umhin, diese herrlichen, kräftigen Gestalten zu bewundern, deren Gesichtszüge oft so edel, voll männlicher Schönheit waren.

„Das sind herrliche Bursche,“ rief er beifällig, „sie würden unserer Kaisergarde Ehre machen; ich sehe, es fehlt dem König von Bayern an Soldaten nicht.“

„Da habt Ihr Recht,“ versicherte Christoph, „bei uns ist ein jeder Soldat, wenn es für König und Vaterland gilt.“

Auf einmal bemerkte Bertrand mit Erstaunen, daß

sich alle Bursche plötzlich auf die Knie warfen und an die Brust klopften; die umstehenden Männer wie Frauen, Knaben und Mädchen thaten dasselbe. Bertrand wollte verwundert sich umwenden und Christoph darum fragen, Christoph aber, Georg und alle die Gäste knieten betend, wie jene draußen. „Es kommt der Herr, der Heiland Jesus Christus," sprach mit Ernst Christoph, „und weil Er der Herr des Himmels und der Erde ist, so beten wir Ihn knieend an." Auch Bertrand, auf den dieser so feste, fromme Glaube einen tiefen Eindruck machte, kniete neben Babette und Madelon, die mit gefalteten Händlein die Aeuglein dem Priester zuwandte, der jetzt aus dem nahen Wäldlein mit dem Meßner ihnen näher kam. Er hatte einen Kranken besucht, der, weil er am Kirchweihfeste nicht an irdischer Speise und Lust sich vergnügen konnte, nur desto sehnlicher nach dem himmlischen Brode, nach dem englischen Mahle, verlangt hatte. „Hochgelobt und gebenedeit sei das allerheiligste Sakrament!" tönte es anbetend aus aller Munde, und Christoph und alle die Seinigen riefen einmüthig mit. Der Priester gab ihnen mit dem Allerheiligsten den Segen, die Schützen aber schossen ihre Stutzen ab zu Ehren des allerheiligsten Sakramentes, daß es weithin schallte und ein donnerndes Zeugniß gab für ihren Glauben. Der Zug und die meisten der Gegenwärtigen begleiteten den Priester mit dem Frohnleichnam zur Kirche; deutlich konnte Bertrand bemerken, daß jedes erfreut war, dem Herrn in der Frühe schon begegnet zu haben und gesegnet worden zu sein.

„Gottlob!" rief Vater Christoph freudig aus: „die Kirchweihe fängt gut an, meine lieben Gäste, in aller

Frühe haben wir schon den Herrn gesehen und ich denke, er wird bei uns nicht blos vorübergegangen sein, sondern auch noch einkehren und uns zu einer recht fröhlichen Kirchweihe helfen, wie die beim Zachäus war."

„Das wollen wir hoffen, Christoph," meinte die fromme Mutter Anna, „ich möchte keine Kirchweihe feiern ohne Ihn. Er ist mir der erste und liebste Gast, ich denke, er wird uns auch noch einen andern lieben Gast schenken, den Pater Benno."

„Freilich, freilich," erwiederte fröhlich die Martha, die alles auf den geistlichen Herrn hielt, „der darf nicht ausbleiben, der kommt gewiß; ist er ja noch alle Jahre entweder zur Kirchweihe oder zur Nachkirchweihe gekommen und ich habe ihn eigens, wie ihr es mir geschafft habt, eingeladen, als ich die vorige Woche bei ihm war, und er hat es zugesagt."

„Nun, er wird gewiß kommen; liest er ja alle Nachkirchweihe für seinen Großvater, der hier im Kirchhofe begraben liegt, die heilige Messe," meinte Christoph; „es ist," sprach er zu Bertrand, „ein gar lieber Herr, der den Soldaten wohl geneigt ist." „Das weiß ich," fiel Georg ein, „er hat mir des Guten gar viel erwiesen." Bertrand und Babette äußerten Freude, den Pater Benno kennen zu lernen. „Madelon," sprach Hans leise zu dem Kinde, „Madelon, freue dich, wenn der Pater Benno kommt, so bringt er allezeit Bilder und zwar die schönsten mit, und gewiß, er gibt dir auch eines, denn er hat die guten Kinder gar lieb, Madelon, und du bist ein recht braves. Ich habe schon gesehen, wie andächtig du gebetet hast, als der Frohnleichnam vor unserm Hofe vorbeigetragen wurde."

Das Mädchen bot ihm mit freundlichem Lächeln

die Hand; „dann," begann sie, „werde ich dem Pater Benno erzählen, daß du aus Mitleid für mich die Ziege uns so wohlfeil verkauft hast."

„Sei lieber davon stille, Madelon," bat überrascht der Knabe, „er soll und braucht es nicht zu erfahren; ich glaube gar, die Mutter hat es ihm schon erzählt, du mußt ihm nichts davon sagen."

Da tönten hell und freudig, als sei auch für sie die Kirchweihe, die Glocken von der Kirche herüber, es war das letzte Zeichen zum Gottesdienste und alle machten sich bereit zur Kirche zu gehen. Es war ein stattlicher Zug von Gästen und mit fröhlichen Blicken musterte Vater Christoph die zahlreichen Gäste, und da war, wie er glaubte, nicht einer, der nicht ein gutes Herz zur Kirchweihe brachte. Bertrand dachte an seine Heimath und er verglich sie mit dem Bayerlande: wie ganz anders, wie kräftig und wohlhabend war nicht der Landmann in Bayern, während dieser in Frankreich gedrückt, von Armuth meist gebeugt, das ganze Jahr oft mit der Hälfte dessen auskommen mußte, was Christoph heute zum Besten seiner Gäste verwandte, und doch gehörte Christoph keineswegs zu den reichen Bauern seines Vaterlandes, von denen die wohlhabendsten im Unterlande wohnen. Welch auffallender Unterschied in den Wohnhäusern, so schön und stattlich in Bayern, dagegen oft wahre Hütten in seiner Provence, Hütten, wo Menschen und Thiere nur durch eine Bretterwand getrennt leben. Welch ein Unterschied ferner in der Tracht!

Die Kirche des Ortes gehörte nicht zu den schönen, aber sie war einfach, reinlich und die Altäre trugen eine der Feier des Festes angemessene Verzierung. Aber,

was ihr den meisten Schmuck verlieh, war die tiefe, dem Herzen entquellende Andacht, die unverkennbar in den Zügen der Gegenwärtigen sich ausprägte. Bertrand fühlte sich tiefbewegt und seine Knabenjahre tauchten in ihm wieder auf, als er den frommen Sinn und die gespannte Aufmerksamkeit bemerkte, womit die Gegenwärtigen alle an dem Munde des Predigers hingen, der in klarer schlichter Rede die zweifache Besuchung Jesu, einmal die als barmherzigen Erlösers, dann die als eines gerechten Richters am Tage der Auferstehung an das Herz legte. Da erhob sich auch in seiner Brust der nie erstorbene, aber in den Stürmen der gottlosen Revolution gebeugte Glaube an den Heiland, und seit Jahren hatte er nie so innig gebetet, nie so tief den Erlöser gefühlt, als heute. Die Predigt ging zu Ende, das heilige Meßopfer begann, Bertrand blickte umher; er sah Babette, das Haupt geneigt, eifrig betend, knien; an der Mutter Seite, zwischen ihr und Hans kniete Madelon, und sie hob die Händlein empor und schlug sie wieder an die unschuldige Brust, als der Priester den Segen gab mit dem Allerheiligsten. Hans, in seinem Gebetbüchlein eifrigst betend, schien über sein Gebet alles, selbst Madelon zu vergessen, die ihn manchmal fragend anschaute, als hätte sie ihm etwas zu sagen. Das gute Kind Madelon wollte ihm sagen, daß sie bereits drei Vater unser und Ave Maria für ihn gebetet; sie sah, daß die Erwachsenen, Männer und Frauen, zum Opfer gingen, da wäre sie gerne auch mitgegangen, aber sie hatte keine Pfennige zum opfern, und Hans sollte ihr welche leihen.

Das Amt war zu Ende und recht zufrieden und innerlich erquickt gingen alle, welche dem Gottesdienste

beigewohnt hatten, nach Hause. Madelon empfing großes Lob, daß sie so andächtig gebetet, aber das aufrichtige Kind gestand, sie hätte leider doch öfters neugierig umgeschaut und hätte der schönen Bildlein wegen in Mutter Anna's Gebetbuch geblättert. Jetzt ging es fröhlich nach Hause, wo nachträglich noch einige Gäste angekommen waren; Vater Christoph hieß sie wie die frühern willkommen. Die Zeit, welche noch bis zum Mittagsessen übrig war, verfloß in heitern Gesprächen. Bruder Georg aber ging mit Bertrand und Madelon in die Felder und Wiesen hinaus, die er so lange nimmer gesehen, und der Augenschein überzeugte ihn, daß alles wie sonst auf das Beste angebaut sei, und der Segen Gottes war auf den blühenden Feldern sichtbar zu erkennen. Dieses stimmte sein Herz noch heiterer; Madelon aber erzählte Hans, ihrem Begleiter, von den Mandelstauden, von den Oelbäumen ihrer Heimath in der Provence, von den Citronen- und Orangenwäldern, und meinte, wenn diese hier wären, so müßte hier das schönste Thal der Erde sein. Hans aber hörte lächelnd zu und sagte mit scheinbarer Einfalt: „Madelon, Pomeranzen haben wir freilich nicht, aber du sollst mir sagen, ob die Dampfnudeln, die heute zu Mittag die Mutter kocht, nicht eben so gut sind."

Darauf zeigte ihr der Knabe die Kapelle. Madelon betete dort andächtig ein Vater unser, und schmückte das Bild der heiligen jungfräulichen Mutter mit einem Blumenstrauße, den Hans ihr verehrt hatte, und der Knabe zeigte große Freude, daß sie sein Geschenk so verwandte. Sie waren von Georg und den Uebrigen etwas abgekommen, diese waren wieder nach dem Hofe zurückgekehrt; Madelon und Hans eilten ihnen nach.

Georg zeigte Bertrand eben die Stallungen des Vaters und Bertrand, wie Babette, bewunderten die zwei schönen Pferde, und die Stärke und die Fülle des Rindviehes, von welchem an zwanzig Stücke an den Barren standen, die Kälber ungerechnet. „Hans," flüsterte Madelon, „jetzt wollen wir sehen, was die Ziege macht," und er führte sie lachend in den Geisstall, wo sich die Ziege unter mehreren ihres Gleichen recht wohl befand und meckernd das frische Heu fraß, das Madelon ihr darbot. Darauf gingen sie mit Georg, Bertrand und Babette in das Wohnhaus zurück, wo ihnen der Wachtmeister die innere wohlhäbige Einrichtung des Hauses zeigte, und Bertrand und Babette erkannten mit Freuden die Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit, wie den Wohlstand, der sich überall hier kund gab.

So wurde es Zeit zum Mittagsmahle. Als sie zurückkamen in die Wohnstube, war bereits für sämmtliche Gäste gedeckt und es mochten ihrer wohl an ein Dutzend sein, Bertrand und die Seinigen ungerechnet. Die Gäste saßen an zwei Tischen, die zusammengerückt waren, theils auf Stühlen, theils auf eichenen Bänken; ein zweiter Tisch war für die Dienstboten des Hauses bereitet, und wieder ein anderer stand draußen im Flötze und war für Arme gedeckt, die etwa eine Kirchweihsuppe oder ein Würstlein mit einer Maas Bier verzehren wollten. Alles war recht reinlich bestellt, und blank geputzt und gescheuert. Vater Christoph betete nun das Tischgebet sammt einem Vater unser, in welches alle Gäste einstimmten, und er, wie Mutter Anna, baten nun noch einmal ihre Gäste, vorlieb zu nehmen, und es sich bestens schmecken zu lassen.

Und es war eine treffliche Mahlzeit; es fehlten

weder die Knödeln, noch der Schweinbraten mit Sauerkraut; Mutter Anna hatte nichts gespart; an Geflügel, an Fleisch von allerlei Art, gesotten und gebraten, war Ueberfluß, so wie an den besten Nudeln und Küchelu. Bier und Meth war in Fülle vorhanden. Alle ließen es sich herzlich schmecken, und mit vergnügten Blicken schaute Vater Christoph umher auf seine Gäste, die seiner Mahlzeit alle Ehre anthaten, verdienter Weise allen Gerichten Lob spendeten, die Teller fleißig räumten, und die Krüge leerten. Nicht weniger behagte es Bertrand und Babetten; laut priesen sie die Güte der Speisen.

„Und jetzt, Madelon," sprach leise Hans zu dem Mädchen, „jetzt kommt das Beste, die Dampfnudeln."

Madelon hatte schon lange nach dieser ihr von Hans so gerühmten Speise geschaut, und sie drehte sogleich das Hälslein der Küchenthüre zu. In der That, Martha kam mit einer großen Schüssel Dampfnudeln daher und Christine folgte ihr mit einer Schüssel von gleichem Umfange; und diese mußten wohl groß sein, es waren der Gäste wohl zwanzig und ein halb Dutzend Dampfnudeln war eben nicht viel für einen Kirchweihmagen. Mit allgemeinem Beifalle wurde dieses vaterländische Gericht, das sogar im Auslande in Achtung steht, begrüßt. Madelon fand die Dampfnudeln sehr einladend; Hans selbst suchte ihr die am besten gerathenen heraus und reichte sie ihr mit den Worten dar: „Madelon, jetzt iß; erst wenn du eine Dampfnudel gegessen, kannst du sagen, daß du in Bayern gewesen bist."

Und Madelon aß, aß eine, aß zwei, und sie hätte die dritte gegessen, hätte es ihr die besorgte Mutter

nicht gewehrt. Madelon war gehorsam, aber diesmal kam ihr der Gehorsam eben nicht leicht an. „Das ist freilich eine gute Speise, Hans," begann sie, „fast so gut als eine Pomeranze, ja gerade so gut, und ich glaube, wenn ich morgen zu Mittag noch einmal sie kosten sollte, so würde ich sie gewiß besser finden, als die Pomeranzen."

Mutter Anna lachte und versprach Madelon, morgen wieder Dampfnudeln zu kochen. Hans aber meinte: „Nun, Madelon, habe ich Unrecht?"

„Weißt du aber auch, wie die Pomeranzen schmecken?" fragte Madelon: „Hans, o komme zu uns, o komme zu uns mit Vater und Mutter, mit Georg, mit Martha und allen, die du lieb hast; ich habe auch eine schöne Heimath, auch wir haben schöne Kirchen, fromme Priester und gute Menschen."

Bertrand und Babette riefen einmüthig: „Madelon hat ein gutes, hat das rechte Wort gesprochen; kommt zu uns, Vater Christoph, Mutter Anna. Ihr sollt es gut haben, und was wir haben, das sei Euer, und wen Ihr immerfort mitbringt, der soll uns willkommen sein."

„Es ist ein wenig weit zu Euch," sprach Vater Christoph, recht freundlich Bertrand die Hand drückend; „ja, wäre es so weit, wie nach Tölz oder nach München, da solltet Ihr wohl sehen, wie lieb mir Euere Einladung ist und an keiner Euerer Kirchweihen möchte dann ich und meine Annamiedl fehlen! Aber es ist einmal gar zu weit, und ich bin auch zu alt!"

„So schickt uns wenigstens Georg, meinen guten Kameraden, oder Hans," meinte Bertrand, „wenn Ihr nicht kommen könnt!"

„Denen will ich es nicht wehren," sprach Vater

Christoph, „und mein Segen soll sie begleiten, wenn sie in Euer Haus treten!"

Madelon blickte fröhlich auf Hans: „So komme nur bald, Hans," bat sie, „du und dein Bruder; aber du zuerst, wenn ihr nicht mit einander kommen könnt."

Einige Schüsse fielen, ein Zeichen, daß bereits das Scheibenschießen, das der Wirth zum Besten gab, begonnen. Bertrand, welcher als Soldat gerne die so berühmte Geschicklichkeit der Gebirgsschützen im Schießen kennen lernen wollte, zeigte Lust dabei zu sein und selber mitzuschießen; denn er verstand mit dem Stutzen so gut zu treffen, als mit der Kanone, und Georg, selbst ein guter Schütze, wollte ihn begleiten. Vater Christoph, der als Hausherr noch bei den Gästen bleiben und noch ein Gläslein Kirschengeist mit ihnen trinken mußte, versprach nachzukommen und seinen Schuß zu thun, wenn er ein Stündlein mit ihnen Kegel geschoben. Hans und Madelon begaben sich mit mehrern der geladenen Kinder in den Garten. Mutter Anna mit Babette, Martha und den übrigen Nachbarinnen setzten sich jetzt enger zusammen, tranken Meth und führten dabei recht gemüthliche Gespräche, und mitunter waren es wichtige Sachen: Gevatterschaften, Heirathen, erlebte oder bevorstehende Leiden und Freuden wurden besprochen und gar manches Herz that sich auf in dem traulichen Kreise. Rath, Trost, Tadel oder Aufmunterung, je nachdem es die Umstände erforderten, wurden mit Verständigkeit und Gutmüthigkeit gegeben. Frau Babette, die erfahrene Frau, konnte hiebei nicht umhin, den gesunden hellen Verstand dieser schlichten Weiber, der allemal das Rechte traf, und ihre aufrichtige

Herzensgüte zu bewundern; sie hörte wohl gar manches strenge Urtheil, aber nie ein ungerechtes oder liebloses.

So wurde es Zeit zur Vesper. Als die Glocken von dem Kirchlein erklangen, wurde es allgemach stiller, der Lärm und das Geräusch verschwanden, und bald füllte sich der Weg zum Kirchlein mit Andächtigen. — Christoph mit Anna und Martha, von Hans, Babette und Madelon und den Gästen allen begleitet, fand sich in dem Kirchlein ein, das ihm gerade an diesen Tagen des Lärms halber ein wahres Haus der Erquickung und der geistigen Labung war. Auch Georg und Bertrand säumten nicht, die Andacht der Vesper zu besuchen. Das Kirchlein war des Nachmittags gerade so überfüllt, wie des Morgens, und es war, als hätte es Jeder für eine Sünde gehalten, sich bei dem Heilande nur des Morgens einzuladen, aber des Nachmittags ohne Dank sich zu entfernen. Die Andacht ging ruhig und für alle erquicklich vorüber.

Erst als die Vesper zu Ende war und jeder der Pflicht gegen Gott genügt zu haben glaubte, schien die Freude lebendiger, allgemeiner zu werden. Heller ertönte der Gesang, auf's neue donnerten die Stutzen und Böller antworteten, wurde das Schwarze getroffen; einige, aber nur wenige, vergnügten sich bei dem Kartenspiele; wer nicht schoß und spielte, suchte eine Kegelbahn, und die kräftigen Arme und das feste sichere Auge warfen die Kegel reihenweise zu Boden. Georg und Bertrand nahmen an dem Schießen Theil. Letzterer hatte sich mit dem besten Stutzen Christophs versehen und er schoß gut; aber die Schützen des Gebirges doch noch besser, und Bertrand staunte über die Sicherheit und Genauigkeit, womit ihre Schüsse meist

in das Schwarze gingen und die Scheibe däuchte dem Franzosen eben nicht nahe gesteckt zu sein. Bertrand sah, auf diesem Felde seien eben keine Lorbeeren zu ernten, und mancher schalkhafte, körnige Witz der Schützen, welcher seine, wie der Andern mißglückte Schüsse begleitete, machten ihm das Schießen eben nicht angenehmer. Georg schoß besser als Bertrand, aber auch seine Faust hatte sich mehr an den Säbel gewöhnt, als an den Stutzen. Georg hatte deßhalb auch seinerseits nichts einzuwenden, als Bertrand zu ihm sich wandte und sprach: „Da schieße, wer will, Georg, ich will nicht so lange bleiben, bis ich mit Vorzug der Letzte werde. Die Fahne und die Thaler, die mag gewinnen, wer will; deine Landsleute müssen mit Freikugeln schießen."

„Das nicht," meinte lachend Georg; „die Uebung macht überall den Meister; aber mein Lebtag habe ich gehört: Ein guter Kanonier, ein schlechter Füsilier. Komme Bertrand, laß uns unser Glück bei dem Kegelschieben versuchen."

Sie gingen zu der Kegelbahn, welche neben Christophs Hofe hinlief. Bereits hatten sich daselbst der Männer und Jünglinge gar viele versammelt, unter ihnen befand sich auch Vater Christoph, der dieses vaterländische Spiel sehr liebte und ein tüchtiger Scheiber war. Er lud Bertrand und Georg ein, mitzuscheiben, und diese machten sich sogleich bereit dazu. Aber auch hier wollte es dem Kanonier nicht glücken; gar mancher Pudel lief aus seiner Hand und er bemerkte lachend gegen Christoph, er habe sich dieses Spiel leichter vorgestellt und gemeint, wer eiserne Kugeln sicher an das Ziel brächte, könne wohl noch leichter die hölzernen Kugeln werfen.

„Macht nur recht viel Pudel mit Euern eisernen Kugeln," meinte gutmüthig Vater Christoph, „und laßt die Menschen stehen in der Schlacht, Herr Kanonier; die Engel im Himmel und die ganze Menschheit werden es Euch dann danken."

Hans aber hatte unterdessen hinter der Wiese des Hofes einen Haufen rüstiger Knaben, meist seines Alters, versammelt, um mit ihnen ein Sacklaufen zu halten. Das hatte er, wie wir wissen, im Sinne, als ihm der gute König vier Kronenthaler geschenkt. Die Hälfte der Thaler war bereits durch Pater Benno an die Armen des Thales vertheilt worden, und die übrigen zwei sollten der Preis für den werden, der im Sacklaufen als der Erste das Ziel erreichen würde. Hans hatte mit Hilfe des Vaters und einiger seiner Spielgenossen alles recht gut geordnet und lief nun, Madelon, Babette und die Uebrigen zum Wettlaufen zu holen.

„Was sagst du?" fragte Madelon neugierig, „ein Sacklaufen? was meinst du damit? was ist wohl das?"

„Das sollst du sogleich sehen," antwortete Hans, „es ist gar ergötzlich zuzuschauen."

In einer Linie geordnet standen die Knaben, von den Füßen bis an die Brust, oft bis an den Hals, in große Säcke gehüllt und erwarteten ungeduldig das Zeichen zum Ablaufen. Hans steckte auch sich in einen großen Sack und gab das Zeichen. Das Laufen begann; Madelon und Babette, denen dieses Schauspiel etwas Neues war, konnten sich des herzlichen Lachens nicht enthalten, als sie die Bewegungen und Anstrengungen sahen, welche die sonst so flinken Knaben mach=

ten, um vorwärts zu kommen. Durch die Säcke gehindert, konnten sie nur schrittweise von der Stelle kommen, und mancher stürzte gleich bei dem ersten Schritte zu Boden und mühte und zappelte sich dann ab, um wieder aufzukommen. Da gab es denn allemal ein lautes fröhliches Gelächter, wenn einer der Knaben fiel und nicht wieder aufstehen konnte. Mancher verwickelte sich so in seinen Sack, daß er liegen blieb und sich nicht anders helfen konnte, als durch Abstreifung des hinderlichen Sackes; ein solcher begab sich dadurch freilich aller Ansprüche des Sieges und schlich sich mißvergnügt fort. Diejenigen, welche zum Hüpfen ihre Zuflucht nahmen, kamen noch am ehesten vorwärts. Madelons Auge folgte den Bewegungen von Hans, der sich recht geschickt bezeigte und bald allen den Weg abgewann; nur einer, Michel, hielt sich ihm dicht an der Seite und machte die größten Anstrengungen, ihm vorzukommen; aber auch Hans ließ nicht nach, und so kamen die Beiden fast zu gleicher Zeit an das Ziel. Mißvergnügt schaute Michel auf Hans, der ihm fröhlich zurief: „Michel, wir haben uns brav gehalten, da nimm die zwei Kronenthaler, dir gehören sie, denn du hast sie verdient."

Michel schlug eine Theilung vor, Hans aber sprach: „Behalte sie ganz, ich bin ja der Festgeber und der König würde mich nicht loben, wollte ich nur einen Heller davon nehmen." Und fröhlich schob Michel die Thaler in die Tasche und alle freuten sich, daß er sie gewonnen, denn er war der Sohn armer, aber fleißiger Eltern. Nun aber rief Hans mit lauter Stimme: „Jetzt lassen wir den König leben, der uns die Thaler geschenkt hat, den guten Herrn! Hoch soll er leben,

und die Königin und der Kronprinz und alle Prinzen und Prinzessinnen sollen leben!"

Und ein dreimaliges Lebehoch, so kräftig und herzlich, als es nur die Brust und die Kehle der Knaben vermochte, ertönte und alle Gegenwärtigen, Groß und Klein, stimmten jubelnd ein. „Gott segne den guten Herrn!" rief gerührt Vater Christoph und blickte betend zum Himmel, „und erhalte ihn und sein ganzes königliches Haus!"

„Schön, Hans," lobte Bruder Georg, der mit Bertrand und den meisten der Kegelschieber zum Sacklaufen gekommen war, „du hast deine Sache heute recht gut gemacht."

„Nicht wahr? das meine ich auch," antwortete der Knabe fröhlich, „aber Georg, wenn du nach München kommst, so sieh doch, daß du dem Könige Alles erzählest."

Georg versprach es lächelnd, sein Möglichstes zu thun, daß der König alles inne würde und begab sich mit dem Vater und Bertrand wieder zu der Kegelbahn zurück, während Hans mit den Knaben auf der Wiese blieb und mit ihnen plaudernd und spielend eine Stunde in gemüthlicher Fröhlichkeit zubrachte. Babette und Madelon gingen in das Haus zurück; dort in der Wohnstube saßen der Weiber und Jungfrauen gar viele in heiterm Gespräche bei Bier und Meth. Mutter Anna war die meiste Zeit in der Küche beschäftigt. Madelon sehnte sich nach Martha, die weder in dem Hause, noch im Garten zu finden war. Christine, die Küchenmagd, äußerte: „Martha möchte wohl auf einen Sprung in die Kirche gegangen sein." „Mutter!" bat Madelon: „laß uns auch in die Kirche gehen, ich möchte

gerne beten, mir ist heute so wohl und so froh um das Herz, da möchte ich gerne dem Himmel danken."

Babette war sogleich bereit. Als sie die Stufen zu der Kirche hinaufstiegen, bemerkten sie Martha. Die fromme Jungfrau neigte sich betend über das Grab der guten Ahnfrau. Sie hatte es so eben aufs schönste mit einem großen Kreuze von Rosen, Lilien und andern Blumen der Gegend geschmückt. Freundlich begrüßte Martha die Ankommenden und bat sie, ein Vater unser für das Seelenheil der Entschlafenen zu beten. Madelon that es voll kindlicher Andacht und betete noch ein zweites.

„Was sucht Ihr bei der allgemeinen Freude die Todten auf, Martha?" fragte Babette verwundert; „es ist ja die Kirchweihe."

„Eben deßhalb," meinte die Jungfrau; „gehören ja die Todten, die gottselig gestorben sind, auch noch zur Kirche und nehmen Theil an unsern Leiden und Freuden, mögen sie nun im Himmel sein oder im Fegfeuer. Da liegen gar viele, die ich seit Jahren auf der Kirchweihe gar fröhlich gesehen; die Ahnfrau war auf der letzten Kirchweihe auch noch fröhlich, jetzt schläft sie. Ja, liebe Frau, die gottselig Verstorbenen, und das sind, wie ich glaube, ja alle, die hier ruhen, gehören auch noch zu uns; ich wollte, ich könnte jedem von ihnen eine rechte Freude machen. Ich meine, an dem Kirchweihfeste, wo wir uns alle freuen, dürfen wir die Verstorbenen nicht vergessen, da sollen wir beten, daß sie in ihren Schmerzen, wenn sie noch zu leiden haben, erleichtert werden. Das können und sollen wir thun; wir schmücken ihre Gräber, wir beten für sie und mor=

gen wird für alle Verstorbenen der ganzen Pfarrei das heilige Meßopfer dargebracht."

Mit Rührung hatte Babette der frommen Jungfrau zugehört; sie blickte umher, die meisten Gräber waren bereits verziert und es kamen nun mehrere Leute vom Dorfe herauf, dasselbe wie Martha zu thun. Martha zierte ein zweites Grab, das nicht weit von der Ruhestätte der Ahnfrau entfernt war.

„Es ist die Grabstätte des Großvaters des hochwürdigen Pater Benno," sprach Martha zu Babette, „die ich jetzt ziere, und der Verstorbene hat wohl diese Zierde verdient, er focht in der großen Bauernschlacht bei Sendling und entrann wie ein Wunder dem Tode; hier starb er vor dreißig Jahren hochbetagt."

Madelon half ihr die Blumen ordnen und das Grab zieren. Still und betend verweilte Martha noch einige Augenblicke und sprach dann freundlich zu Babette: „Man darf schon beten, daß an dem Kirchweihfeste kein Unglück und keine Sünde vorfalle; aber es geht ein kühler Wind und Madelon könnte es hier nicht wohl thun; darum wollen wir wieder nach Hause gehen zum Vater und zur Mutter." Bei diesen Worten nahm sie Madelon bei den Händen und trug sie mehr, als daß sie ging, die Stufen hinab.

Viertes Kapitel.

Pater Benno und seine Erzählung.

Martha ging in ruhigem, heiteren Gespräche mit Babette und Madelon dem väterlichen Hause zu; überall

begegneten ihnen fröhliche Gesichter, überall tönte ihnen ein heiteres Lied und der Ton einer Cither oder Geige entgegen; aus gar manchem Hause, vor dem sie der Weg vorbeiführte, rief man ihnen zu, einzukehren und eine „Kirdanudel" zu essen. Mehrmals mußte wohl Martha stille halten und konnte mit ihren Begleiterinnen nicht eher fortkommen, bis sie nicht einen Trunk Bier oder eine Kirdanudel verkostet hatte. Als sie nun des Vaters Haus erreichte, da sah sie — welch eine freudige Ueberraschung für die fromme Jungfrau! — den alten Pater Benno, dem sie so Vieles verdankte, unter den Linden zwischen Vater und Mutter an Georgs und Bertrands Seite sitzen. Freudig eilte Martha auf den Pater zu, küßte ihm die Hand und äußerte ihre Freude, daß er dennoch, wenn auch spät gekommen und in ihrem Hause eingekehrt sei.

„Ich bin ja gerne in euerm Hause," sprach der Pater mild, „und sollte es auch nur auf ein halbes Stündlein sein; ich bin ja gerne da, wo gute Christen sich freuen, in dem Herrn sich freuen. Der Abend war so schön, der Himmel so klar und der Wind hatte sich gelegt. Da machte ich mich auf und beschloß, euch heimzusuchen; an dem Kirchweihfeste des Geburtsortes meines Großvaters, das ein gar so schönes Fest für die Christen ist, wenn es recht gefeiert wird, da möchte ich nicht gerne fehlen."

Martha erkundigte sich, wie eine dankbare Tochter, ob der Pater Benno schon die Abendsuppe genossen. Sie wußte, daß er tagtäglich des Abends nichts anders zu sich nahm als ein wenig Suppe; diese und ein Glas Bier, waren das ganze Abendmahl des mäßigen Mannes, der, obgleich bei Jahren, noch die volle Kraft des

Geistes und des Leibes besaß; er saß mit seinem Talare unter Landleuten, ihm zunächst Georg und Bertrand in ihren Uniformen — ein schönes Bild, wie die Kirche alle Stände vereinigt. Martha eilte fort in die Küche, um für ihren geistlichen Vater die Suppe zu besorgen, das war der frommen Jungfrau eine Freude und diese hätte sie sich um keinen Preis der Welt nehmen lassen.

Vater Christoph wandte sich nun zu dem Pater und sprach, auf Babette und Madelon weisend: „Seht, Hochwürden, das sind mir auch ein paar liebe Gäste und bis aus Frankreich zu uns gekommen.“ „Meine Frau Babette, und Madelon mein Töchterlein,“ sprach Bertrand, beide zu dem Pater führend.

Pater Benno hieß sie herzlich willkommen; Madelon küßte ihm die Hand. Der Pater legte ihr segnend die Hand auf das Haupt und sprach freundlich: „Gott grüße dich! Madelon, ich kenne dich schon lange, wenn ich dich gleich heute zum erstenmal sehe, der Hans hat mir gar viel von dir erzählt.“

„Und, Hochwürden, lauter Gutes,“ erwiederte Hans, der eben von der Wiese, wo die spielenden Knaben auseinander gegangen, herkam und des Paters Worte gehört hatte.

„Das wollte ich meinen,“ sprach mit mildem Lächeln der Pater; „du batest mich recht inständig, ich möchte doch Madelon einschließen in das heilige Meßopfer, damit sie doch wieder gesund würde, und zwar, wie du dich ausdrücktest, durch Gottes Gnade und die Ziegenmilch.“

„Gott lohne das Gebet Euer Hochwürden!“ dankten Babette und Bertrand; „es hat geholfen.“ Made=

lon küßte ihm zum zweitenmale die Hand, und ein dankbarer Blick fiel auf Hans, dessen Antlitz von einer recht herzlichen Freude verklärt war. Der Pater nahm aus seinem Brevier ein Bildlein, die Mutter Gottes mit dem Jesuskindlein. Madelon zeigte große Freude über die schöne Gabe. „Ich wußte schon," sprach sie zutraulich zu dem Pater, „daß Ihr mir, Hochwürden, ein Bildlein schenken würdet, und darauf habe ich mich den ganzen Tag gefreut."

„Und wer sagte es denn, Madelon, daß ich dir ein Bildlein schenken würde?" fragte der Pater.

Madelon wies auf Hans und Pater Benno äußerte, es müsse Hans wohl seinen Brauch kennen, er hätte ja mehr denn ein Dutzend Bildlein von ihm empfangen.

Martha brachte die Suppe und lud den Pater Benno zum Essen ein.

Ein herrlicher Abend, wie sie in diesen Gebirgsgegenden so wunderbar anmuthig und für Leib und Seele erquicklich sind, stieg, wie ein freundlicher Engel, mild und warm über das Thal herab, als hätte ihn der Herr in seiner Liebe für die Kirchweihe als Gast gesandt. Und freundlich und mild, wie er, war das Gespräch, das jetzt unter Vater Christophs Gästen sich entspann. Pater Bennos Ankunft war bald bekannt geworden, und von den Bewohnern des Dorfes, die ihrer Kirche von Herzen ergeben sind und die Priester aufrichtig ehren, kamen gar viele den Pater zu begrüßen, der ihnen in gar manchen Nöthen mit Rath und That als ein wackerer Seelsorger beigestanden, und ihn auf Morgen, auf die Nachkirchweihe einzuladen. Pater Benno, das wußten sie wohl, nahm diese Einladungen niemals an; nur Christoph, dessen Mutter er von Ju=

gend auf kannte, durfte sich der Einkehr des geistlichen Herrn rühmen, der aber niemals länger auf der Kirchweihe blieb, als ein kleines Stündlein, und von Speise und Trank nichts genoß, als eine Suppe des Abends und eine Halbe Bier. Dessen ungeachtet luden sie ihn allemal herzlich ein; sie wußten ja, daß es ihm Freude mache und sie von ihm aufrichtigen Dank bekämen. Und wie vor Jahren, ging es auch heuer. Pater Benno dankte von ganzer Seele für die Einladung. Vater Christoph hieß sie Platz nehmen und einen Krug leeren, und an beiden war noch Ueberfluß, Dank der Fürsorge der Mutter Anna. Dennoch waren bald die Bänke und Tische alle besetzt; es zog sie in die Nähe des guten Pater, der gar viele von ihnen schon kannte, als sein herrliches Kloster Benediktbeuern noch stand; manche waren selbst Grundholden des Klosters gewesen, andere hatten von ihm die heilige Taufe und den Unterricht der Religion in den Schulen empfangen. Alle aber ehrten und liebten ihn; es war nicht einer unter ihnen, der ihm nicht etwas Gutes zu verdanken hatte.

Pater Benno kannte genau die Natur und die Herzen dieser Thalbewohner und er wußte sie bei solchen Zusammenkünften allezeit durch eine anmuthige. Geschichte, durch eine Legende der Heiligen oder eine Erzählung aus dem Leben der Landleute zu erheitern und zugleich zu belehren. Und die Landleute hörten ihm so gerne zu, und freuten sich lange vorher auf diese Erzählung. Manches Auge schaute bereits den Pater fragend und sehnend an und er hörte bereits flüstern: „Wird er heute keine Geschichte erzählen?" Hans wurden die Zeit und die Umschweife zu lange, und mit seiner treuherzigen Gewohnheit bat er den Pater, ihnen

doch, wie sonst, eine Geschichte zu erzählen, und seine Bitte wurde durch einhelligen Zuruf der Gegenwärtigen, zumal der wißbegierigen Jugend, unterstützt.

„Aber was soll ich Euch denn erzählen?" fragte Pater Benno gutmüthig; „habe ich doch Euch schon Alles erzählt, was ich gewußt habe."

„Hochwürden wissen immerfort etwas Neues," meinte Hans.

„Und etwas Schönes und Gutes," fiel Vater Christoph ein.

„Wenn ich zu wählen hätte," begann Georg, „so möchte ich doch einmal etwas Genaueres über den großen Bauernaufstand hören, der vor hundert Jahren in unsern Thälern seinen Anfang nahm. Ich habe in München gar viel davon und von der mörderischen Schlacht bei Sendling reden gehört. Der Großvater Euer Hochwürden hat ja noch der Schlacht bei Sendling beigewohnt und wird gewiß zu Zeiten davon erzählt haben."

„Das hat er auch, Georg," erwiederte der Pater mit Ernst, „und er hat jeden Blutstropfen gesegnet, den er auf der Höhe von Sendling vergossen; aus seinem Munde hörte ich gar oft die ganze traurige Geschichte, und in unserm Kloster Benediktbeuern hatte ich Gelegenheit, gar manches darüber noch zu lesen."

„Ein Franzose soll der Anführer der Bauern gewesen sein," bemerkte Bertrand; „schon deßwegen würde ich Euer Hochwürden bitten, uns etwas von dem Aufstande mitzutheilen, und ich bitte darum um so mehr, weil mir alles interessant ist, was dieses Thal und dessen kräftige Bewohner betrifft, die mich so gastlich aufgenommen haben."

„Es ist so, wie Ihr sagt," war die Antwort des Pater; „ein französischer Hauptmann, Namens Gautier, führte die Bauern an. Bayern war damals und zu seinem Unglücke mit Frankreich verbunden. Gautier war, auf dem Zuge Max Emanuels nach Tyrol verwundet, in diesem Thale zurückgeblieben. Ja, meine Lieben, ihr sollt sie hören die Geschichte jenes Aufstandes, ihr sollt hören, wie das bayerische Volk voll Liebe zu dem angestammten Fürstenhause und für die Freiheit des Vaterlandes sich einmüthig erhob, und mit Freuden dafür in den Tod ging." Es kam dem Pater Benno nicht leicht an, sie zu erzählen; aber es war vieles, was ihn dazu bewog; es war damals eine traurige Zeit. Die Grundsätze der Umwälzung in Frankreich hatten die Grundfesten Europas unterwühlt; der alte Glaube, die alte Treue war in der Brust gar vieler erschüttert; die Bande zwischen den Völkern und Fürsten lockerer geworden. Es war vorgekommen, daß Fürsten, von dem Herzen ihrer Völker gerissen, daß mit den Völkern, wie mit Ackerland und vernunftlosem Vieh ein Tauschhandel getrieben und die heiligsten Verträge und Rechte mit Füßen getreten wurden. Napoleon herrschte jetzt auf dem Festlande mit Allgewalt; er hatte Throne zernichtet, neue gegründet, wie es ihm die Grundsätze seiner Willkühr und Staatskunst eingaben. Und diese Staatskunst war eine gefährliche, für die Fürsten und Völker Deutschlands eine furchtbare. Pater Benno trug eine glühende Liebe für sein Fürstenhaus und für sein Vaterland in seiner Brust, und er wußte, daß jeder der Bewohner des Oberlandes, wie des Unterlandes, sie theile. Es war ihm gewiß, daß jeder der gegenwärtigen Bayern in Zeiten der Gefahr

sein Gut und Blut für das Vaterland opfern würde. Es konnte eine Zeit kommen, wie sie auch später wirklich kam, wo Bayern auf's Neue aufgerufen würde, die alte Liebe für sein erlauchtes Regentenhaus Wittelsbach und für das alte Vaterland zu zeigen, wo auch die, welche jetzt neben ihm saßen, wie die Tapfern bei Sendling, in die Schlacht ziehen und vielleicht sterben mußten. Alle diese Gedanken zogen vor dem Pater vorüber, und es schien ihm gut, wenn diese kräftige Jugend durch das glorreiche Beispiel der Väter begeistert würde, ein Gleiches zu wagen und sich zu opfern. Er begann also:

„Vor mehr als hundert Jahren herrschte in Bayern, unserm Vaterlande, Kurfürst Maximilian Emanuel, der Sohn des guten Ferdinand Maria; es war ein tapferer, aber auch ehrgeiziger und kriegslustiger Herr. Mit Heldenmuth und großem Ruhme stritten er und die Bayern in Oesterreich und Ungarn gegen die Türken, halfen Wien entsetzen und erstürmten Belgrad. Darauf zog er dem bedrängten Kaiser gegen die Franzosen zu Hilfe und focht für ihn am Rheine und in Italien mit dem alten Muthe. Diese vieljährigen Kriege kosteten dem Lande mehr als 30,000 tapfere Männer und viele Millionen Gulden; aber der Kurfürst hatte wenig Dank davon. Doch schien er plötzlich für seine Dienste, für das für Oesterreich aufgewendete Gut und Blut anderwärts auf's Glänzendste entschädigt zu werden. Max Emanuels Sohn, Joseph, sollte nach dem Willen Carls II., des kinderlosen Königs von Spanien, sein Nachfolger werden und einst nach seinem Tode das unermeßliche Reich beherrschen. Schon war eine spanische Flotte erschienen, um den jungen Prinzen nach

seinem künftigen Reiche zu führen, da starb dieser plötzlich zu dem größten Jammer des Vaters. Der König von Frankreich, Ludwig XIV., ein schlauer, ländersüchtiger Fürst, wußte es durch Ränke und List aller Art dahin zu bringen, daß der König von Spanien seine nächsten Erben und Blutsfreunde, die Prinzen von Oesterreich ausschloß und Philipp, den Enkel Ludwigs, zu seinem Nachfolger bestimmte. Darüber entstand nun ein fürchterlicher Krieg, der dreizehn Jahre dauerte und schreckliches Elend über die Länder Europas, aber über kein Land wohl mehr als über Bayern brachte. Der Kurfürst Max Emanuel ließ sich durch glänzende Versprechungen gewinnen, auf die Seite Ludwigs XIV. zu treten. Bald kamen zahlreiche Heere der Franzosen nach Deutschland und nach unserm Vaterlande; mit ihnen und seinen Bayern schlug der Kurfürst in mehreren Schlachten die Oesterreicher und behauptete Bayern gegen alle ihre Angriffe; nur der Zug nach Tyrol mißlang und brachte seinem Heere großen Verlust.

Das Kriegsglück sollte sich aber wenden. Im Jahre 1704 kamen ein zahlreiches Heer Engländer und deutscher Hilfstruppen unter dem großen Feldherrn Marlborough dem bedrängten Kaiser zu Hilfe und vereinigten sich mit den Oesterreichern, welche Prinz Eugen von Savoyen befehligte. Gegen sie waren die Bayern und die Franzosen zu schwach. Nach dem tapfersten Widerstande werden die Verschanzungen der Bayern am Schellenberge erstürmt. Der Kaiser Leopold bietet dem Kurfürsten auf's Neue den Frieden an; der Kurfürst, durch die Noth des Landes — denn die Feinde hatten an 300 Ortschaften angezündet und bis München Alles verheert — und die Bitten seiner Getreuen gerührt, will

bereits den Friedensvertrag unterzeichnen, da hört er, daß Marschall Tallard mit 24,000 Mann frischer Truppen zu ihm gestoßen sei; er wirft die Feder weg und ergreift wieder das Schwert.

Darauf kam es bei Höchstädt in Schwaben zu der blutigsten Schlacht, 13. August 1704. Mauerfest standen die Bayern unter ihrem Kurfürsten und schlugen alle Angriffe Eugens siegreich ab; aber die Franzosen wurden von den Engländern gänzlich geschlagen und zerstreut. Jammernd mußte der Kurfürst das so tapfer behauptete Schlachtfeld verlassen und mit den Franzosen über den Rhein fliehen. Die edle Gemahlin des Kurfürsten, Theresia Kunigunde, blieb nach seinem Willen in Bayern zurück, um statt seiner zu regieren.

Bayern wurde von den Kaiserlichen als ein erobertes Land behandelt und auf's Härteste bedrückt. Abgaben und Frohndienste aller Art wurden dem unglücklichen Volke, das ohnedem schon durch die Kriegssteuern Maximilian Emanuels erschöpft war, aufgebürdet. Umsonst wandte sich die unglückliche Kurfürstin an den Kaiser Joseph, umsonst stellten die bayerischen Landstände auf's Dringendste dem Reichstage zu Regensburg die jammervolle Lage Bayerns vor. Es kam keine Abhilfe. Die Kurfürstin mußte den schimpflichen Vertrag zu Ilbensheim mit dem Kaiser eingehen; dieser Vertrag überlieferte ganz Bayern der Gewalt des Kaisers; nur das Rentamt München blieb der Kurfürstin und ihren Kindern zum Unterhalte.

Damit hatte Bayerns Noth kein Ende. Das Plündern, Erpressen und Mißhandeln der kaiserlichen Truppen dauerte noch immer fort, und der Jammer des

Landes stieg, als die Reichsarmee nach der Eroberung Landau's auseinander ging und größtentheils in Bayern ihre Winterquartiere bezog. Schläge, Knebelung und andere Mißhandlungen waren für den armen Landmann etwas Alltägliches; Wein, Meth und andere Leckerbissen, dazu noch ein Stück Geld waren die tägliche Forderung der übermüthigen Soldaten; die Offiziere gaben Gastereien und der gedrückte Bauer mußte sie bezahlen. Das war noch nicht genug; die kaiserlichen Werber begannen jetzt, die Söhne und die Dienstknechte der bayerischen Bauern gewaltsam zum Kriegsdienst gegen den eigenen Landesherrn wegzuschleppen.

Wie im Unterlande, so sah man auch in den obern Gegenden, wie bei Wolfratshausen, ja selbst in unsern Bergen, Bewaffnete zur Nachtzeit die friedsamen Wohnungen überfallen und die mannbare Jugend in Ketten und Banden wegführen. Wer Widerstand wagte, wurde niedergehauen; für die Entronnenen mußten die Väter, die Brüder und Schwäger im Kerker büßen.

Was aber die Bayern mehr als alles schmerzte, was ihre Herzen am meisten verwundete, war die Zersplitterung ihres Vaterlandes, ganze Provinzen, ganze Grafschaften wurden abgerissen, von dem Kaiser eingezogen oder an seine Generale, Minister und Günstlinge vertheilt; es hatte damals den Anschein, als sollte der bayerische Name verschwinden. Die österreichische Regierung Bayerns wurde noch im Dezember 1704 begonnen und hatte ihren Sitz zu Landshut; ihr Präsident war der Fürst von Löwenstein-Wertheim; sie that nichts, um das gränzenlose Elend des Landes zu lindern, wohl aber trachteten die Beamten derselben, aus ihrer Armuth zu kommen und durch Erpressungen aller

Art bald reich zu werden. Keine Ungerechtigkeit, kein Mittel war dazu zu schlecht.

Diese Bedrückungen, diese Mißhandlungen der rohesten Art mußten ein kräftiges Volk erbittern. Noch lebten der Soldaten Maximilian Emanuels gar viele im Lande; sie zogen umher und ihre Zornesworte steigerten die Erbitterung des Landmannes. Geheime Abgesandte des Kurfürsten zeigten sich und brachten von ihm Briefe, wodurch er seine treuen Bayern zur Anhänglichkeit und zum Ausharren ermunterte. Im Stillen verbanden sich die Bayern, die Bewohner des Landes, wie der Märkte und Städte, das Joch abzuwerfen.

Schon war Alles bereit, und man erwartete blos die Ankunft des kurfürstlichen Gesandten von Lier, als dessen plötzliche Gefangennehmung den ganzen Plan vereitelte. Dieses große Bündniß wurde entdeckt; die Vorräthe von Waffen und Pulver, die man in der Stille aufgehäuft und meist vergraben hatte, wurden nach Ungarn geschafft und die Zahl der österreichischen Truppen in Bayern bedeutend vermehrt.

Mit größter Strenge wachten nun die Oesterreicher auch über die geringste verdächtige Bewegung im Lande. Die Kurfürstin Therese Kunigunde hatte unterdessen ihre kranke Mutter, die Königin von Polen, in Venedig besucht und wollte nach München zu ihren Kindern zurückkehren; aber ein kaiserlicher Befehl verweigerte ihr die Erlaubniß dazu. Ein rührendes Schreiben des Kurprinzen Karl Albert, der im Namen seiner Brüder bat, sie nicht länger mehr von ihrer Mutter zu trennen, hatte keinen Erfolg. Die unglücklichen Prinzen ahnten nicht, daß sie nicht blos von der Mutter, sondern daß sie auch bald von der Heimath selbst sollten gerissen werden.

Die Oesterreicher überfielen jetzt plötzlich München selbst, plünderten das Zeughaus, machten die alten Festungswerke dem Boden gleich, und legten sich in die Häuser der Bürger. Mehrere der eifrigsten Patrioten wurden gefangen, andere entflohen. Einer der Flüchtlinge, der Sekretär Urban Birkensteller, eilte nach Freising, tauschte unter Weges mit einem Geistlichen die Kleidung und diente in dem Franziskanerkloster zu Freising zehn Jahre als Frater Arbil, bis er im Jahre 1715, als die Oesterreicher Bayern räumten, nach München zurückkehrte. Alle Güter, alle Einkünfte derjenigen, die dem Kurfürsten anhingen, oder nach Frankreich gefolgt waren, wurden eingezogen.

Aber alle Härte, alle Mißhandlung, aller Druck konnte in dem Herzen der Bayern nicht die Liebe zum Vaterlande und für das leidende Regentenhaus ersticken. Mit der Noth und dem Elende des schwer gedrückten Volkes wuchs auch der Zorn gegen die Unterdrücker und die heiße Sehnsucht nach Freiheit und Rettung.

Noch bestand inmitten der Verfolger ein geheimes Bündniß von biedern Bayern, welche sich mit den heiligsten Eiden, koste es auch Gut und Blut, verpflichtet hatten, das Vaterland zu befreien und Bayern für das angestammte Regentenhaus zu erhalten.

Da erscholl auf einmal im Herbstmonat 1705, daß das Landvolk Niederbayerns, gezwungen durch neue Gewaltthat, zu den Waffen gegriffen, und seine Dränger theilweise schon geschlagen habe. Bald vernahm man der Aufständischen Feldgeschrei: „Brüder, es muß sein!“ auch an der Isar, wie im Hochgebirge. Hier, in diesen Bergen, schaarten sich die biedern Landleute zusammen. Schon damals, als die Oesterreicher vor Mün=

chen standen, war das Kloster Benediktbeuern bereit, 3000 muthige Landesvertheidiger nach der Hauptstadt zu schicken. Die Oesterreicher drohten mit Feuer und Schwert, mit Rad und Galgen. Schon streiften einzelne Haufen aufständischer Bauern aus dem Gebirge bis gegen München und der österreichische Oberst Wendt mußte mehrere Haufen derselben mit Gewalt auseinander treiben.

Die Isarwinkler, die Bauern an der Isar, griffen zuerst zu den Waffen; ihnen folgten die Unterthanen des Klosters Benediktbeuern; aus dem Kloster nahmen sie zwei Kanonen, die dort aufbewahrt wurden. Die Schaaren der Bauern vergrößerten sich von Tag zu Tag; wer Waffen tragen konnte und das Vaterland und das Fürstenhaus liebte (und das liebte ein jeder), der kam; wer zu Hause bleiben mußte, bereitete Waffen und betete zum Heil der gemeinsamen Sache.

Im Unterlande hatte sich bereits das ganze Volk erhoben; vor allem zuerst die Bauern um Tölz und Neuburg vor dem Walde; ihnen folgte bald das übrige Landvolk an der Isar, Vils und Inn. Ende Oktobers 1705 war hier Alles unter den Waffen. Ihr Wahlspruch war: „Lieber bayerisch sterben, als in des Kaisers Unfug verderben.“ Ein biederer Mann, voll glühender Liebe für sein Vaterland und seinen Kurfürsten, Sebastian Plinganser von Pfarrkirchen, trat an ihre Spitze; bald leitete er den ganzen Aufstand. Unter ihm führten der Student Meindl von Ingolstadt und der ehemalige Wachtmeister der Cuirassiere, Johann Hofmann, große Schaaren an; schon war die Anzahl der Bauern auf 24,000 gewachsen.

Mit Begeisterung stürzten sie sich auf die Kaiser=

lichen, trieben sie von Stadt zu Stadt und machten in kurzer Zeit das Land zwischen der Isar und dem Inn frei. Plinganser und Meindl nahmen die Festung Braunau und rückten mit 20,000 Bauern, die in Fähnlein geordnet waren, nach Schärding; die österreichische Besatzung war froh, einen freien Abzug zu erhalten und ohne auch nur einen Mann verloren zu haben, zogen die Bayern in Schärding ein. Auch die Stadt Vilshofen wurde von ihnen besetzt. Der Pfarrer Müller von Ober-Viechtach nahm die wichtige Stadt Cham; Kraus, ein kühner Metzger, Kelheim an der Donau.

Während die Bauern und die Bürger überall den kühnsten Muth bezeigten, bewies sich die kurfürstliche Regierung zu Burghausen unthätig, feige und legte dem wackern Plinganser überall Hindernisse in den Weg. Sie sandte den Baron von Prielmaier zu den Oesterreichern, die unter dem Obersten Wendt in großer Bedrängniß bei Anzing im Lager standen. Prielmaier schloß mit ihnen den sogenannten Anzinger Waffenstillstand ab, der alle Siege des Landvolkes nutzlos zu machen drohte und dem Feinde Gelegenheit gab, sich zu verstärken. Da erhob sich der wackere Plinganser, welcher das Verderbliche dieses Waffenstillstandes auf den ersten Blick erkannt hatte, mit aller Kraft seiner Liebe zum Vaterlande, und bewies seinen tapfern Wehrmännern, wie dieser Stillstand nur den Feinden Nutzen, ihnen aber den größten Schaden brächte. Meindl pflichtete ihm bei und noch in derselben Nacht nahmen sie Neuötting.

Die österreichische Administration in München zitterte und begann zu unterhandeln, um Zeit zu gewinnen. Aber das bayerische Landvolk ließ sich nicht durch Ver-

sprechungen irren, noch durch Drohungen schrecken. In Erding, Schwaben und Gräfing stand das Volk auf und trat unter die Fahnen des Vaterlandes. Die Bauern unserer Berge hatten ihre Thäler bereits von den Feinden gesäubert, Verschanzungen angelegt und die Pässe am Wallersee, wie gegen Tyrol hin, stark besetzt. Wo sie mit dem Feinde zusammen kamen, trugen sie den Sieg davon. Im Schnee und Regen hatte bis jetzt der bayerische Wehrmann auf freiem Felde gelagert, ohne Nahrung, fast ohne Kleidung, mit einer schwanken Sense bewaffnet, sich dem Kugelregen und dem wüthenden Reiterangriffe entgegengeworfen, ja, was noch mehr ist, dem Brande seines Hauses von ferne zugesehen und Weib und Kind dem schrecklichsten Schicksale überlassen. Entschlossen und voll Schlachtbegierde gingen vom Unterlande jetzt alle Schaaren der tapfern Landesvertheidiger in der Richtung der Hauptstadt vorwärts. Ihre Schaaren, an 40,000 Mann, näherten sich mit schnellen Schritten München. Dort, so war der Beschluß, wollte man den Anzug der Gebirgsbauern erwarten, und durch die Hilfe der Bürger, mit denen man Verbindungen angeknüpft hatte, einen Hauptstreich ausführen, die darin und in der Umgegend befindliche österreichische Kriegsmacht überwältigen, die Fremdlinge vertreiben, und so dem Unglücke des tiefgebeugten Landes ein Ende machen. In der Christnacht des Jahres 1705 sollte das große Werk der Befreiung vollbracht werden.

Aber schon am heiligen Vorabende zogen aus dem Gebirge die Schaaren der eifrigen Landesvertheidiger die Isar hinab, München zu; es waren ihrer mehr als 5000, die besten, kräftigsten Männer von Miesbach,

Tegernsee, Tölz, der Jachenau, des Wallersee's und Kochelsees. Von allen Seiten strömten die Tapfern durch die Waldthäler dem Kloster Schäftlarn zu; hier war der allgemeine Versammlungsplatz; dahin eilte alles, Landstürme wie Schützen; die letztern, an 500, trugen eine kurze Kugelbüchse. Die Uebrigen führten verschiedene Waffen, Keulen mit scharfen, eisernen Nägeln besetzt (Morgensterne genannt), Spieße, Sensen, deren Klingen gerade gemacht und im Kampfe, Mann gegen Mann, tiefe Wunden schnitten.

Als die Männer versammelt waren, erschienen ihre Anführer, verabschiedete Offiziere des kurfürstlichen Heeres, sämmtlich in bayerischer Uniform, an ihrer Spitze ein junger französischer Offizier, der Gautier sich nannte; auch er trug die bayerische Militärkleidung.

Auf der Schäftlarner Wiese musterten sie die Mannschaft und theilten Fahnen aus. Die erste schwang mit blitzenden Augen der Wirth von Bayerbrunn, eine andere der starke, riesengroße Schmidt, Balthes von Kochel. Die Männer waren voll Muth und ungeduldiger Streitlust; sie verlangten noch denselben Abend gegen München aufzubrechen, obgleich der erste Weihnachtstag oder wie andere sagen, der St. Johannistag als Schlachttag bestimmt war. Die Aufständischen machten die Straßen unsicher, hoben österreichische Streitwachen, Staffetten und Posten auf und trieben diejenigen, welche ihnen kaiserliche Abmahnungsschreiben übergeben sollten, mit Verachtung und mit Grimm zurück.

Da eilte ein schändlicher Verräther, Joseph Oettlinger, Pfleger von Starnberg, nach München und entdeckte der österreichischen Landesadministration den Plan des Landvolkes, die Verschwörung der Bürger und die

Gefahr, worin sie schwebe. Wie erstaunten Statthalter und Räthe, von Oettlinger zu vernehmen, auf welche Verständnisse die Bauern in der Stadt selbst rechneten, daß, wie das Zeichen zur heiligen Christmette gegeben würde, 600 bewaffnete Studenten auf dem Anger sich versammeln sollten, die mißmuthig gesinnten Bürger bei den Augustinern, die Hofbedienten vor der Residenz, sämmtlich bewaffnet! Die Klöster der Augustiner, der Karmeliter und Franziskaner waren als Sammelpunkte und Verstecke verdächtigt. Ein Gürtlermeister hatte mit dem Weißbierbrauer verabredet, den Bauern das wenig beachtete Thörlein am Bräuhause zu öffnen. Ein ähnlicher Anschlag bestand am Carlsthore. Der Eisenhändler Senser gab uneigennützig eine Menge Kriegswerkzeug, den Schlüssel zu einer Schanze und wollte an die Spitze der am Anger sich versammelnden studirenden Jünglinge treten. Der Thätigste für die Befreiung der Stadt war der Bürger und Gastwirth Jäger im Thal.

Die Oesterreicher säumten nicht, sogleich die wirksamsten Maßregeln zur Abwendung der drohenden Gefahr zu treffen. Bei der Bürgerschaft geschahen augenblicklich die strengsten Hausuntersuchungen, sie wurde nochmals entwaffnet; man führte Kanonen auf den Straßen auf und drohte bei der mindesten Bewegung mit einem furchtbaren Blutbade. Die Häupter der Verschwörung wurden verhaftet, um später auf das Härteste bestraft zu werden.

Es war dem elenden Verräther Oettlinger nicht genug, den Plan der Landesvertheidiger der österreichischen Landesadministration zu München entdeckt zu haben; er eilte auch zu dem Feldherrn der Oesterreicher,

Wendt, der am rechten Isarufer lagerte, und unterrichtete ihn von allem. Wendt selbst eilte sogleich nach München, um die Stadt zu vertheidigen, und gab dem bei Anzing stehenden Obersten Kriechbaum den Befehl, sobald er von München den Donner der Kanonen vernähme, mit der Reiterei dahin aufzubrechen und möglichst schnell das Fußvolk folgen zu lassen.

Somit waren die andringenden Landesvertheidiger dahin gegeben in den Opfertod, den sie nicht flohen.

Die Christnacht kam heran, und es schlugen viele tausend bange Herzen. Die Oesterreicher lagerten auf den Straßen und bei den Thoren der Stadt; den Bürgern war bei Todesstrafe untersagt, die Häuser zu verlassen. Ein Uhr Nachts verkündete der Donner der Feldstücke die Ankunft der Landesvertheidiger auf dem Gasteig. In dichter Finsterniß erhob sich der Kampf an der Isarbrücke; die Kaiserlichen wurden überwunden, der rothe Thurm an der Brücke, da, wo jetzt der Ursprung und Verlauf der Isar auf einer Tafel vermeldet wird, wurde mit den andern die Brücke beschirmenden Werken rasch erobert; es kostete Blut, war aber in wenig Augenblicken abgethan. Jetzt stießen vier und dreißig Zimmerleute von der Au zu ihnen, ein wackeres Häuflein.

An der Spitze der Bauern stritt Balthasar Mayr von Kochel, der starke Schmid Balthes, ein Mann von 61 Jahren, 8 Schuhe 3 Zoll hoch; in dem wilden Kampfe an der Brücke erlegte er allein mit seiner Stachelkeule 18 Oesterreicher, und hob die eine Seite des rothen Thurmthores aus den Angeln. Die Landesvertheidiger zogen nun in hellen Haufen über die Brücke; die andere Schaar näherte sich von Sendling her über

die Wiesen und Auen. Noch hatte die zweite Morgenstunde nicht geschlagen, und die wichtige Brücke sammt dem Thurme, wodurch Kriechbaum mit den Kaiserlichen von der Besatzung abgeschnitten wurde, war bereits in ihrem Besitze, aber in der Stadt regte es sich nicht. Sehnsüchtig erwarteten die Bauern das verabredete Zeichen mit den aufsteigenden Granaten am jetzigen Carlsthore, die Oeffnung des Thörleins am Weißbräuhause, — aber alles unterblieb. Niemand wußte, daß Verrath und Furcht die Beihilfe der Bürger vereitelt hatten. Da fingen sie eine förmliche Belagerung der Stadt an und beschossen sie aus 2 Feldstücken, indessen die Schützen mit ihren gezogenen Röhren bis gegen Tagesanbruch die Wälle so sehr beunruhigten, daß ohne Lebensgefahr sie Niemand betreten konnte und mehrere österreichische Soldaten, die sich darauf gewagt hatten, verwundet wurden. Es wurde sogar die Stadt durch einen Trommler aufgefordert, der aber ohne Antwort wieder zurückkehrte. Die Kaiserlichen in der Stadt verhielten sich ganz ruhig; nur von Zeit zu Zeit brannten sie von den Wällen herab eine Kanone los.

So wurde es acht Uhr Morgens; da erschien Kriechbaum, der in aller Frühe aufgebrochen, mit den Kaiserlichen auf der Höhe des Gasteiges; drei Kanonenschüsse verkündigten der Besatzung Münchens seine Ankunft.

Die Bauern hatten die Brücke unbesetzt gelassen, ein Zeichen, daß ihre Führer den Krieg nicht verstanden. Rasch ließ Kriechbaum, ein tüchtiger Kriegsmann, seine Grenadiere und das übrige Fußvolk in geschlossenen Reihen und im Sturmschritte über die Brücke eilen, indessen seine Husaren und Panduren durch die seichte Isar setzten, um den in zerstreuten Haufen fechtenden,

rings um die Stadt aufgestellten Landleuten um so schneller in den Rücken zu kommen.

Rasch und heftig griffen die Reiter an. Zu gleicher Zeit machte Wendt mit den Oesterreichern aus der Stadt einen Ausfall; seine Truppen zählten 5000 Mann und waren wohl bewaffnet und mit zahlreichem Geschütze versehen. Kriechbaums Macht war eben so stark. So von vorne und im Rücken zugleich von der doppelten Uebermacht angegriffen, leisteten die Landesvertheidiger den muthigsten Widerstand; mit Hartnäckigkeit schlugen sie sich gegen die überall einbrechenden Reiter; keiner dachte Pardon zu nehmen oder zu geben. Da es ihnen unmöglich war, im offenen Felde gegen so zahlreiche, durch Geschütz und Fußvolk unterstützte Reiterschaaren sich zu behaupten, so brachen sie sich unter mörderischem Kampfe die Bahn nach der Anhöhe bei Sendling; mit wilder Wuth drangen die feindlichen Reiter nach, alles niedermetzelnd, was zerstreut war. Das Blut floß in Strömen; aber die Bauern verzagten nicht; von dem Muthe der Verzweiflung beseelt, verkauften sie ihr Leben theuer; ihre Keulenschläge tödteten, wo sie trafen, Roß und Mann. Oftmals standen sie im freien Felde still, schwangen drohend ihre Picken, Sensen und Keulen und stürzten sich auf's Neue in den Kampf. Die Oesterreicher besetzten rasch die Anhöhe der Theresienwiese mit Kanonen; ihr Donner, das Rollen des Gewehrfeuers, das wilde Geschrei der Kämpfenden, verhinderten alles Kommando und machte jede geordnete Aufstellung unmöglich. So erreichten sie von Blut und Wunden bedeckt, die Anhöhe bei Sendling. Hier suchten sie sich zuletzt am Kirchhofe des Dorfes mit verzweifelter Tapferkeit zu halten; aber vergebens.

Die Uebermacht war zu groß; die Feldherrn der Oester=reicher wußten sich ihres Geschützes und ihrer Reiterei auf's Beste zu bedienen. Die Husaren, unter denen die Schützen und Sensenmänner tüchtig gelichtet hatten, zogen sich auf einige Zeit aus dem Kampfe und dran=gen schnell, theils über die jetzige Theresienwiese, theils über Thalkirchen die Abhänge hinauf, die Bauern zu überflügeln und das Blutbad allgemein zu machen. In Sendling waren einige schwache Verhaue errichtet; sie gaben den Bedrängten nur wenig Schutz. Die öster=reichischen Grenadiere erstürmten nach dem hartnäckig=sten Widerstande diese Verhaue, und drangen in das Dorf. Die Bauern, umrungen, von allen Seiten an=gegriffen, viel zu schwach, um aus dem Kampfe sieg=reich hervorzugehen, setzten sich zuletzt innerhalb der Kirchhofmauer, die ihnen als Brustwehr diente, und sahen, ohne zu wanken, furchtlos dem Tode entgegen; das Dorf brannte in lichten Flammen und mehrte ihre Noth.

Die Todten und Verwundeten lagen haufenweise zu den Füßen der Anhöhe und des Kirchhofes; gegen tau=send Verwundete schleppte man in die Stadt, wo man sie auf die Straße warf und ohne Hilfe ihr Leben verbluten ließ.

Immer schrecklicher wurde das Würgen; die Bauern hielten hier aus bis auf den letzten Mann. Die vier Offiziere: Gauthier, dessen Adjutant, der alte Haupt=mann Maier und der Oberlieutenant Abel fochten fort mit Wunden bedeckt und sanken als Männer von Ehre, den Degen in der Faust, im Kirchhofe; die vier und dreißig Zimmerleute aus der Au fielen zwischen erschla=genen Feinden, im schauerlichsten Handgemenge, als Brüder, die sich auch im Tode nicht verlassen.

Der Letzte der kämpfenden Landesvertheidiger — so heißt es — war der starke Schmid Balthes von Kochel. Die Fahne in der einen Hand, die furchtbare Keule in der andern, so schlug er alles nieder, was seine Stachelkeule erreichen konnte. Neben ihm sanken zwei junge Söhne; es fiel sein Vetter, der stattliche Zimmermann Reiffenstuhl von Gmünd und gar mancher der tapfern Männer von Egern, von Länggries und der Jachenau. Balthes stritt fort, zum Erstaunen der Feinde, bis ihn der zweite Lanzenstoß eines wilden Ungars neben den Seinigen auf den blutbefleckten Boden hinwarf. Um Mittag war Alles geendet.

Nur wenigen war es gelungen, dem Blutbade zu entgehen und sich durchzuschlagen; sie flohen in die Waldung von Forstenried; hier wurde der schwerverwundete Gauthier, der sie führte, durch eine Kanonenkugel getödtet, und sank entseelt neben seinem Gastfreund Peter Wieser von Gmünd. Einige Bauern, die ohnmächtig unter den Todten und Sterbenden lagen, kamen bei einbrechender kalter Wintersnacht zu sich und flohen von dem gräßlichen Leichenfelde auf abgelegenen Pfaden der Heimath zu, und brachten überall die Trauerbotschaft von dem schrecklichen Unglück; unter ihnen war mein Großvater Caspar. Er genas von seinen schweren Wunden, und nie hat er von dieser schauerlichen Schlacht erzählt, ohne jeden Blutstropfen zu segnen, den er bei Sendling für seinen Herrn und für sein Vaterland vergossen."

Eine tiefe Gemüthsbewegung malte sich auf aller Antlitz, als der Pater Benno nun seine Erzählung schloß. Den meisten war es schon bei dem Zuhören schwer geworden, die Gefühle des Schmerzens, des

Zornes und des Abscheues zurückzuhalten, und jetzt brachen sie los, wie eine ungestüme, brausende Fluth. Mehr noch als die Bedrückungen der Oesterreicher, empörte die biedern Herzen Oettlingers schändlicher Verrath; laute Verwünschungen seiner Schlechtigkeit ertönten von allen Seiten. „Möge nie mehr ein solcher unter uns gefunden werden!" sprach der Pater; „er hat den Namen eines Bayern entehrt; möge Gott ihm zur Erkenntniß seiner Schandthat und zur Reue verholfen haben!" Alle priesen die Treue und den standhaften Muth der tapfern Gebirgsbewohner. „Hätte ich den wackern Bauern mit tausend unserer Chevauxlegers zu Hilfe kommen können," meinte Georg, „wir hätten das Feld gewiß behauptet."

„Oder hätte ich ihnen eine Batterie Sechspfünder von unserer Gardeartillerie zuschicken und auf der Anhöhe von Sendling aufstellen können, kein Oesterreicher wäre auch nur einen Schritt in das Dorf gedrungen."

„Aber wir haben den Oesterreichern vergolten," rief Georg; „hundert Jahre nach der Schlacht bei Sendling wehten unsere Fahnen in Wien."

„Und wir, wir haben unsere Fehler bei Höchstädt durch unsere Siege bei Ulm und Austerlitz wieder gut gemacht," bemerkte Bertrand, „und ich denke, es soll ihnen der Kaiser Napoleon noch weiters vergelten."

„Das meine ich auch," sprach Georg, „wir Chevauxlegers haben nicht zum letzten Mal das Schwert gegen die Oesterreicher gezogen; gewiß kommt es wieder zum Kriege, dann werde ich gewiß an Sendling denken."

„So sprach mein Großvater auch," erwiederte der Pater mit Betrübniß und warf einen ernsten Blick auf die Soldaten: „er schwur es, den Oesterreichern das

Blutbad bei Sendling sein Leben lang zu gedenken. Unter jammervollen Schmerzen — er hatte einen tiefen Säbelhieb über den Kopf und einen Schuß in den linken Arm — in steter Gefahr von den verfolgenden Kaiserlichen eingeholt und niedergehauen zu werden, war mein Großvater glücklich nach seiner Heimath gekommen. Kaum hatte er drei Tage in Noth und Schmerz daselbst zugebracht, so hieß es, es kämen die Kaiserlichen, und hätten sie ihn getroffen, wäre es sein Tod gewesen. Deßhalb flüchtete er sich bei der strengsten Winterskälte mit Lebensgefahr in eine Waldhöhle, und verlebte dort in steter Angst und in höchster Noth, oft hungernd, von Durst und Kälte geplagt, drei Monate; dann zogen die Oesterreicher, nachdem sie jämmerlich gehauset, ab. So konnte mein Großvater wieder nach seinem Hofe heimkehren; aber er hatte kaum zwei Wochen darin zugebracht, so fiel er in Folge der schweren Wunden und der ausgestandenen Noth in eine so schwere Krankheit, daß man meinte, es sei sein Letztes und er die heiligen Sterbesakramente empfing. Da verzieh er allen Beleidigern, aber den Kaiserlichen wollte er das jammervolle Elend, das sie über ihn und das Vaterland gebracht, nicht verzeihen. Doch der Pfarrer ließ nicht nach, zeigte ihm das Bild des gekreuzigten Heilandes, der noch sterbend für seine Feinde gebetet, und brachte es endlich durch viel Zureden dahin, daß er ausrief: „In Jesu Namen! es sei ihnen alles Böse und sogar das Würgen bei Sendling verziehen!"

„Recht, mein Caspar," lobte der Pfarrer; „hast du ihnen aber auch von Herzen Alles verziehen?"

„Ja, es soll ihnen von Herzen alles Böse, das sie

mir und dem Lande angethan, verziehen sein; meinethalben, sie sollen nichts dafür zu leiden haben."

„Willst du mit ihnen einen aufrichtigen Frieden halten?"

„Ja, so gut ich's vermag; ich will mit ihnen in guter Nachbarschaft leben," betheuerte er.

„Der Caspar hatte Recht," meinte Christoph; „Nachbarn müssen im Frieden leben, und zu Zeiten etwas vergessen, soll es ihnen anders gut gehen."

„Da halt' ich's mit dir, Christoph," pflichtete der Pater bei: „Bayer und Oesterreicher sind einmal von Gott als Nachbarn gesetzt, und es ist ihnen niemals besser gegangen, als wenn sie sich in gegenseitiger Eintracht und Hilfeleistung befunden hateu. Wer es immer ehrlich mit Bayern und Oesterreich, ja mit unserm deutschen Vaterlande meint, der bitte ja recht, daß Gott stets den Frieden zwischen den beiden Völkern erhalte; der bitte recht, daß der Allmächtige die erlauchten und glorreichen Fürstenhäuser Habsburg und Wittelsbach in steter Freundschaft zum Heile ihrer Völker auf ihren Thronen erhalte, beschütze und erleuchte."

Des Paters Rede hatte auf Alle einen tiefen Eindruck gemacht, nur Bertrand machte ihm ein etwas saures Gesicht, stopfte seine Pfeife und zog die Stirne kraus, als wollte er etwas sagen. Aber Hans ließ ihn nicht zum Worte kommen.

„Hochwürden," fragte er, „wie ist es denn dem wackern Plinganser und den unterländischen Bauern ergangen?"

„Leider nicht gut, Hans," fuhr Pater Benno fort; „nach dem Blutbade bei Sendling zogen sich ihre Haufen von der Nähe Münchens zurück. Noch hätte alles gut

gehen können, wäre nur der Eintracht mehr unter den Befehlshabern der Landesvertheidiger und Räthe des Kurfürsten gewesen; noch zählten die Schaaren der Landesvertheidiger an 30,000 Mann; noch war ein jeder aus ihnen von der alten Liebe für seinen Landesherrn, für sein bedrängtes Vaterland beseelt. Aber die kurfürstliche Regierung zu Burghausen schien die wackern Wehrmänner mehr zu fürchten, als die Kaiserlichen selbst. Des wackern Plingansers einsichtsvolle Vorschläge wurden nicht gehört; umsonst drang er auf rasche kräftige Fortsetzung des Kampfes, der allein das Vaterland retten könne. Die Regierung und die adeligen Herrn hoben das bisher bestandene Direktorium der Landesvertheidigung auf und entfernten Plinganser von seiner Stelle, die er bisher mit so viel Ruhm zum Segen des Vaterlandes bekleidet hatte. Da gingen Kelheim und Cham an die Oesterreicher verloren; da wurden die bayerischen Wehrmänner von den Freiherrn von Prielmaier und D'Okford bei Aidenbach schändlich verlassen, nach dem tapfersten Widerstande überwältigt; da brachte selbst die Versammlung der bayerischen Landstände zu Braunau, wo viel und lebhaft gestritten wurde, keine Abhilfe. Nur die Bauern erklärten sich fest entschlossen, trotz der harten Schläge bei Sendling und Aidenbach den Kampf fortzusetzen, und waren noch immer eines guten Ausganges gewiß. Aber den Andern schien die Macht des Kaisers zu groß; sie unterhandelten; zu Ende des Jahres wurde das Wort Unterwerfung ausgesprochen; der Jammer, der Schmerz und die Wuth des getäuschten Volkes ist nicht zu schildern.

„Der edle Plinganser brach das Schwert entzwei, mit welchem er sein Volk nicht hatte retten können, und

floh mit unendlichem Schmerz aus dem geliebten Vaterlande. In einem Walde bei Wasserburg nahmen er und sein Freund Meindl, die Letzten auf dem Kampfplatze, von ihren Treuen Abschied, die weinend und zürnend aus einander gingen. Plinganser und Meindl flohen an den Bodensee und in die Schweiz.

„Das bayerische Volk litt geduldig; es leerte den Kelch des Leidens aus; denn die Kinder des Kurfürsten wurden gefangen nach Oesterreich gebracht, der Kurfürst selbst geächtet; aber er trug den festen Glauben in der Brust, Gott werde das Land, das in unerschütterlicher Treue für seinen Kurfürsten Gut und Blut geopfert, nicht verlassen. Mochten nun auch die Oesterreicher überall die kurfürstlichen Wappen, die Abzeichen des bayerischen Vaterlandes, abreißen und den kaiserlichen Adler, die kaiserlichen Farben aufpflanzen, mochten sie auch mit Gewalt die Bauern zur Huldigung der kaiserlichen Herrschaft treiben: — im Herzen blieb das Volk trotz allen Jammers dennoch dem alten Fürstenhause getreu und das Unglück, das beide betroffen, war nur ein neues Band. Stilles und brünstiges Gebet für des Vaterlandes Befreiung, für die Heimkehr der vertriebenen Fürsten, stieg täglich zu Gott empor und der Glaube wurde immer fester, es werde der Allmächtige, der den Völkern befohlen, mit unerschüttlicher Treue an seinen Stellvertretern, den Regenten zu hängen und für sie im Falle der Noth Gut und Blut zu opfern, sie nicht trennen von dem geliebten Herrscherhause.

„Und das Gebet des treuen Volkes wurde erhört. Plötzlich schlug das Kriegsglück um. König Ludwig war bereit, unter den härtesten Bedingnissen Frieden zu schließen. Als aber die Verbündeten erklärten, es

solle der König mit seinen eigenen Truppen seinen Enkel Philipp aus Spanien treiben, rief er in gerechter Entrüstung aus: „Soll denn der Krieg sein, so will ich ihn lieber gegen meine Feinde, als gegen meine Kinder führen!" Von nun an war der Sieg bei Ludwig. England und Holland verließen Oesterreichs Sache, dessen Truppen in mehreren Schlachten den Franzosen unterlagen. Statt des strengern Josephs I., saß der mildere Karl VI. auf dem Kaiserthrone. Zu Baden in der Schweiz wurde 1715 der Friede geschlossen. Er gab Bayern wieder an sein geliebtes Fürstenhaus zurück.

„Es war den 15. April 1715, als Maximilian Emanuel nach eilfjähriger Abwesenheit wieder nach der Hauptstadt zurückkehrte. Hätte ich tausend Zungen, ich könnte den Jubel und das Entzücken nicht schildern, das damals die Herzen seiner treuen Bayern durchdrang. Thränen der Freude flossen und aller Schmerz, alles erlittene Leid war jetzt vergessen; der Bayer hatte sein Vaterland, hatte seinen Landesvater wieder."

„Gott sei es gedankt," rief erleichtert Hans; „mir ist es ganz wehe um das Herz geworden; da hätte ich dabei sein und die Freude der guten Leute sehen mögen!"

„Hättest du auch dabei sein mögen in den zahllosen Gefechten, in den Schlachten bei Sendling? hättest du, hättet Ihr alle, wie Euere Großväter vor hundert Jahren, den Muth gehabt, für Euer Vaterland, für Euern Landesherrn Gut und Blut zu opfern?" fragte mit ernster, ergreifender Stimme Pater Benno.

Ein einhelliges Ja ertönte aus dem Munde der Knaben, der Jünglinge und Männer, und ihre leuchtenden Augen, ihre gerötheten Wangen verkündigten, daß ihnen dieses „Ja" aus dem Herzen kam. Weitere Betheuer=

ungen fanden nicht statt; aber jeder wußte, er würde zur Zeit der Noth fechten und sterben können, wie die Männer von Sendling und Aidenbach.

„Ja," sprach Pater Benno tiefgerührt, „ich weiß, Ihr würdet Euer Wort halten, im Falle, was Gott verhüten wolle, unser König und das Vaterland in Gefahr kommen sollten; auch Ihr würdet in der Zeit der Noth, wie Euere Väter, die Treue und Liebe für sie beweisen."

„In diesem Falle dürft Ihr immer auf den Schutz Frankreichs und seines unüberwindlichen Kaisers vertrauen," bemerkte Bertrand.

„Der Bayer vertraut vor Allem auf Gott; übrigens sind 100,000 tapfere Männer, die Bayern ohne besondere Beschwerde in das Feld stellen kann, wenigstens einiger Schutz," erwiederte Pater Benno, die Bemerkung unterdrückend, „daß einmal eine Zeit kommen könnte, wo Napoleon, auch wenn er helfen wollte, nicht mehr helfen könnte." Er, der vielerfahrene Mann, der die Geschichte so vieler Völker mit tiefem Blicke durchforscht, ahnete, daß diese Zeit kommen, und daß sie eine Zeit der ruhmvollen Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes, zu dem Bayern der Abstammung und dem Herzen nach gehört, sein würde. Einige freundliche Worte des Paters über die Thaten und die Macht Kaiser Napoleons, über den Kriegsruhm seines Heeres glätteten wieder die Stirne Bertrands, die sich ziemlich kraus gezogen hatte.

Pater Benno vermied es sorgsam, sich in ein politisches Gespräch einzulassen, zumal mit Bertrand; er liebte solche Gespräche nicht, am wenigsten da, wo des Menschen Herz sich vor Allem der Liebe und einer from=

men gemüthlichen Freude öffnen soll. Er glaubte seinen Zweck, die Herzen der versammelten Jünglinge und Männer durch seine Erzählung zur Liebe und zum Opfermuth für König und Vaterland zu begeistern, erreicht zu haben, und wußte still und unbemerkt mit der ihm eigenen Gemüthlichkeit ein anderes, heiteres, anziehendes Gespräch in Gang zu bringen. Immer heiterer, immer lebendiger wurde das Gespräch; es kamen der Nachbarn mehr; an jeden wußte der Pater ein freundliches Wort zu richten und von jedem ein solches, treues und wahres, aus dem Grunde des Herzens kommendes zu erhalten. Darum nahm weder er, noch die andern wahr, daß der Abend immer kühler, immer dunkler seinen Schleier um Berg und Thal wob.

Schon längst hätte Mutter Anna gefragt, ob sie nicht die große Laterne über der Linde aufhängen und hieher das Abendmahl bestellen sollte; aber sie getraute sich nicht, die Unterhaltung zu stören; war ja alles so vergnügt und heiter, selbst Bertrand, der Franzose, war gesprächig geworden und nahm an allem Theil, als sei er einer der Heimath geworden.

Aber der Pater Benno, der in Allem Maaß zu halten wußte, bemerkte zuerst, daß es für ihn Zeit zur Heimkehr sei, wollte er noch vor Einbruch der Nacht seinen Wohnort erreichen. Segnend verließ er sie, mit dem Versprechen, morgen bei dem Seelengottesdienste wieder zu erscheinen. Vater Christoph und Martha ließen es sich nicht nehmen, ihn ein Stücklein Weges zu begleiten.

Pater Benno hatte einmal das Zeichen zum Aufbruche gegeben, und diejenigen der Gäste, welche etwas weit nach Hause hatten, schickten sich an, seinem Bei=

spiele zu folgen. „Beileibe nicht,“ bat Mutter Anna; „müßt Ihr doch noch zuvor etwas zu Abend essen, und die Küchelн verkosten, die ich eben backen will. Der Vater wird ja auch gleich kommen.“

Und rasch eilte sie fort und traf Anstalten, daß schnell der Braten erschien, die Krüge mit frischem Biere gefüllt und neugebackene Küchelн aufgetragen wurden. Der gesunde Appetit der Gäste that, wie dem Mittagsmahle so auch dem Abendessen alle Ehre an; Bertrand wunderte sich über die rüstigen Esser, dennoch konnte er nirgends eine Spur von auffallender Unmäßigkeit bemerken, obwohl das Bier gar manchem warm gemacht hatte. Nirgends gab es Streit oder Zank, wohl aber lautes, fröhliches, oft lärmendes Gespräch, das manchmal neckisch wurde, aber niemals höhnend und beleidigend, niemals die gute Sitte verletzend. Bertrand hatte während des Gespräches gar oft Gelegenheit, das lebendige Gefühl der Gebirgsbewohner für Recht, ihre Liebe für ihr Vaterland und Regentenhaus, ihr so verständiges Urtheil zu bewundern. In allen begegnete ihm eine unverdorbene Natur, eine derbe Gutmüthigkeit, ein tiefer religiöser Sinn und das Gefühl der eigenen Kraft. Als Franzose und Soldat hatte er jederzeit vor der Tapferkeit und Tüchtigkeit der Bayern im Kriege Achtung gehabt; jetzt lernte er sie auch anderer Eigenschaften halber schätzen.

Christoph und Martha kamen jetzt zurück und boten Alles auf, ihre Gäste zu erheitern und bestens zu bedienen. Aber ihre heitere Gemüthlichkeit vermochte wohl, die Zeit zu verkürzen, nicht aber zu verlängern und der anbrechenden Nacht Stillstand zu gebieten. Es mußte für heute wenigstens geschieden werden. So brachte

denn nun Mutter Anna den Abschiedstrunk, ein Gläslein selbst gemachten Kirschengeistes, und sagte mit Christoph den Gästen herzlichen Dank, daß sie ordentliche Kirchweihe gehalten und vorlieb genommen hätten. Die Gäste ihrerseits tranken ihre Gläslein auf das Wohl des Hausherrn und der Hausfrau, ihnen zur Ehre und zum Dank für die gute Bewirthung; keiner der Gäste versäumte dabei, Christoph, Anna und alle die ihrigen auf die eigene Kirchweihe einzuladen. Christoph aber und Anna schüttelten jedem von ihnen liebreich die Hand und sprachen: „Gott segne es, was Ihr heute bei uns genossen habt! uns freut es, daß Ihr mit uns zufrieden und bei uns fröhlich gewesen seid; hat es aber Euch bei uns heute gefallen, so kommt morgen wieder auf die Nachkirchweihe."

Dann nahmen die Gäste herzlichen Abschied von Georg, Martha, Hans und allen im Hause; es war auch keiner unter den Gästen, der sich nicht auch von Bertrand beurlaubt und gesagt hätte: „sucht mich auch heim und schaut meinen Hof an!" Es war keine Frau, die nicht zu Babette gesprochen: „kommt doch mit der Kleinen zu mir!" So sagten sie sich gegenseitig einander segnend: „Behüte dich Gott! auf ein glückseliges Wiedersehen!" und keiner, der die Wohnstube verließ, versäumte das Zeichen des heiligen Kreuzes zu machen und sich mit Weihwasser zu besprengen.

Fröhlich, singend, jauchzend fuhren oder gingen nun die Kirchweihgäste fort, je nachdem sie gekommen waren, und das lieblichste Mondes- und Sternenlicht erhellte ihren Pfad.

Nur zwei Gevattersleute Christophs, die gar zu weit nach Hause hatten, wollten bei ihm übernachten.

Ein Stündlein verfloß noch in gemüthlicher Geselligkeit und es wurde Zeit, zur Ruhe zu gehen. „Es war ein vergnügter Tag, den uns heute Gott geschenkt hat," sprach Vater Christoph; „darum soll er auch mit Dank gegen Gott beschlossen werden. Also zur Kapelle, meine lieben Christen!" So begaben sich denn alle mit dem Hausvater zur Kapelle, auf deren Altärlein heute dem Feste und der Mutter Gottes zu Ehren eine Menge Wachslichtlein brannten. Martha, die fromme Jungfrau, die auf alles dachte, was auch nur im Mindesten zur Ehre Gottes und zum Schmucke seiner Häuser diente, hatte das Altärlein also geziert. Mit herzlicher Andacht wurde das Nachtgebet verrichtet; Christoph, der Hausvater, betete vor und endigte mit einem Vater unser für die armen Seelen die Andacht.

Darauf führte Christoph die Männer, Mutter Anna die Frauen in die Schlafkammern der Gäste.

Babette und Madelon übernachteten in der untern Gaststube, während Bertrand, welchem Christoph eine besondere Ehre erweisen wollte, das obere Gastzimmer angewiesen ward. Die Gevatterin schlief in Martha's Kammer, der Gevatter in Georgs Stube, und alle Gäste hatten Ursache, mit Kammer und Betten zufrieden zu sein.

„Das war ein heiterer Tag," sprach Bertrand zu sich selber, als er sich schlafen legte; „das sind gute Leute, die bayerischen Bauern. Alles mahnt mich an die Vendée in Frankreich; gerade so derb, so religiös, so tapfer ist das Volk hier, wie in der Vendée; nur ist dieses Land hier mit seinen herrlichen Bergen, Thälern und Seen ein wahres Paradies gegen die flache, sumpfige und waldige Vendée."

Als Bertrand des andern Tages erwachte, begann gerade die Sonne aufzugehen, und er hatte von der Gallerie des Hauses den Genuß, das wunderbar prachtvolle Schauspiel einer aufgehenden Gebirgssonne zu betrachten. Der Himmel schien ein lichtes Gold zu sein, die Spitzen der Berge flammten, wie von einer Lichtkrone umgeben, und von ihnen herab ergoß sich wie in Strömen über das Thal der mildeste Glanz, welcher das dunkle, saftige Grün des Thales verklärte und die Wellen des Flusses zu einem Strahlenspiegel machte. Vom Garten herauf scholl ihm ein frohes Morgenlied entgegen; es war die fleißige Martha, die in aller Frühe schon sich für die gute Bewirthung ihrer Gäste mühte; freundlich rief sie Bertrand einen guten Morgen zu. Nun erschien auch Hans, ihr zu helfen. Bertrand begab sich nun in die Wohnstube hinab, wo bereits Vater Christoph und Mutter Anna, Georg und die Uebrigen versammelt waren und ihm fröhlich den Morgengruß boten. Bald darauf kamen auch Babette und Madelon, und alle hatten wohl geruht, alle fühlten sich froh und heiter gestimmt.

Wieder ging es zur Andacht, zur Kapelle; denn Vater Christoph war einmal gewohnt, jeden Tag mit Gott zu beginnen.

Dann nahmen sie ihr Frühstück gemeinsam ein, das wie gestern aus Milch und Honig für die Frauen, für die Männer aus Fleisch= oder Biersuppe mit Würsten bestand. Georg schlug einen Spaziergang auf eine Anhöhe vor, auf welcher man die schönste Aussicht weithin über das Thal genießen konnte. Hans hingegen sprach zu Madelon: „Wir, wir wollen in den Wald gehen; ich weiß daselbst einen Erdbeerschlag und eine wilde

Rosenhecke, da brocken wir für Pater Benno eine Schüssel Erdbeeren und bringen ihm einen schönen Buschen Rosen.“ Und gesagt und gethan!

Madelon und Hans suchten eifrig und bald war das Schüsselein mit den reifsten Erdbeeren gefüllt, bald ein Strauß der schönsten Blumen gebunden.

Hans schlug Madelon jetzt vor, dem Pater entgegen zu gehen, der bald kommen müsse. Madelon willigte gerne ein, uud langsam, in Gesprächen voll fröhlicher Unschuld, gingen sie fort, jeden grüßend, der ihnen begegnete und wiederum von jedem gegrüßt. Sie hatten kaum eine Viertelstunde zurückgelegt, da erblickten sie die hohe Gestalt des Paters, welche die niedern Büsche überragte, die sich längs der Flur hinzogen. Der stille gemüthliche Schritt Madelons und des Knaben beschleunigte sich jetzt; von weitem schon riefen sie ihm Grüße zu, hoben ihm den Strauß und das Schüsselein mit den Erdbeeren entgegen und küßten ihm die Hände, sobald sie ihm nahe gekommen waren. Der Pater Benno, ein wahrer Kinderfreund, wie der göttliche Heiland, nahm mit Freuden diese Beweise ihrer kindlichen Liebe und Ergebenheit auf; er pries die Schönheit der Blumen, er lobte die Größe und Reife der Erdbeeren, und versprach, sie nach der heiligen Messe zu verkosten. Und Hans hatte wahr prophezeit; alsogleich nahm der Pater aus seinem Brevier nicht zwei, sondern gar drei Bildlein und zwar die schönsten heraus, Madelon damit zu beschenken. Der helle Purpur der Freude röthete die Wangen Madelons; sie versprach voll Dankbarkeit, ihm sogleich einen zweiten Strauß zu pflücken. Unaufgefordert betete sie laut, die Bildlein in den gefalteten Händlein, ein schönes Gebet zu dem heiligen Schutzengel und das Salve Regina. Madelon konnte nicht anders; sie war eines jener seltenen Kinder, die, wenn sie von einer großen Freude oder von einem großen Schmerze ergriffen werden, unwillkürlich ihr Gefühl in ein Gebet ergießen. Mit Rührung und freudiger Ueberraschung hörte der Pater Benno diesem unschuldsvollen innigen Gebete zu; segnend legte er die Hand auf das Haupt des Kindes, das jetzt seine Hand leise faßte und ihn mit fröhlichen Blicken ansehend, an seiner und des

Knaben Seite, in gemüthlichem Gespräche dem Hofe Vater Christoph's zuging.

Der Pater Benno begleitete sie dahin, begrüßte freundlich Vater Christoph und Mutter Anna, wie alle Anwesenden; sie zeigten sich hoch erfreut über seine Ankunft und baten ihn, einzukehren. Pater Benno lehnte diese Einladung ab und eilte der Kirche zu, um dort für das heilige Meßopfer sich vorzubereiten, und für die Verstorbenen zu beten. Schon standen an den Gräbern der Andächtigen gar Viele. Der Pater trat an das Grab des Großvaters, das Martha, wie gewöhnlich, aber heurigen Jahres reicher als sonst geziert hatte. Während er betete, nahten sich Georg und Bertrand; der letztere legte einen Eichenkranz auf das Grab, den er auf seinem Spaziergange geflochten, und sprach dann mit freundlichem Ernste zu dem Pater: „Hochwürden! gestattet, daß ein Franzose diesen Eichenkranz auf das Grab eines jener Tapfern legt, welche so heldenmüthig bei Sendling für ihr Vaterland gefochten haben; möge jetzt des Himmels Seligkeit die tapfern Streiter für ihren Opfertod belohnen!"

Pater Benno wurde durch Bertrands zarte Aufmerksamkeit sehr gerührt und dankte ihm dafür mit wenigen, aber herzlichen Worten. Auch Christoph und Anna, denen bald Martha mit Babette und Madelon folgten, erschienen, ihre Andacht für die verstorbenen Eltern und Freunde zu verrichten; auch sie übten die Pflicht der christlichen Liebe, sie umringten alle die Grabstätte der seligen Ahnfrau und heißes Gebet für sie stieg aus ihrem Herzen zu Gott empor, und Thränen fielen auf ihr Grab. Dann beteten sie für den Großvater des Paters Benno. Der Kirchhof füllte sich nach und nach mit Andächtigen; jeder suchte das Grab seiner Lieben und genoß des Trostes, durch sein Gebet, durch seine Theilnahme an dem heiligsten Opfer ihnen vielleicht zu nützen. Der Gedanke, den Seelen der Verstorbenen noch helfen, noch etwas zu ihrem Heile thun zu können, hat für die Hinterbliebenen etwas ungemein Tröstliches, etwas recht Erquickliches. Wer möchte nicht etwas zum Glücke derjenigen beitragen, die wir im Leben geliebt, die uns auch nach dem Tode noch theuer

geblieben sind, und über deren Geschick in der ewigen Heimath wir bei aller Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit nur dann Gewißheit erlangen können, wenn wir einst selbst hinübergegangen sind?

Die Glocken läuteten das letzte Zeichen zum Seelengottesdienste. Der Pater Benno begab sich nun in die Kirche, um den Pfarrherrn zu begrüßen und mit ihm das heilige Opfer für die Verstorbenen darzubringen. Christoph und Anna folgten ihm mit den Uebrigen. Als sie vor der Sakristei der Kirche vorübergingen, stand Hans an der Thüre, mit dem weißen Röcklein und dem schwarzen Kragen eines Ministranten angethan und grüßte sie freundlich. Madelon kannte ihn kaum, lächelte ihn an und sprach: „Sei ja recht andächtig, Hans, bist ja heute gar nahe bei dem Heilande."

Nach Vollendung der heiligen Handlung suchte Vater Christoph den Pater Benno auf und erneuerte für die Nachkirchweihe seine herzliche Einladung. Der Pater dankte. „Ihr wißt," sprach er, „wie ich es seit Jahren an der Kirchweihe zu halten pflege. Auch heurigen Jahres will ich bei dem guten alten Brauche bleiben; ich habe Euerer guten Bewirthung gestern schon alle Ehre angethan. Gott möge es Euch vergelten! Jetzt führt mich ein Geschäft zu dem Pfarrherrn und in einer Viertelstunde bin ich schon unter Weges nach Hause."

„Und wann werden wir die Freude haben, Euer Hochwürden wieder zu sehen?" fragte Babette, welcher in seiner Gesellschaft so wohl geworden war.

Der Pater Benno äußerte, es sei ihm unmöglich, diese Woche noch einmal zu kommen, da er mehrere Tage einem kranken Pfarrer in der Umgegend Aushilfe zu leisten hätte.

„Dann werden wir jetzt schon Euch um Erlaubniß bitten müssen, von Euer Hochwürden Abschied nehmen zu dürfen," antwortete Babette betrübt; „denn länger als zwei Tage können wir nicht mehr verweilen."

Christoph und Anna wollten dagegen Einsprache thun, am lebhaftesten Hans und Georg. „Ach, wir

blieben ja gerne," meinte Bertrand, „aber die Pflicht gebietet und der Dienst ist streng!"

Babette kniete mit Madelon, die zu weinen begonnen, nieder, den Pater um den Segen bittend; an des Weibes und des Kindes Seite bog auch Bertrand die Knie. Der Pater segnete sie alle tiefgerührt: „Möge Gott Euch Alle sicher nach dem Ziele Euerer Reise geleiten und seine heiligen Engel auf dem Wege Euch beschützen! behaltet in Euern Herzen stets eine freundliche Erinnerung an Bayern, und bleibt unser aller Freunde." Dann richtete er noch einige tröstende Worte an Madelon, und empfahl ihr zumal Gebet und Gehorsam gegen Gott und die Eltern, Liebe zu dem Heiland und der jungfräulichen Mutter Maria. Sie noch einmal segnend, entfernte er sich langsam mit dem Pfarrherrn, der eben aus der Sakristei kam, und Babette und Madelon blickten ihm dankbar nach.

Es bedurfte einiger Zeit, bis Babette mit Bertrand und Madelon sich der gestrigen Heiterkeit wieder hingeben konnten. Aber die Macht des Kirchweihfestes ist eine gar große; sie läßt in denen, die gesunden Leibes und Herzens sind, selten ein lang dauerndes Leiden aufkommen. In einer Viertelstunde hatte bereits Madelon die nassen Aeuglein getrocknet und lächelte wieder und plauderte mit Martha und Hans, die ihr eifrig zuredeten, Vater und Mutter zu bitten, um längeres Hierbleiben. „Davon wollen wir morgen reden," begann Bertrand, „und heute noch in der Gesellschaft unserer lieben Freunde einen vergnügten Tag zubringen."

Und wieder wurde es ein heiterer Tag, so fröhlich wie der gestrige; andere Gäste, wackere Landleute und treue Freunde Christophs, waren aus der Nachbarschaft gekommen und hatten, wie die von gestern, gute Herzen und frohe Gemüthsart. Wieder war der Tisch trefflich und nahrhaft, und Madelon sah mit großem Vergnügen, wie Mutter Anna auch heute eine Schüssel der besten Dampfnudeln auftrug, die ihr noch besser schmeckten, als gestern. Dieselben Vergnügungen, wie gestern, das Scheibenschießen, Kegelschieben und andere Spiele fanden auch heute statt.

So ging die Nachkirchweihe heiter und fröhlich, wie

das Fest der Kirchweihe selbst, zu Ende. Vater Christoph und Mutter Anna beschlossen das Kirchweihfest mit einer frommen Andacht in der Kapelle. Als nun mit Einbruch der Nacht die letzten Gäste abfuhren, sprach Vater Christoph recht freudig zu der Hausfrau und den Kindern: „Das waren mir zwei recht vergnügte Tage und Gott, glaube ich, hat mir die Kirchweihe gesegnet; alle sind wir heiter gewesen und was die Hauptsache ist, wir sind heiter und froh gewesen in dem Herrn. Es hat sich keiner betrunken, keiner hat geflucht, ein schlechtes Wort geredet oder ein schlimmes Lied gesungen und es ist auch nichts Unehrbares vorgefallen, nicht das Mindeste, so viel ich weiß. Wir haben nicht blos gegessen und getrunken, sondern wir haben auch andächtig gebetet für die Lebendigen und die Verstorbenen, und Gott möge es erhören. Kurz zu sagen, es war eine schöne christliche Kirchweihe, die mich von ganzem Herzen freut. Darum aber, vor Allem Gott gedankt, von dem alles Gute kommt, und allemal und für jedes Jahr werde mit seinem Segen eine solche Kirchweihe gehalten!"

Bertrand blieb nach der Nachkirchweihe noch einen Tag bei Christoph und Georg. Länger durfte er nicht verweilen, ohne seine Dienstpflicht zu verletzen und der wackere Soldat hätte lieber zehn Schanzen erstürmt, als auch nur e i n e n seiner Dienste versäumt. Als es nun zum Abschied kam, stand dem alten Krieger eine Thräne in dem Auge und er sprach tiefbewegt zu Vater Christoph und zu Mutter Anna: „Ich wollte, ich könnte Euch Alles sagen, was jetzt mein Herz empfindet. Gott lohne Euch diese Freude und das Gute, das ich mit Weib und Kind in dieser Zeit bei Euch genossen; ich sage euch, uns ist recht wohl geworden bei Euch; möchten wir doch einmal Euch Alles recht vergelten können!"

„Das ist nicht von Nöthen," meinte der ehrliche Christoph; „auch sollt Ihr von unserer Bewirthung nicht so viel Aufhebens machen. Es war Euer Glück, daß Ihr gerade auf die Kirchweihe kamt; außerdem hättet Ihr Euch mit andern Dingen begnügen müssen; aber es ist uns recht lieb, daß es Euch bei uns gefallen hat, und noch lieber wäre es uns, wenn Ihr noch länger

hier geblieben wäret." Dann baten Christoph und Anna ihre Gäste, oft ihrer und Bayerns zu gedenken und immer ihre Freunde auch in der weiten Ferne zu bleiben.

„Das wollen wir gerne," antwortete Babette gerührt: „wie könnten wir wohl Euerer Güte und des freundlichen Bayerns vergessen?"

Madelon stand in stummer Trauer da, bald auf Vater und Mutter, bald auf Hans, Martha oder auf deren Eltern die nassen Aeuglein wendend. „Könnte ich Euch nur Alle mitnehmen," sprach sie leise, „ich werde jetzt nichts anders thun, als an Euch denken und für Euch beten; aber heimsuchen, nicht wahr, das werdet Ihr uns doch?" und recht sehnsüchtig blickte sie eines nach dem andern an. „Hans oder du Martha wenigstens? nicht wahr, Ihr kommt zu uns?"

Dem Knaben war es ganz wehe um das Herz geworden. „Madelon," begann er, „wenn ich größer und stärker werde, und mich rechtschaffen aufführe, so haben mir Vater und Mutter versprochen, daß ich Euch besuchen darf."

Christoph und Anna bestätigten lächelnd die Aussage des Söhnleins. „So halte dann Wort," fuhr Madelon fort: „ich weiß, du wirst dein Wort halten, Hans; es ist mir immer, als müsse ich dich noch einmal sehen; aber säume dich nicht!"

Georg ließ es sich nicht nehmen, Bertrand bis zur Gränze, nach Mittenwald, zu begleiten; auf sein Bitten durfte auch Hans mit. So schieden denn die wackern Gäste von den Segenswünschen und den frommen Gebeten Christophs, Anna's und Martha's begleitet. „Auf Wiedersehen," hieß es von allen Seiten, „auf ein recht glückliches Wiedersehen!"

„Gott behüte Euch!" war Christophs letztes Wort: „sein Wille geschehe an Euch und an uns Allen, Amen! Annamiedl, ich wollte, sie wären länger da geblieben, es waren gute Leute."

Des Abends kamen Georg und Hans zurück und brachten die letzten Grüße von ihnen. „Frau Babette," sprach Georg, „läßt sich noch besonders bedanken für das schöne Stück Leinwand, das sie bei dem Aussteigen

in Mittenwald im Wagen gefunden hat; ebenso lassen sie der Martha Dank sagen für die gebratenen Hühner, die in der Tasche des Wagens sammt einem Fläschlein Kirschengeist waren; es hat uns Alles recht wohl gethan unter Weges."

Bertrand's und der Seinigen Besuchs wurde in Christophs Hause gar oft und stets mit herzlicher Freude gedacht; niemand sprach öfter von ihnen und von Madelon, als Hans.

Fünftes Kapitel.

Prüfung und Vertrauen.

So verfloß der Sommer für Christoph und die Seinigen in ruhiger, gesegneter Thätigkeit. Georg, der gleich nach Bertrands Entfernung sich wieder zu seinem Regimente begeben mußte, schrieb ihnen von München aus, er würde, bliebe es Friede, Anfangs Herbstes wieder kommen und er hoffe dann, längere Zeit, wenigstens vier Wochen, bei ihnen zubringen zu können. Da wurden Alle im Hause froh, denn Georg war ein guter Mensch von gottesfürchtigem Gemüthe und unbescholtenen Sitten, ein Freund des Gebetes, aber ein Feind des Fluchens, des Trinkens und schlechter Gesellschaft. Darum liebten ihn auch Alle, die ihn kannten.

Georg kam nicht, aber statt seiner die schlimme Botschaft, es sei Krieg zwischen Preußen und Frankreich ausgebrochen; auch Bayern müsse wieder daran Theil nehmen, und bereits hätten die Regimenter in München Befehl erhalten, nach der Gränze gegen die Preußen und Sachsen zu ziehen.

Da opferten die wackern Eltern ihren Sohn dem Herrn der Heerschaaren auf, und riefen: „Herr, dein Wille geschehe!"

Täglich wurde nun bei dem Morgen- und Abendgebet Georgs gedacht und des Himmels Schutz für

ihn mit heißen Bitten angerufen. Und Gott hörte ihr Flehen. Bald kam ein Brieflein von Georg, welches meldete, er sei gesund und wohl, und hätte außer ein paar unbedeutenden Schrammen keinen Schaden erlitten. Da war eine große Freude bei Allen und Martha eilte sogleich hinauf in die Kirche, dem Herrn für diese Gutthat zu danken. Bald kamen ihnen auch noch von anderer Seite Nachrichten zu und alle bezeugten, daß Georg sich wohl befände und mit der alten Tapferkeit sich in den Schlachten bei Heilsberg, Pultusk, Eylau und in Schlesien sich ausgezeichnet hätte. Die Eltern und die Geschwister dankten Gott und beteten nur desto inniger fort. Wer mag aber ihre Freude schildern, als Georg nach dem Frieden, wieder gesund und in stattlicher Kraft zu ihnen heimkehrte, und drei Wochen bei ihnen verlebte?

Hans und Martha wuchsen blühend heran, kräftig an Körper und fromm und tugendlich an der Seele und der Eltern Stütze. Als Bruder Georg wieder nach München heimkehrte, begleiteten ihn Martha und Hans dahin; wieder sah da Hans, sah auch Martha den guten König, und es fehlte nicht viel, so wäre Hans zu dem König auf der Straße getreten, hätte sich bei ihm für die vier Kronenthaler bedankt und ihm gesagt, wie er die eine Hälfte zum Besten der Armen, die andere für ein Sacklaufen verwendet hätte, wobei ihm zu Ehren ein sehr lautes Vivat mit voller Brust und vollem Herzen gerufen worden sei. Da besuchten sie wiederum auch die Kirche zum Herzogspitale und Frau Benedikta, die fromme Base. Diese zeigte die ganze stille Freude eines Gemüthes, das mit dem Heilande vereint, und an die Welt nur noch durch die aus der Liebe zu Gott entspringende Nächstenliebe verbunden ist. Martha's stille fromme Demuth, wie Georgs und Hans christliches Gemüth machten ihr eine wahre Freude und sie pries den Herrn dankend ob des Segens, mit dem Er die nächsten Blutsfreunde begabte.

Nach dem Preußenkriege folgten zwei Friedensjahre, die dem erschöpften Vaterlande wohl zu Gute kamen. Vater Christoph war mit den Seinigen fleißig bemüht, den Hof möglichst zu verbessern; in dieser Zeit konnte er

manche Wunde heilen, welche das Unglück der frühern Jahre geschlagen, manches Gute thun, wobei ihn sein gutes Weib und die wackern Kinder treulich unterstützten. Mancher Bauernsohn hielt um Martha an; aber die Jungfrau antwortete: „Vater und Mutter brauchen mich nothwendiger, als Ihr mich; Ihr werdet Weiber genug finden, aber zu meinen Eltern wird nun keine zweite Tochter kommen." Solcher Antwort freuten sich die Eltern allemal von ganzem Herzen und sie dankten Gott, daß Er ihnen ein so treues, tugendliches Kind gegeben.

Von Bertrand, Babette und Madelon konnten sie nichts mehr hören; das that ihnen sehr leid, und gar oft sprachen sie von ihnen; so oft eine Kirchweihe gefeiert wurde, wünschten Vater Christoph und Mutter Anna, am meisten Hans, die lieben Gäste herbei. Die zwei Friedensjahre waren bald verflossen, und wieder rollten die Donner des Krieges; diesesmal entbrannte der Kampf selbst in den stillen Thälern der Isar und des Inns. Die aufgestandenen Tyroler bedrohten die bayerischen Gränzen, während das Heer der Bayern, von dem Kaiser Napoleon angeführt, mit den Franzosen die Oesterreicher in den blutigen Schlachten bei Abensberg, Landshut und Eckmühl gänzlich schlug und aus Bayern hinaustrieb. Gegen die einfallenden Tyroler waffneten sich nun die tapfern Bauern des bayerischen Hochgebirges und halfen wacker die Gränze des Vaterlandes beschirmen. Da nahm auch Vater Christoph den Stutzen wieder zur Hand, den heimathlichen Herd zu vertheidigen, und Hans, jetzt ein vierzehnjähriger Knabe voll Kraft und Muth, ließ es sich nicht nehmen, den Vater zu begleiten und an seiner Seite zu fechten. Mehrmals trafen sie mit den Tyrolern zusammen, und bei jeder Gelegenheit zeigten Vater und Sohn die angestammte Tapferkeit ihres Volkes.

Auch dieser Krieg erreichte, freilich erst nach vielem Blutvergießen, sein Ende. Christoph und Hans kehrten zu der bekümmerten Mutter wieder heim, die bald darauf auch die Freude hatte, ihren Georg wieder zu sehen. Georg hatte, wie alle seine Kameraden, auch in diesem Feldzuge mit vorzüglicher Tapferkeit gefochten,

zumal bei Eckmühl, wo die bayerischen Chevaurlegers inmitten der österreichischen Schlachtordnung einstürmend, eine Batterie von 16 Kanonen erobert hatten, und dann bei Wagram. Paul Flemmer, sein guter Freund, ein wackerer Soldat, wie Georg selbst, begleitete ihn diesmal und er fand bei den Eltern und Geschwistern seines Kameraden die herzlichste Aufnahme. Da kam auch Pater Benno gar oft zu ihnen herüber, und er freute sich von ganzer Seele, als er sah, wie Georgs Gemüth noch immer unverdorben, sein Glaube an den Heiland immer der alte, lebendige, und keine der gewöhnlichen Soldaten-Sünden sein Herz bisher befleckt hätte.

Es war im Spätherbste 1811, als Georg wieder die Heimath besuchte; auch diesmal begleitete der wackere Paul Flemmer den alten Freund. Aber nur kurze Zeit konnte Georg bei den Eltern und Geschwistern verweilen. Finstere Kriegswolken begannen wieder unheildrohend sich zu zeigen; ein Krieg zwischen Frankreich und Rußland schien unvermeidlich, obgleich noch vor kurzer Zeit die Lage der beiden Staaten, so wie die Freundschaft ihrer Herrscher, den sichersten Frieden zu verbürgen schien. Frankreich und seine Verbündeten begannen sich zu rüsten und auch der König von Bayern erhielt von Napoleon die Mahnung, sein Heer auf den Kriegsfuß zu setzen.

Schwerer als je, wurde dem guten Georg der Abschied von den Eltern und Geschwistern. Mutter Anna wollte ihn diesmal nicht fortlassen. „Tröste dich Mutter," sprach Christoph beruhigend, „noch ist der Krieg nicht erklärt und gar viele glauben, es werde doch noch Friede bleiben. Und sollte es ja zum Kriege kommen, so lebt ja noch der alte gute Gott, der unsern Sohn schon aus drei harten Feldzügen unverletzt und lebendig nach Hause gebracht hat; der ist ja noch immer mächtig genug, ihn auch diesmal aus allen Nöthen und Schlachten zu erretten!"

„Ach, Christoph, Gott gebe, daß du Recht hast; aber ich weiß nur, daß mir diesmal weher um das Herz ist, als je; aber Herr, dein Wille geschehe!"

Sie segnete den scheidenden Sohn, und wie sonst, wurde auch diesmal täglich seiner bei dem Morgen-

und Abendgebete gedacht; auch Pater Benno wurde angegangen, seiner in der heiligen Messe zu gedenken, und er that es. Die schwache Hoffnung, es würde doch noch Frieden bleiben, verschwand bald; es kam wirklich zum Krieg zwischen den beiden mächtigen Reichen.

Ganz Europa, die Herzen so vieler Millionen, wandten sich nun nach Rußland, wo der furchtbare Kampf entbrennen sollte. Wer einen Sohn, einen Bruder, einen Gatten oder Vater hatte, der zagte, der betete, und folgte im Geiste immer den Seinigen durch die öden, sandigen Steppen oder endlosen Wälder des gefürchteten Rußlands. Laßt auch uns dem zahlreichen, tapfern Heere folgen, das unter Napoleon seinem Verhängnisse entgegenzieht. Georg und die Bayern sind zunächst der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit, und mit Recht dürfen die Bayern behaupten, sie hätten so tapfer und ausdauernd gestritten, als je eine Abtheilung dieses heldenmüthigen Heeres, und mehr gelitten und ertragen, als keine der ganzen großen Armee.

Sechstes Kapitel.

Georg und die Bayern in Rußland.

Noch leben gar Viele unter uns, welche den Schreck und den Jammer des Jahres 1812 erfahren, und sie können nicht genug erzählen von der Furcht und der Bangigkeit, welche die Völker Europas ergriff, als die mächtigsten Kaiser des Festlandes, Napoleon von Frankreich und Alexander von Rußland, gegen einander die Schwerter zückten. Alexander hatte sich seit mehreren Jahren den ehrgeizigen Entwürfen Napoleons immer abholder gezeigt und mit Ernst und Kraft die Selbstständigkeit seines unermeßlichen Reiches behauptet. Dafür sollte er nun büßen; zürnend bot der allgewaltige Kaiser Napoleon die Krieger Frankreichs, Deutschlands und Italiens zum Kampfe gegen die Russen auf, die seiner Macht bereits schon in früheren Schlachten bei

Austerlitz und Friedland unterlegen waren und führte sie rasch an den Niemen. Solch ein Heer hatte die Welt wohl nie gesehen; furchtbar an Zahl — es zählte an 400,000 Mann zu Fuß, 70,000 Reiter und 1500 Kanonen — war es nicht weniger furchtbar durch den kriegerischen Geist, der es belebte, durch die Erfahrung und Geübtheit der Soldaten, durch das Talent und die Menge seiner Offiziere. Die besten Feldherrn befehligten es und an ihrer Spitze stand der größte Kriegsheld der neuern Zeit, der damals unbesiegte Kaiser Napoleon.

Als Mitglied des sogenannten Rheinbundes mußte König Maximilian von Bayern zu dieser Macht 30,000 Mann stellen; er that es, aber mit bangem, schweren Herzen. Unter den Generalen Wrede und Deroi brachen seine Bayern aus den Standlagern an den vaterländischen Gränzen bei Bayreuth den 9. und 10. März auf und zogen durch Sachsen und Preußen nach Polen. Das Heer der Bayern war ein treffliches, zum größern Theil aus alten, versuchten Soldaten gebildet, von erfahrenen Offizieren befehligt und stolz auf den alten Kriegsruhm; vor allem trefflich war die Reiterei, aus sechs Chevauxlegers-Regimentern bestehend; noch auf St. Helena bezeugte Napoleon, daß die bayerischen Chevauxlegers und die polnischen Uhlanen die besten Reiter seiner zahlreichen Verbündeten gewesen. Die Bayern bildeten das 6. Corps der großen Armee und den Oberbefehl über sie übergab der Kaiser einem seiner besten Generäle, dem Grafen Gouvion St. Cyr.

Unter großen Mühseligkeiten und Beschwerden hatten die Bayern Polen erreicht; die beständigen Regengüsse hatten alle Straßen und Wege verdorben, die Zufuhr stockte und schon an den Ufern der Weichsel begann es an den nothwendigsten Bedürfnissen für Roß und Mann zu mangeln. Ende Mai's zog die große Armee und mit ihnen das Heer der Bayern über den Niemen; die Noth und der Mangel an Lebensmitteln nahm zu; Krankheiten rissen unter den Soldaten ein, schon bedeckten Tausende von Todten und gefallenen Pferden die Straßen und die steigende Noth zwang die Verhungernden zum Plündern. Unter großen Entbehrungen, aber in der besten Mannszucht gelangten die

Bayern den 11. Juli nach Wilna, der Hauptstadt Litthauens. Hier wurden sie vom Kaiser Napoleon gemustert, der ihnen über ihre schöne Haltung und ihren Kriegsruhm reichliches Lob spendete, und die Bayern verdienten dieses Lob; noch war ihr Fußvolk 25,000 Mann stark, sie hatten wenig Kranke, noch weniger Ausreißer. Nach dem eigenen Geständnisse der französischen Offiziere hatte sich kein Armeekorps, nicht einmal die berühmte Kaisergarde, in einem bessern Zustande befunden, als die Bayern. Der Kaiser versprach den Bayern in Wilna 40,000 Rationen Brod; alle jubelten in ihrem Lager. Aber sie konnten nicht aufgebracht werden und hungerig, wie sie gekommen waren, mußten sie Wilna noch an dem Tage der Musterung verlassen und der Düna entgegenziehen, wo Napoleon die Russen zu treffen und zu schlagen hoffte.

Napoleon übernahm jetzt selbst den unmittelbaren Befehl über die Bayern; sie bildeten nun einen Theil der großen Reserve und marschirten dem zu Folge unmittelbar nach der kaiserlichen Garde. Schwerer und schmerzlicher als die endlosen Mühseligkeiten fiel den Bayern die Trennung von ihren trefflichen Chevauxlegers-Regimentern. Diese wurden der Vorhut der großen Armee zugetheilt und so — der Bayer hält fest am Bayer im Tod und Leben, nicht so am Fremdling — an dem noch kraftvollen Körper des Ganzen eine gefährliche Verstümmelung begangen, deren traurige Folgen sich bald zeigen sollten.

Immer beschwerlicher, immer aufreibender wurden jetzt die Märsche; die Gegenden, welche die Bayern nun durchzogen, waren an sich schon öde und wenig fruchtbar, das Wenige an Lebensmitteln, was sich vorfand, hatten bereits die vorausgezogenen Schaaren verzehrt, und was sie nicht verzehren oder mitnehmen konnten, muthwillig zerstört; weit und breit lag Alles verwüstet. Bei der erdrückenden Sommerhitze mußen die Bayern, schwer bepackt, durch Sand und Schlamm waten; die Nächte waren kalt, was bei der Gluth des vorausgegangenen Tages und bei dem Mangel an Holz und Stroh doppelt beschwerlich fiel und das Beiwachten (Uebernachten im Freien) martervoll machte; unreife

Feldfrüchte, Fleisch ohne Salz, waren die einzige Speise der Bayern, da Brod gänzlich mangelte, schlammigtes Wasser ihr Trank. So erzeugten sich bald bösartige Krankheiten unter ihnen und schrecklich wüthete der Tod in den Reihen der Tapfern, die den Tod nicht fürchteten, denen es aber ein bitterer Schmerz war, ihn ruhmlos auf dem Siechbette zu finden, statt auf dem Bette der Ehre. Als die Bayern den Dünastrom erreichten, hatten sie, die vor dem Feinde untadelichen*), bereits die Hälfte ihrer Mannschaft verloren. Am 5. August erhielten sie den Befehl, nach Polozk aufzubrechen und den Marschall Oudinot zu unterstützen, der mit dem 2. Armeekorps den Russen unter Wittgenstein gegenüberstand und dringend um Verstärkung nachgesucht hatte. Hier bei Polozk kam es am 17. und 18. August zur blutigen Schlacht, nach der die tapfern Krieger so sehnlich verlangten. Mit ihrem alten, kühnen Muthe, der die mangelnden Kräfte ersetzte, schlugen sie alle Angriffe der gut genährten russischen Bataillone ab; nicht das todtsprühende Feuer von mehr als 100 Kanonen, nicht der Fall ihres tapfern Feldherrn Deroi, nicht der Anblick der fliehenden Franzosen erschütterte diesen Muth; mit dem Bayonette erstürmten sie im Mittelpunkte der feindlichen Schlachtlinie das Schloß Prismeniza, das zwei Angriffen der Franzosen getrotzt. Jetzt beschloß Wittgenstein den Rückzug und warf, um ihn zu decken, seine zahlreiche Reiterei auf die französische Division Legrand; diese hielt den gewaltigen Stoß nicht aus, sondern floh und überließ den Russen Gefangene und 21 Kanonen. Die Russen drohten bis Polozk vorzudringen und den Bayern und Franzosen den mit so viel Blut erkämpften Sieg zu entreißen; die Franzosen wankten; General St. Cyr gerieth in Lebensgefahr, Oudinot war verwundet; da rückte in geschlossenen Vierecken, mit kühner Todesverachtung das Regiment König mit der Batterie Gravenreuth den stürmenden Reitern entgegen, nahm ihnen die Gefangenen und die eroberten Kanonen wieder ab und trieb sie zurück. Die rus=

*) So nennt sie Marquis von Chambrai in seiner geschätzten Geschichte des russischen Krieges.

sischen Reiter jagten davon und bald waren auf dem weiten Schlachtfelde nur noch todte und verwundete Russen zu sehen, die an diesen beiden Schlachttagen wohl noch mehr als 6000 Mann eingebüßt hatten.

Aber theuer hatten die Bayern und Franzosen den Sieg erkauft; die ersteren hatten mehr als 2000 Mann und 119 Offiziere verloren, vor allem betrauerten die Bayern ihren geliebten Feldherrn, den tapfern Deroi, der den 23. August an seiner Wunde starb. Er hatte 62 Jahre gedient und wurde mit seinem Jugendfreunde, dem General Siebein, in ein Grab gelegt; drei Obersten, Wrede, Preising und Gedoni ruhen an ihrer Seite. Und dennoch war dieses Heldenblut fast nutzlos verflossen; die Sieger mußten die fliehenden Feinde unverfolgt ziehen lassen; es fehlte an einer tüchtigen Reiterei, da die der Franzosen nur schwer war und in einem schlechten Zustande sich befand. Auf das Neue und auf das Schmerzlichste vermißten hier die Bayern ihre Chevauxlegers und in ihre Klagen stimmten selbst die Franzosen ein, die mit ihnen der Meinung waren, es hätten diese tapfern Reiter der Schlacht eine entscheidende Wendung gegeben und ihnen die Straße nach Petersburg eröffnet. Wittgenstein stellte sich nur eine Stunde weiter auf das Neue drohend auf, und erwartete nur Verstärkungen, um wiederholt zum Angriffe übergehen zu können.

Seit den Schlachttagen stieg das Elend in dem bayerischen Lager vor Polozk sowohl als in diesem Orte selbst, von Tag zu Tag höher; Kirchen und Scheunen waren mit Verwundeten angefüllt, die schmachtend dahin starben, da es überall an dem Nöthigsten, besonders an Arzneien fehlte. Zwar hatte der gute König Max, von der schrecklichen Noth seiner Kinder unterrichtet, mit Extrapost und Eilfuhren einen Transport Medicamente nebst den besten Weinen aus seinem Keller von München nach Polozk gesandt; leider kam die Gabe des edlen Königs zu spät, der verheerenden Krankheit konnte keine menschliche Macht mehr Einhalt thun. Zu Hunderten starben die Bayern in den überfüllten Spitälern dahin. Zehn Stunden von Polozk liegt Plissa, ein Städtchen; dort wurde ein Spital für die Bayern

eingerichtet. Als ein Militärbeamter, welcher sich nach diesem Spital in Dienstsachen begeben mußte, sich nach dem Wege dahin im Hauptquartiere befragte, erhielt er den Bescheid, nur nach den auf dem Wege liegenden Todten sich zu richten; er befolgte den Rath und gelangte ohne Boten nach Plissa*).

Dennoch, unter diesen furchtbaren Leiden, blieb der moralische Muth und das Vertrauen der Bayern aufrecht. Wrede wirkte dazu vor allen mit Wort und That; fortwährend hielt er strenge Kriegszucht und bot das Aeußerste auf, um seine Bayern wenigstens nothdürftig mit dem Nöthigen zu verpflegen. Fest und standhaft blieben die Bayern bei ihren Fahnen, obgleich die Russen alles aufboten, die hungrigen, verschmachtenden Soldaten zur Desertion in ihr Lager zu verleiten, das an Allem Ueberfluß hatte; nur Einer verließ die Fahne, es war einer der wenigen Ausländer im bayerischen Heere. So kam der 12. Oktober, das Namensfest König Max's. Die Bayern feierten dieses Namensfest inniger und rührender als je, wenn auch mit weniger Fröhlichkeit, mit minderem Glanze als sonst; für gar viele ward es der letzte Festtag ihres Lebens. General Wrede ließ den Soldaten doppelte Rationen reichen und bewirthete von Offizieren, was in seinem Hause Platz hatte; er hatte so eben Wein aus Bayern

*) Hofreiter in seiner Schrift: „Die Bayern in Rußland." Derselbe bemerkt auch: „Wer nur einmal in diesen Spitälern von Polozk gewesen ist, wird sich mit Rührung jenes Jesuiten erinnern, den man bei Tag und Nacht unter den sterbenden Bayern knieen sehen konnte, Beichte hörend und die letzten Tröstungen der Religion reichend, wonach Alle begehrten. Edler als dieser ehrwürdige Vater der Gesellschaft Jesu, hat selten ein Priester seinem Berufe sich hingegeben. Er war ein geborner Bayer; vor vielen Jahren mit seinem Orden verwiesen, hatte er mit mehreren Jesuiten in Rußland Aufnahme und am Rande des Grabes das Glück noch gefunden, einer Menge braver Söhne seines Vaterlandes bei der allgemeinen Trostlosigkeit, den höchsten menschlichen Trost, die versicherte Hoffnung auf das nahe selige Jenseits zu reichen. Er wurde aber bald selbst das Opfer seines heiligen Eifers."

Was mußte Alles geschehen, bis sich der bayerische Soldat und der bayerische Priester an den Ufern der Düna treffen konnten!

erhalten, diesen vertheilte er brüderlich unter sie und es traf auf jeden ein Glas. Abends sah man im Lager Beleuchtungen. Die Soldaten hatten das Fett ihrer Fleischportionen gespart, um die selbst bereiteten Lämpchen zu füllen. Auch Transparente mit den Wünschen des Herzens konnte man hie und da vor Offiziersbaracken sehen; in der Kirche der Jesuiten zu Polozk war ein feierliches Hochamt gehalten worden.

Mit diesem Feste schloß sich für die Bayern die sechswöchentliche Waffenruhe, während welcher sie zwar keine Russen, wohl aber ungleich fürchterlichere Feinde, Hunger, Seuchen und Noth jeder Art zu bekämpfen hatten. Mit einer an Wahnsinn gränzenden Wuth griffen die Russen, die sich in dieser Zeit auf 50,000 Mann verstärkt hatten, nun Polozk an, wo ihnen die Franzosen und Bayern kaum 16,000 Mann entgegen stellen konnten. Die Russen wurden auf allen Punkten zurückgetrieben und erlitten vornämlich durch die Artillerie der Bayern einen bedeutenden Verlust, der sich auf 12,000 Mann belief. Dieser neue Sieg verbesserte aber nur wenig die Lage der Bayern und Franzosen; der russische General Steinheil bedrohte sie jetzt im Rücken und Wittgenstein rüstete sich zu einem neuen Sturme. Vor Allem mußte Steinheil zurückgeworfen werden, dies übernahm Graf Wrede; er überfiel den Vortrab Steinheils und schlug ihn, daß er eiligst floh und 500 Gefangene zurückließ. Hierauf wurde Polozk selbst geräumt; die Russen griffen mit Muth die abziehenden Franzosen und Bayern an, aber so kräftig und klug war deren Vertheidigung und Rückzug, daß die Russen erst nach schwerem Verlust in die Stadt eindrangen, wo die Franzosen und Bayern die Brücken abbrachen, und sich unter dem tapfersten Widerstand, ohne auch nur eine Kanone einzubüßen, auf das linke Dünaufer zurückzogen. Wittgenstein staunte und bewundernd rief er aus, er wolle alle seine Thaten gerne gegen den Ruhm dieses Rückzuges vertauschen. (18. Oktober.)

Noch war für die Bayern und Franzosen die Gefahr nicht vorüber; Steinheil, den Wrede zurückgeworfen,

hatte seine Macht gesammelt und rückte, auf das Neue verstärkt, vor. Da schlug ihn Graf Wrede mit wenigen Bayern und Franzosen dergestalt, daß er mit Zurücklassung 2000 Gefangener und vieler Todten die Flucht ergriff und nur mit Mühe der gänzlichen Vernichtung entging.

Unter beständigen Gefechten und den größten Entbehrungen setzten die Bayern ihren Rückzug fort. So erreichten die Bayern Glubokoi am 1. November, nachdem sie sich auf das Neue durch Steinheils Schaaren Bahn gebrochen. Wrede suchte nun vor Allem Wilna zu decken, wo unermeßliche Vorräthe an Geld, Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen sich befanden; verschiedene Truppenabtheilungen stießen nun zu ihm, so daß seine Division an 10,000 Mann mit verhältnißmäßiger Reiterei und Artillerie wieder stark wurde. Hierauf wandte er sich auf Napoleons Befehl gegen die Beresina; die traurigen Nachrichten von der gänzlichen Auflösung der großen Armee setzten ihn und die Seinigen in die größte Bestürzung; schon in Weleika kamen Flüchtlinge der Armee von Moskau zu den Bayern und ihr Elend und ihre Erzählung erschütterte Alle. Nach einem scharfen Gefechte mit den Russen bei Weleika erreichte er Danuszewo; der Bayern Lage war jetzt die gefährlichste; vor sich die Willia, deren Brücken die Franzosen zuvor eilig abgebrochen hatten, hinter sich die Russen, schien ihnen keine andere Wahl, als Tod oder schmachvolle Gefangenschaft übrig zu bleiben; denn umsonst hatten sie nach einer Fähre oder nach Mittel zum Baue einer Brücke gesucht. Nur eine Hoffnung blieb, die wachsende Kälte — sie allein konnte sie retten und ihnen eine Brücke über den tiefen Fluß bauen. Wohl nie mögen Feldherr und Soldaten sehnlicher die oft verwünschte Eiseskälte herbeigerufen haben, als Wrede und seine Bayern in der peinlichen Nacht.

Und wirklich, die Willia gefror; rasch ging es hinüber und bald lag der gefürchtete Fluß hinter ihnen. Sie zogen darauf den 6. Dezember nach Slobodka; auf dem Marsche trafen die Bayern mit den erbarmungswürdigen Resten der großen Armee von Moskau zusammen und Schauder und Jammer erfaßte ihre

Herzen, als sie die bleichen, abgezehrten, dem Grabe entstiegenen Gestalten erblickten, mit den hohlen erloschenen Augen, verwirrten Haaren, den von Rauch und Schmutz geschwärzten Gesichtern, mit den langen Bärten von Eiszapfen starrend; Lumpen aller Art bedeckten die halb erfrornen Leiber. Mit unterschlagenen Armen, um die Hände gegen die Kälte zu schützen, mit tief verhülltem, zur Erde gebeugtem Antlitz, wankten, ohne umzusehen, Soldaten und Offiziere neben einander fort; kaum in einigen Fetzen der Kleidung jene vor diesen erkennbar, keine Aeußerung mehr des Befehles, keine der Achtung oder des Gehorsams; mehrere Stunden marschirten die Bayern neben diesem verworrenen Menschenstrom. Die Elenden, des Anblicks militärischer Ordnung schon längst entwöhnt, schienen fast eben so erstaunt über ihre, wenn auch schwachen, doch in geschlossenen Reihen marschirenden Bataillone, als die Bayern über das Elend und die Auflösung der zuchtlosen Haufen.

Länger mit diesen verzweifelnden zuchtlosen Schaaren zu ziehen, konnte dem Muthe und der Kriegszucht der Bayern, die bisher in allen Gefahren und Leiden unerschüttert geblieben, nachtheilig werden; deshalb führte sie Wrede gleich bei dem ersten von der Heerstraße abweichenden Wege aus der Nähe der Unglücklichen, deren Gemeinschaft wie ein ansteckendes Gift zu fürchten war. — Bei der immer wachsenden Kälte erreichten sie Slobodka; die Kälte war fürchterlich, mehrere der Bayern starben auf der Stelle, die Posten wurden erstarrt angetroffen. Hier hatten sie aber die Freude, nach langer Trennung wieder einige ihrer Reiter zu erblicken, welche mit der großen Armee nach Moskau gekommen waren. Die Reiter, deren Elend wohl noch größer gewesen, als die Noth des Fußvolkes, suchten Schutz und Nahrung bei ihren Landsleuten und fanden beides; brüderlich wurde der geringe Vorrath von Brod mit ihnen getheilt, und auch noch so fern, träumten die Reiter unter ihren wiedergefundenen Brüdern schon im glücklichen Lande der Heimath zu sein.

Siebentes Kapitel.

Die Schicksale der bayerischen Chevauxlegers. — Georg. — Der Rückzug.

Nach jener schmerzlichen Trennung, welche sie von ihrem Fußvolke riß, wurden die sechs Regimenter der bayerischen Chevauxlegers dem Vortrab der großen Armee einverleibt und zogen mit dieser gegen Moskau. Kühn und rasch schwammen sie, die Feinde zu verfolgen, den 24. Juli über die tiefe Düna, wo sie sieben Mann verloren. Ihr Muth, ihre Gewandtheit, die Einsicht und die Bestimmtheit ihrer Bewegungen, erwarben ihnen bei dieser Gelegenheit das laute Lob Eugens, des Vice-Königs von Italien, und die Bewunderung seiner Offiziere, welche Zeuge der kühnen That gewesen. Tags darauf warfen sie die russische Reiterei unter General Pahlen und nahmen ihnen sieben Kanonen ab. Bei den Reitergefechten, welche nun fast täglich zwischen dem Vortrab der großen Armee und dem Nachtrab der Russen vorfielen, zeichnete sich die bayerische Cavallerie vorzüglich aus. Das bezeugt der preußische General Röder, der den Feldzug selbst mitgemacht. Von jenen Krankheiten, welche schon im Monate August in Napoleons Heere einrissen, litten die bayerischen Reiter nur wenig und ihr Verlust an Pferden zumal war nur unbedeutend, während die Pferde der übrigen Regimenter von den unerhörten Anstrengungen erschöpft und schlecht genährt, zu Tausenden fielen. Die bayerischen Reiter, von denen die meisten von Jugend auf mit Behandlung der Pferde vertraut waren, hatten, als ächte Reiter, stets mit größter Sorgfalt, oft mit eigener Entbehrung, ihre Pferde gepflegt und nach Möglichkeit geschont.

Bei Smolensk den 12. August schlugen sich die bayerischen Chevauxlegers mit der alten Tapferkeit, aber auch mit großem Verluste. Unter steten Gefechten und immer zunehmenden Leiden und Entbehrungen, oft ohne Brod und Futter für die Pferde, hatten sie Borodino erreicht. Hier hielten den 7. September endlich die

Russen, welche bisher jeder entscheidenden Schlacht ausgewichen waren, unter Kutusow Stand, Moskau, die heilige Stadt des Reiches, zu vertheidigen. Ihre Mitte war durch furchtbare Schanzen gedeckt und der Sturm auf diese Schanzen, die unter dem schrecklichsten Gemetzel bald genommen, bald verloren wurden, ist eigentlich die ganze Geschichte der blutigen Schlacht, der blutigsten des ganzen Jahrhunderts. An die Spitze gestellt, stritten die bayerischen Reiter, der Bewunderung aller Tapfern werth. In Strömen floß bei diesen Angriffen ihr Heldenblut; beinahe alle Offiziere des 1. und 2. Regimentes waren erschossen oder verwundet, ihre Pferde sämmtlich todt. Die beiden Regimenter zählten miteinander noch 180 Pferde und bildeten unter Major Graf Lerchenfeld, dem einzigen nicht verwundeten Stabsoffiziere, welchem aber auch schon bereits drei Pferde unter dem Leibe erschossen worden waren, ein Regiment; nicht geringer war der Verlust der übrigen vier Regimenter; alle hatten Wunder der Tapferkeit und der Aufopferung verrichtet, und es bedurfte ihrer, um der eisernen Standhaftigkeit der Russen den Sieg abzutrotzen.

Siegreich zogen sie mit Napoleon in die alte Stadt der Czaren ein, mußten aber bald die Stadt verlassen und gegen Petrowskoe die Vorhut bildend, ihr Lager beziehen. Moskau ging in Flammen auf und begrub in einem Feuermeer die Hoffnungen Napoleons und seines Heeres; von nun an gab es für das geschwächte Heer, das Krankheiten, Hunger und Noth aller Art aufrieben, keine Rettung mehr, als Friede oder schleuniger Rückzug. Zum ersten machte sich der Kaiser um so mehr Hoffnung, da er zu dem letzten zu stolz war. So blieb er in unseliger Verblendung von dem schlauen Kutusow durch trügerische Friedensunterhandlungen hingehalten, sechs Wochen in Moskau; sein Heer schmolz von Tag zu Tag; das 1. und 2. Regiment der bayerischen Chevauxlegers zählte Anfangs Oktober nur mehr 80 Pferde und wurden durch die mörderischen Gefechte bei Zerokowo und Krasnoe=Pachra noch mehr geschwächt; sie hatten nur mehr Pferdefleisch zur Nahrung, Brod und Arzneien fehlten gänzlich; täglich star=

ben an 15 bis 20 der Tapfern. Nur mehr 33 Mann stark fochten sie bei Winkowo an der Spitze der Franzosen gegen die mit Wuth anstürmenden Russen; mehr als die Hälfte wurden Leichen und nach der Schlacht waren von der ganzen, vormals so schönen Reiterbrigade nur 14 Mann übrig. Auch die übrigen Regimenter der Bayern hatten bedeutend gelitten, schlugen aber mit der alten Tapferkeit die Russen bei Massilowo zurück. Den 20. Oktober brach endlich Napoleon von Moskau auf; noch zählte sein Heer mehr als 100,000 Mann; bei Malo-Jaroslawez stieß er auf die Russen unter Doktorow. Die blutige Schlacht, die sich hier entspann, gab den Bayern auf das Neue Gelegenheit, sich auszuzeichnen; namentlich empfanden hier die Kosaken die Schärfe ihres Schwertes. Der Sieg blieb Napoleon und er beschloß jetzt, sich über Wiasma nach Smolensk und Polen zurückzuziehen. Bei Wiasma kam es auf das Neue zur Schlacht; heldenmüthig wiesen die bayerischen Reiter alle Angriffe der Russen zurück und retteten den linken Flügel der Franzosen durch die Kühnheit, mit welcher sie sich der feindlichen Cavallerie, die ihn umgehen wollte, entgegenwarfen; die Russen flohen, die Bayern nahmen ihnen 1 Offizier und 43 Gefangene. Ihr Verlust bei diesem verwegenen Angriffe war aber so groß, daß sämmtliche Regimenter kaum mehr ein vollständiges Geschwader bildeten; ja, das 5. Regiment der Chevauxlegers war bereits auf einige Mann geschmolzen.

Nach der Schlacht sah man einen Wachtmeister der Chevauxlegers mühsam einen Verwundeten vom Pferde heben und zu einem nahen Baume führen, unter welchem sich ein umgeworfener Munitionskasten befand. Hier setzte sich der Verwundete langsam nieder und sein blutendes Haupt an die Brust des Wachtmeisters legend, schaute er ihn traurig an und sprach: „Paul, es geht mit mir zu Ende, das ist meine sechste, meine Todeswunde. In Gottes Namen!“

Es war Georg, der in der Schlacht mit gewohnter Tapferkeit gestritten und durch das Schwert eines feindlichen Dragoners eine tödtliche Wunde empfangen. Paul sprach einige tröstliche Worte zu ihm und verband, so

gut er konnte, die Kopfwunde. „Nein, Paul, ich sage Dir, es geht mit mir zu Ende; meine Kräfte schwinden, in Gottes Namen, es ist allemal schön, in seinem Berufe zu sterben, und ein ehrlicher Reitertod ist mir unter allen Todesarten doch noch die liebste! Aber Paul, hart ist es, nicht in der Heimath zu sterben. Paul, kommst Du nach der Heimath, so grüße mir ja Vater und Mutter, Bruder und Schwester und die Freunde und Nachbarn alle, sie sollen mir einen ordentlichen Seelen=Gottesdienst zu Hause halten. Sage ihnen, ich hätte als Reiter stets meine Schuldigkeit gethan und wäre als ein braver Reiter gestorben."

Paul versprach es mit nassen Augen. „Du Paul, nimm als ein Andenken meinen Orden; aber Paul, es wird mir so wehe, so kalt! wäre nur ein Priester da! wollte so gerne noch beichten! o Jesu, sei mir Sünder gnädig! o Mutter Gottes! bitte für mich armen Sünder in der Stunde meines Sterbens! Du Paul, bete die Reue und Leid mir vor und mache das Kreuz über mich! Kannst Du ein schönes Sterbegebet, so bete es mir vor."

Paul that, wie es der Sterbende wünschte; Georg betete abgebrochen mit, so gut es noch seine Schwachheit erlaubte; mit lauten Seufzern rief er den Heiland an und empfahl seine hinscheidende Seele seiner Barmherzigkeit. „Jesus Maria!" das waren Georgs letzte Worte und er versuchte noch einmal das Zeichen der Erlösung auf Stirne und Mund zu drücken, die sterbende Hand vermochte es nicht mehr; Paul bezeichnete ihn mit dem heiligen Kreuze, Georgs Seele ging zu Gott.

Paul drückte ihm betend die Augen zu und schaute lange und schmerzvoll auf den entschlafenen Freund. „O Jesu, sei seiner armen Seele gnädig! Herr, Du weißt, was wir auf diesem Feldzug ausgestanden haben! laß es ihm gereichen zur Abbüßung seiner Sünden! So lebe wohl, mein lieber, tapferer Georg! Deine Grüße sollen bestellt werden, wenn ich in die liebe Heimath wieder komme! Dazu helfe Gott! Georg! Gott behüte dich! auf Wiedersehen jenseits! Deinen Orden nehme ich mit!"

Bei diesen Worten schüttelte er noch einmal die Hand des Todten und schwang sich rasch auf das Roß; auf das Neue donnerten die Kanonen; er hörte das Hurrah der Kosaken und ihre Lanzen glänzten durch den Wald bei Wiasma. Paul sprengte fort, und erreichte, von Schüssen verfolgt, glücklich seine tapfern Kameraden.

Zu den Feinden, welche bisher die Franzosen und ihre Verbündeten zu bekämpfen hatten, zu der Noth und dem Mangel an Lebensmitteln auf der gänzlich verwüsteten Straße, gesellte sich nun auch die Kälte. Fürchterlich war das Leiden, welches jetzt über die Tapfern kam; die Bayern durchschwammen, die letzten, den Wop und deckten mit heldenmüthiger Aufopferung hier den Rückzug Eugens; noch durchnäßt, mit starrendem Eise bedeckt, erstürmten sie Duchowo'zeczina, ein Städtchen, wo ihnen die Kosaken den Weg verlegen wollten. Die maßlosen Entbehrungen und der Schlachtentod verzehrten ihre letzten Kräfte. Dennoch dachte keiner an Ergebung; alles, alles war rettungslos verloren, nur die Ehre ließen die Tapfern nicht auf Rußlands Eiswüsten. Sie stritten fort, so lange noch ihre Faust den Säbel schwingen konnte.

Napoleons Bedrängniß stieg mit jedem Tage; im Rücken von Kutusow verfolgt, drohten ihm an der Berezina Wittgenstein und Titschagow die einzige Straße zu versperren, die ihn retten konnte. — Sein Genie und die verzweiflungsvolle Tapferkeit seiner wenigen Truppen erzwangen sich dennoch den Uebergang über die Berezina; Wittgenstein und Titschagow wurden zurückgeworfen, über den wilden Strom Brücken geschlagen, über welche nun die Halbverzweifelnden im Sturmschritte setzten, nachdem sie an den Ufern der Berezina den Rest ihres Gepäckes und ihrer Kanonen, und mehr als 20,000 Leichen und Gefangene zurückgelassen hatten. Auch hier hatten die wenigen bayerischen Chevauxlegers ihr Heldenblut verspritzt. In gänzlicher Auflösung setzten nun die armseligen Reste dieses einst so zahlreichen Heeres die Flucht nach Wilna fort. Zu Kenna, wo Wrede den 8. Dezember bei der größten Kälte eingetroffen, erhielt er den Befehl von Napoleon, bei Ru=

koni sich aufzustellen, und die Nachhut der Trümmer der Armee zu übernehmen, welche jetzt in Gefahr liefen, durch die Russen selbst von Wilna, dem Ziele aller Hoffnungen, abgeschnitten zu werden. Der Befehl schloß mit der dringendsten Aufforderung, nicht zu säumen, und jene Dienste zu leisten, wozu ihm die Wichtigkeit des Auftrages hinreichend Gelegenheit gebe, und welche der Kaiser von seiner Treue und Ergebenheit erwarte. So brach Wrede um Mitternacht nach kurzer Ruhe auf, und erreichte bei der schrecklichen Kälte, im tiefen Schnee watend, den 9. Dezember Morgens Rukoni; kaum konnten die halberstarrten Soldaten das Gewehr mehr tragen, und die Schwärmer der Kosaken abtreiben, von welchen sie sogleich bei ihrer Ankunft in Rukoni angegriffen wurden. Ueberall stießen die Bayern auf Leichen oder Halblebende, welche kraftlos in stummer Verzweiflung bei den erlöschenden Feuern zurückgeblieben waren.

So ging der Zug der Bayern ernst und düster auf Wilna, vor sich die verworrene Masse der Flüchtlinge, hinter sich den andringenden Feind. Fortwährend stieg die Kälte, was man nach dem Grade des vergangenen Tages für unmöglich gehalten hatte; die Bayern sahen auf diesem Marsche das Zeichen des höchsten Grades, die doppelte Sonne, eine optische Täuschung, durch die nadelförmigen Eistheile, die bei so großer Kälte in der Atmosphäre schwimmen, bewirkt. Mühsam bahnten sie sich den Weg über todte und sterbende Menschen und Pferde, durch die weggeworfenen Waffen und das stehengebliebene Fuhrwerk; die Häuser, die hie und da an den Straßen standen, waren in Brand gesteckt, um den Vorüberziehenden einen Augenblick zur Erwärmung zu dienen; sie waren gar oft schon von den früher Gekommenen angefüllt, die manchmal zu schwach und schon abgestumpft, um der um sich greifenden Flamme zu entfliehen, jämmerlich verbrannten, oder vom einstürzenden Gebälk verstümmelt, einen nur desto schmerzlichern Tod fanden. Das Hilfegeschrei dieser Unglücklichen erscholl oft schrecklich und ward von den Wenigsten beachtet.

Weder diese Scenen des schneidendsten Jammers,

noch die grimmige Kälte und die von den Seiten und im Rücken drohenden Lanzen des Feindes konnten den Muth Wrede's und seiner kleinen Schaar erschüttern, die alles aufbot, die Flüchtigen zu beschützen und wie ein eherner Schild alle Anfälle der Russen zurückwarf; jeder Schritt mußte mit Blut erkauft werden. Je näher die Bayern an Wilna kamen, desto heftiger wurden die Angriffe der Feinde; schon zeigten sich die Thürme der Stadt in der Ferne; da erblickten die Bayern vor sich tiefe Reihen von Reiterei und Geschütz auf der großen Heerstraße vor Wilna aufgestellt; es mußten Hilfstruppen sein, aus dem dortigen Hauptquartier gesandt, um Wrede's hart bedrängte Schaar aufzunehmen. Darüber hatte Niemand einen Zweifel; schnell eilte ihnen Wrede zur gemeinsamen Berathung entgegen — eine volle Ladung Kartätschen empfing ihn und riß ihn aus der Täuschung; es waren Russen unter Tschaplitz. Von allen Seiten waren die Bayern umzingelt, doch wie verzweifelt auch ihre Lage war, Wrede und seine Tapfern verzagten nicht.

Mit verdienter Verachtung wies Wrede die schimpfliche Aufforderung des feindlichen Anführers, sich zu ergeben, zurück. In ein geschlossenes festes Viereck ordnete er jetzt seine kleine Schaar und zog unerschüttert weiter; wüthend stürzten die russischen Reiter heran, die Bayern zu durchbrechen; aber der kalte Muth und das wirksame Feuer derselben, streckte sie reihenweise nieder.

Weder die Angriffe der Reiter, noch das Feuer der feindlichen Geschütze, das den Bayern aber empfindlichen Schaden that, konnte die Heldenschaar erschüttern. Wrede gab ihr das Beispiel der größten Tapferkeit und heldenmüthigsten Hingebung; immer fechtend und geschlossen zogen sie Schritt vor Schritt auf der mit Glatteis belegten Straße der Stadt zu, aus welcher sie vergebens Hilfe gehofft; bei der Stadt selbst fanden sie die größte Verwirrung auf allen Seiten: Geschütz, Gepäck, Wagen aller Art, Menschen und Pferde füllten, ein ungeheurer, unauflösbarer Knäuel, die nach dem Thore führende Straße. Bald wurde das Gedränge lebensgefährlich und die Verwirrung erreichte den höchsten Grad, als von den Höhen bei der Stadt die Kanonen der Russen

donnerten. Mehr, als die Kanonen getödtet, wurden erdrückt und zertreten.

In dieses Gewirre und Getümmel voll Jammer und Schreck wurde auch Wrede's kleine Schaar hineingerissen; alle Mühe der Bayern, sich zusammen zu halten, war in diesem qualvollen Gedränge unmöglich, sie lösten sich auf. Erst am Abend gelang es dem unermüdlichen Feldherrn einen Theil auf dem Hauptplatze zu sammeln und wieder einigermassen zu ordnen; eine andere Abtheilung der Bayern war schon nach Kowno aufgebrochen, wähnend, es hätte Wrede mit dem Reste ohne Aufenthalt Wilna verlassen. Den Jammer, der an diesem Tage in Wilna herrschte, kann keine Feder schildern; Morgens den 10. Dezember zogen die Bayern ab; sie waren an diesem Tage die Einzigen, welche noch Waffen trugen, und ihre verwundeten Offiziere in der Mitte führend, in Reih und Glied die Stadt verließen. Sie schlossen sich einer kleiner Schaar Franzosen an, mit welchen sie es übernahmen auf das Neue die Nachhut gegen die andringenden Feinde zu bilden. Der Marsch ging nun nach Kowno. Marschall Ney, der tapferste der Feldherrn Napoleons übernahm nun den Oberbefehl; unter steten Gefechten bewegte sich langsam der Zug vorwärts; die zahllose Menge zuchtloser Flüchtlinge, der Geschütze und des unermeßlichen Fuhrwerkes erschwerte ihn auf das Aeußerste. Anderthalb Stunden von Wilna liegt der Engpaß und die Höhe von Ponari; die ermüdeten abgetriebenen Pferde konnten weder Wagen noch Kanonen die steile Anhöhe hinaufziehen; die Bayern mußten hier ihr Geschütz, noch 18 Stücke, stehen lassen. Die Wagen mit den Schätzen Napoleons und der Beute von Moskau, mehr als 10 Millionen in baarem Gold und Silber wurden geplündert; mancher Soldat belud sich mit Gold und hauchte unter der Last desselben sein Leben aus, das er vielleicht ohne diese Bürde noch länger erhalten hätte. Kälte und Glatteis machte den Marsch höchst beschwerlich; Menschen und Pferde stürzten bei jedem Schritte, und wer nur ein wenig mit dem Aufstehen ermüdet zögerte, den packte die Kälte mit eisigen Armen, und ließ ihn nimmer los. Um den überall schwärmenden Feinden

sich nicht zu verrathen, durften die Erstarrenden nicht einmal diese Nacht ein Feuer anzünden; Morgens erreichten sie Czomordie; hier verloren die Bayern ihre ganze noch kampffähige Reiterei, 24 Chevauxlegers; von dem Fußvolke entfernt, hatten sie sich in eine Scheuer eingelagert; hier wurden sie von den Russen, ohne sich auch nur vertheidigen zu können, gefangen. Der Feind rückte nun sogleich gegen das Fußvolk der Bayern, um diesem das gleiche Schicksal zu bereiten.

Wrede stellte die wenigen Bayern hier zum letzten Kampfe auf; sie waren ohne Geschütz, ohne Reiterei, ja selbst nach dem Verluste ihrer Munitionswagen ohne hinreichende Munition; jeder Schuß mußte gespart werden. Die Bayern leisteten den möglichsten Widerstand; es blieb ihnen nichts anders übrig, als durch einen geordneten Rückzug sich vor der Uebermacht zu retten. Wrede stellte sein Häuflein dazu auf, als Marschall Ney erschien und die beiden Divisionen der Bayern (die eine zählte nur mehr 170 Mann, die andere von General Lamotte befehligte war nicht stärker) trennte; sie sahen sich nie wieder. Ney selber führte die erste Division links von der Heerstraße ab, aber nur desto wüthender warfen sich die feindlichen Reiter auf das Häuflein der Bayern, und nur eilige Flucht konnte sie retten; Ney verließ sie zur Zeit der höchsten Noth. General Lamotte aber verzagte nicht; mit dem Muthe der Verzweiflung schlug er mit seinen wenigen Streitern die Reiter der Russen mit dem Bajonette zurück, da Munition mangelte; die grimmige Kälte machte die Hände der Tapfern erstarren; denn kaum brachte man die bloße Hand an den Ladstock, so war sie auch schon erfroren. Ein mit tiefen Gräben umzogener Wald nahm die Verfolgten gerade zur Zeit der höchsten Bedrängniß auf; auf Seitenwegen, die bisher nie ein Fußvolk betreten, suchten sie den Niemen zu erreichen. Die Bayern zählten nur mehr 60 Mann, von denen sich die meisten nur mühsam, verwundet, mit erfrornen Händen und Füßen, weiter schleppten. Major Jett übernahm jetzt den Befehl über das Häuflein, das endlich am folgenden Tage nach standhafter Vertheidigung und förmlich abgeschlossener Capitulation sich an die Russen übergeben

mußte, da sie weder Brod noch Pulver, noch Kräfte mehr hatten, das Gewehr zu tragen.

Mit 150 Mann war Wrede, von Lamotte getrennt, nach Kowno aufgebrochen; seine Krieger hatten bereits zwei Tage gehungert, und nur mit Gewalt konnten sie sich einige Lebensmittel von zuchtlosen Haufen der Fliehenden, die sie bisher mit ihrer letzten Kraft geschirmt, verschaffen. Die Noth stieg so sehr, daß sich die Franzosen und ihre eigenen Verbündeten oft um eine Hand voll Mehl oder einen Laib Brod blutig schlugen; das Elend schien alles Menschengefühl vertilgt zu haben. Unter furchtbaren Leiden erreichten die Bayern, bis auf 20 Mann geschmolzen, endlich Kowno, die letzte Stadt des russischen Reiches, und entgingen hier nur mit Mühe der Gefahr, von den Kosaken gefangen zu werden. Hier gingen die erbarmungswürdigen Reste über den Niemen zurück, denselben Fluß, welchen sie vor 5 Monaten und 10 Tagen in stolzer Haltung, voll Siegeshoffnung und Kraft, eine halbe Million stark überschritten hatten; statt ihrer kehrten nur 20,000 leichenähnliche, in Lumpen gehüllte Gestalten zurück.

Von Kowno eilten die Bayern nach Plotzk, an der Weichsel in Polen, wo sie sich sammeln und Verstärkungen an sich ziehen sollten; gegen Ende des Dezembers war das Wenige, was von Bayern noch übrig war, in dieser Stadt versammelt. Hier fanden sie einige Ruhe, hier gab es wieder Brod und menschliche Kost, warme Stuben, ja sogar — welche Glückseligkeit für die Entkräfteten — Betten und Arzneien. Aber diese Uebriggebliebenen waren nur ein Schatten von jenen kräftigen Bayern, die vor einem halben Jahre sich täglich an den Ufern dieses Stromes geübt; die meisten sanken auf das Siechbett, dem Tode entgegen, und diejenigen waren noch glücklich, welche die geliebte Heimath noch einmal sehen, die Ihrigen umarmen konnten, ehe sie starben.

Als nun nach Bayern die Nachricht kam, daß sein so schönes und tapferes Heer vernichtet sei, da weinte sein König und mit ihm das ganze Land. Zu dem Gedächtnisse der so ruhmvoll Untergegangenen errichtete König Ludwig den 100 Fuß hohen aus eroberten Ka=

nonen gegossenen Obelisk, mit der einfachen aber rührenden Inschrift: „Auch sie starben für des Vaterlandes Befreiung." Da sieht man noch gar Manche vor der Säule mit nassen Augen stehen, welche unter den 30,000 gebliebenen Bayern einen Gatten, Vater, Bruder oder Freund beweinen.

Dies aber wurde hier erzählt, daß Alle, welche es lesen, auf das Neue an den endlosen Jammer, Schrecken und Gräuel des Krieges erinnert, Gott den Allmächtigen nur desto brünstiger um die fortdauernde Segnung des Friedens bitten. Sollte es aber im Rathe des Allerhöchsten anders beschlossen sein, sollte wieder das unselige Feuer des Krieges entbrennen, dann möge das Beispiel jener Tapfern, ihre unbezwingliche Standhaftigkeit, ihre ausharrende Treue gegen König und Vaterland die Jugend unsers deutschen Vaterlandes zu gleichem Muthe, zu gleicher Treue und Ausdauer ermuntern.

Achtes Kapitel.

Paul und Hans.

Dem Jahre 1812 mit seinen eisigen, tödtlichen Schauern war ein lieblicher, warmer Frühling gefolgt, als wollte die Natur durch doppelte Güte und Milde das Unrecht und die Härte des vergangenen Winters wieder gut machen. Und dennoch blickte diesem wahrhaft anmuthigen Frühlinge Alles mit banger Sorge entgegen. — An den Gränzen des Vaterlandes wüthete der Krieg und seine Donner tönten bis in des Hochlands friedliche Thäler und vor dem Schrecken dieser Donner verstummte manches heitere frohe Lied; das Vaterland hatte mehr als 30,000 tapfere Söhne verloren, und auch in diesen Thälern gab es fast nicht ein Haus, das nicht den Verlust eines Bruders, Verwandten oder Freundes zu beklagen gehabt hätte.

Und es war um diese Zeit, als ein Mann von etwa dreißig Jahren mit bleichen, eingefallenen Wangen, matten Blickes, sich auf einen Stock stützend, auf dem

Wege von Länggries nach der Jachenau kam und dort den Hof des Christoph Perner aufsuchte. Vor dem einfachen, so anmuthigen Hause Christophs hielt der Fremde einige Augenblicke still, fuhr mit der Hand über das Antlitz und murmelte düster vor sich: „Das ist mir ein harter Gang, ich wollte lieber auf eine Batterie los reiten, aber es muß geschehen! In Gottes Namen!"

Es war der Wachtmeister Paul Flemmer, der also sprach. Paul hatte mit Wenigen das Glück gehabt, seine Heimath, das geliebte Bayerland wieder zu sehen und er meinte, er hätte es nur gesehen, um davon Abschied zu nehmen und darin zu sterben. Auch das hielt er für ein Glück und dankte Gott von Herzen dafür. In dem Zustande einer gänzlichen Entkräftung war er nach München gekommen und als Todtkranker in das Spital gebracht worden. Da halfen ihm Gott und die liebreichste Pflege, die man mit wetteifernder Theilnahme den aus Rußland Geretteten angedeihen ließ. Nach zehn schweren Wochen durfte er das Krankenlager verlassen, und seine Kräfte begannen sich allmählig wieder einzustellen. Da gedachte er des Auftrages seines verstorbenen Freundes Georg; mit schwerem Herzen machte er sich nun auf den Weg und ließ sich bis Länggries fahren. Wie ganz anders kam er jetzt zu Vater Christophs Hofe!

Paul fand das Hofthor nur angelehnt und beschwichtigte leicht den Hund, der ihn von früherer Zeit her noch zu kennen schien. Still stieg er die Stufen hinauf, welche zu dem Wohnhause führten; die Thüre desselben war offen, durch das Fenster, das in die Wohnstube ging, gewahrte er Christoph und Anna mit Martha, den Knechten und Mägden vor dem Hausaltare knieen und beten. Sie hatten so eben ihr Abendmahl verzehrt und beteten, wie es schien, die Danksagung dafür, wozu sie noch, weil es Samstag war, einem alten frommen Gebrauche gemäß, die Litanei zu der Ehre der heiligen Jungfrau und Mutter Maria fügten. — Paul blieb an der Thüre stehen; er getraute sich nicht, ihre Andacht zu stören; er hörte sie nach der Litanei für Georg beten. Seine tiefe Bewegung niederkämpfend, öffnete der Wachtmeister die Thüre und

trat grüßend ein. Verwundert betrachteten ihn Alle; keiner schien ihn mehr zu erkennen und doch hatte er erst vor achtzehn Monaten mehrere Tage mit Georg unter ihnen zugebracht. Aber freilich, damals war sein Aussehen ein anderes gewesen; statt des kräftigen Mannes mit den kühnen blitzenden Augen stand eine gebeugte, schwache Gestalt vor Christoph und Anna. Da faßte Paul des Bauern Rechte und sie schüttelnd, sprach er leise: „Gott grüße dich, Vater Christoph!"

„O heilige Mutter Maria, das ist Paul!" rief Anna mit lauter Stimme, und umklammerte in höchster Ueberraschung seine Hände; „o mein Paul, wo ist Georg, unser Sohn?"

Paul wandte statt der Antwort die nassen Augen zum Himmel.

„O mein Gott, er ist todt! Georg, Georg!" klagte die Mutter.

„Er starb den schönsten Tod, den ein Soldat nur sterben kann, er starb für König und Vaterland," tröstete Paul, „o Mutter Anna, jetzt hast du eine Stufe mehr in das Himmelreich, weil Gott dir diesen genommen hat, und weil nun ein Kind von dir jetzt drüben für dich bittet."

Anna barg ihr Haupt in die Hände voll des bittersten Schmerzes. Christoph faltete die Hände und sprach traurig und tief aufathmend: „Herr, Dein Name sei gepriesen!" so bat der starkmüthige Mann; „du hast uns den Georg gegeben, du hast ihn uns genommen, und du wirst ihn uns wieder geben und zwar besser, als du ihn von uns empfangen hast. Mutter, tröste dich," mahnte er freundlich; „zeige dich als eine Christin und als eine würdige Nachfolgerin der heiligen Mutter Maria, die ja auch ihren Sohn, und noch dazu den einzigen, aufopfern mußte! sei getröstet, liebe Anna, und blick' auf das Kreuz!"

„Ich bin ja auch getröstet," begann die Mutter, und hob das tief gebeugte Haupt; „ich murre ja nicht gegen den Herrn und es ist mir alles recht, was er thut. Aber Christoph, hätten wir ihn nur ein Jährlein noch gehabt oder ihm doch wenigstens die Augen zudrücken können! aber Christoph, es ging mir im Geiste

vor; als er das letztemal bei uns war, da meinte ich doch, ich könnte ihn nicht fortlassen!"

Groß und schwer, wie das Leid der Eltern, war der Schmerz Martha's und Hans', jedes von ihnen wäre gerne für den Bruder gestorben. Eben so groß war die Trauer der ganzen Nachbarschaft, die nun Alle kamen, den betrübten Eltern ihr Leid um den wackern Georg zu bezeigen und dabei seiner guten Eigenschaften, seiner Tapferkeit und frommen Gesinnung rühmend gedachten. Den Wachtmeister ließ Christoph nicht fort, er mußte bei ihnen bleiben; Martha stach ihm ein Huhn ab und die Mutter brachte ihm Bier und Brod.

Christoph und Anna und Hans rückten jetzt zu dem Wachtmeister, der, nachdem er sich einigermassen gelabt, jene Kämpfe mit dem Feinde, mit Hunger und Durst, mit Kälte und Krankheit zu erzählen begann, welche binnen einem halben Jahre das ganze zahllose Heer vernichteten. — Natürlich war Georg der Hauptgegenstand seiner Erzählung, und auch der kleinste Umstand, dessen er darin von ihm erwähnte, war den Eltern und Geschwistern lieb und werth; denn überall fanden sie in Georg den tapfern, menschenfreundlichen und frommen Jüngling, welcher er von jeher zu Hause gewesen, und auch bei dem Regimente und im Felde geblieben, und es tröstete sie vor Allem, daß er auch im Sterben seinen Christensinn bewährte.

Paul mußte acht Tage bleiben, dann wollte er fort nach München; aber sie ließen den wackern christlichen Soldaten, den treuen Freund Georgs, nicht ziehen, der ihnen bald so lieb ward, als wär' er ein Kind vom Hause.

„Denkt, daß Ihr bei Georgs Eltern, bei seinen Geschwistern seid," bat Martha; „es wäre nicht recht von Euch, wenn Ihr es uns wehren wolltet, Euch ein klein wenig die Liebe und die Freundschaft zu vergelten, die Ihr unserm seligen Georg erwiesen habt."

Und es brauchte eben nicht viel Zureden, um den Wachtmeister zum Bleiben zu bewegen; die liebevolle zutrauliche Pflege der guten Leute, die Ruhe und der Genuß der reinen Luft thaten ihm so wohl, und über Erwartung schnell fühlte er seine Kräfte erstarken. Gerne bewilligte ihm sein Commando die erbetene Ver=

längerung des Urlaubes; so konnte er seiner Genesung die nöthige Zeit widmen und bald war die Prophezeiung der Mutter Anna erfüllt und der russische Winter aus seinen Gliedern getrieben. Paul lohnte die Liebe seiner wackern Freunde, so gut er's vermochte; er half ihnen den Obstgarten bestellen und übernahm die Pflege der Bienen, die ihn sein Vater, ein wackerer Schullehrer, trefflich gelehrt hatte. Es konnte nicht fehlen, daß er bei seinem längeren Aufenthalte auch mit dem guten Pater Benno bekannt wurde, und auch dieser wandte dem wackern Soldaten bald sein ganzes Wohlwollen zu. Wer nun den Wachtmeister mit seinem guten Wirthe oder mit dessen Frau und Kindern arbeiten, mit ihnen essen, zur Kirche gehen und alle ihre kleinen Leiden und Freuden mit ihnen theilen sah, der mußte glauben, auch Paul gehöre zu der Familie Christophs. Und diesem und seiner Anna kamen diese Gedanken oft und Christoph pflegte zu seinem Weibe zu sagen: „Sieh, Mutter, Gott hat uns einen Sohn genommen; es scheint, als ob er uns doch einen Ersatz dafür geben wolle, er hat uns in Paul einen gar wackern Freund geschenkt."

So verfloß der Frühling, es kam der Sommer, aber der Friede, der heißersehnte, kam nicht. Der Congreß zu Prag hatte sich aufgelöset, und mit ihm war der Friedenshoffnung letzter Strahl verschwunden; der Krieg sollte entscheiden. Die Rüstungen zum Krieg wurden von beiden Seiten auf das Lebhafteste betrieben und auch das bayerische Vaterland bot alles auf, um gerüstet und gewaffnet dazustehen; überall und oft mit Strenge wurde die junge, waffenfähige Mannschaft ausgehoben, in den Waffen geübt und im Lager vor Braunau gesammelt. Bisher war Hans, Christophs einziger Sohn, vom Aufrufe zum Kriegsdienste frei geblieben, zum großen Troste der Eltern, die aus Dankbarkeit dafür nicht säumten, an der damals ausgeschriebenen, freiwilligen Kriegssteuer, einen für ihr Vermögen sehr bedeutenden Beitrag zu leisten. Da kam eines Abends ein Bote vom Landgerichte zu Tölz mit zwei Schreiben; das eine war an den Wachtmeister Paul Flemmer gerichtet und enthielt die Weisung, er möge sich, sobald

es nur im Mindesten seine Kräfte erlaubten, nach München begeben, wo ihm dann die Wahl gelassen sei, entweder in die Kriegskanzlei einzutreten oder sich zu seinem Regimente nach Braunau zu begeben. Das andere Schreiben bedeutete Vater Christoph, sich binnen drei Tagen mit seinem Sohne Hans bei dem Landgerichte zur Conscription zu stellen und dann das Weitere daselbst gewärtig zu sein.

Das war ein schwerer Schlag für die Eltern, die immer der Meinung gewesen waren, man würde ihnen Hans belassen, da sie bereits Georg geopfert und Hans jetzt ihr einziger Sohn war. Da war Trauer und Bestürzung in dem ganzen Hause. Hans, der am meisten gefährdete, zeigte sich über die Erwartung gefaßt. „Es hat mir schon lange geahnt, daß es also kommen wird! In Gottes Namen! Mutter, tröstet Euch! nicht alle Kugeln treffen, nicht alle Schwerter wunden!“ Zu der weinenden Schwester sprach er heimlich: „Martha, schick' doch nach dem Pater Benno, sonst weint sich die Mutter noch die Augen und das Herz heraus! Der allein kann die Mutter wieder aufrichten.“ Der Pater kam und er wies die Betrübte auf das Kreuz, auf den gekreuzigten Gottmenschen, den Sohn, der nach dem Willen des Vaters sich zum Opfer gebracht, er wies sie auf Maria, die voll Ergebung den Sohn, den ihr Gott gegeben, Ihm wieder zurückgab, und es bewährte sich auch hier, daß der Kreuzestrost der beste sei.

Das Letzte zu versuchen, ging Vater Christoph mit Hans und Paul zum Landgerichte nach Tölz. Dasselbe konnte wegen der Noth der Zeit seiner Bitte um Zurückstellung des einzigen Sohnes nicht willfahren. Dagegen ward Hans auf Pauls Vorschlag unter jene Rekruten eingereiht, die in die Cavallerie eintreten sollten. Das war eine große Freude für den wackern Paul, der seinen jungen Freund bereits an seiner Seite als Chevauxlegers reiten sah; es war nicht weniger auch ein Trost für die Eltern; wem unter allen Soldaten hätten sie wohl ihren Hans lieber übergeben, als Paul, der an ihrem Sohne dann in Wahrheit einen „Wachtmeister“ machen sollte?

Nur wenige Tage durften Hans und Paul mehr

in der schönen Jachenau zubringen. Der Erstere verwandte sie auf die beste Weise; es war ein ernster Gang, den er jetzt vorhatte, ein Gang auf Leben und Tod. Er wollte nicht gehen ohne seinen Herrn und Heiland. Er beichtete bei dem Pater Benno und mit ihm auch die frommen Eltern, das gute Schwesterlein und der wackere Paul. Es war ein rührender Anblick, als sie Alle in der innigsten Liebe vereint während der heiligen Messe aus des Paters Hand die Speise der Engel genossen und jenes Mahl mit einander hielten, zu dem der Gott kurz vor Seinem Scheiden die Seinigen versammelt hatte.

Tags darauf schlug die Abschiedsstunde. Pater Benno las für des Scheidenden Wohl die heilige Messe und folgte dann der Einladung seiner Lieben zum Frühstücke. Mit bewegter Stimme gab er Hans Lehren voll Liebe und Weisheit, gab ihm und Paul seinen Segen.

Mutter Anna drückte ihren Hans weinend an sich und segnete ihn mit den Worten: „Thue nur, was dir der hochwürdige Herr gesagt hat, und es wird dir gut gehen. Daß wir deiner gedenken, daß wir Alle für dich beten werden, das weißt du ja so und wir wissen, du denkst auch unser. O Gott, behüte meinen Hans! o Mutter Maria, o heiliger Schutzengel! führt ihn doch wieder gesund zu uns zurück!"

„Das gebe Gott," bat Christoph; „Hans, thue überall deine Schuldigkeit, fürchte den Tod nicht; aber wage niemals dein Leben nutzlos; allzugroße Verwegenheit ist selten von dem Segen des Herrn begleitet. Denke übrigens, daß du ein Bayer bist und die Bauern von der Jachenau für ihren Landesherrn bei Sendling starben; denke oft nach Haus, an uns, an Vater und Mutter und Schwester, und thue dein Möglichstes, daß du wieder mit Ehren nach Hause kommst!"

Die Mutter schluchzte laut, und fing dann laut zu beten an, als sie das Ränzlein mit der Wäsche, dem Gelde und einigen Hausmitteln gegen Wunden und Fieber zusammen richtete, und dazu noch Würste und Kücheln packte.

„O mein Hans," sprach die Mutter, „dir und uns Allen kann jetzt nichts Anderes helfen, als das Gebet

und die Ergebung in den göttlichen Willen. O du schmerzhafte Mutter Maria, bitte du für uns, daß wir ihn gesund an Leib und Seele nach dem Kriege in unserm Hause wieder sehen! o alle Engel und Heiligen Gottes, helft ihm zur Zeit der Noth und verlaßt ihn niemals!"

Martha, das gute Schwesterlein, drückte Hans einen alten Dukaten, ein Pathengeschenk in die Hände, und flüsterte ihm zu: „Ich habe nichts Anderes; d'rum nimm es und nähe es ein an einem sichern Orte, vielleicht kannst du es einmal doch brauchen."

Es kamen auch die Nachbarn, um von Hans, den sie Alle so lieb hatten, Abschied zu nehmen, unter ihnen Balthasar, ein gar wackerer Bauer und Christophs Gevatter. Er kam auf einem stattlichen Gaule dahergeritten. Mit gar herzlichen Worten bot er Hans den Abschiedsgruß und hob dann lächelnd an: „Hans, ich habe gehört, du willst ein Chevauxleger werden. Da brauchst du einen Gaul; ich habe dir einen mitgebracht; der gehört dein. Gefällt er dir?"

Eine allgemeine freudige Ueberraschung wurde unter den Anwesenden laut. Tief gerührt dankten Hans und die Eltern.

„Es ist schon gut," meinte Balthasar; „wir müssen unsere Buben ordentlich ausstaffiren, daß sie uns eine Ehre machen. Wenn unsere Kinder das Leben wagen, sollen wir uns da die Rosse reuen lassen?"

Paul trat mit Hans und Balthasar vor das Hofthor, wo das Pferd bereits gesattelt stand. Paul pries die Kraft und die Schönheit des Thieres und untersuchte auch den Sattel und die Halfter. „Pst," sagte leise Balthasar, „Pst, Herr Wachtmeister, macht keinen Lärmen, im Halfter stecken noch keine Pistolen, aber was anders, was der Hans auch brauchen kann." Es waren in jeder Halfter eine Rolle von 50 Gulden in Vierundzwanzigern. Erst auf dem Marsche nach München machte Hans die Entdeckung und freute sich mehr noch über die Güte des Pathen, als über den Werth des Fundes.

Aber der Augenblick des Scheidens war gekommen und wie bitter es auch immer sein mochte, es mußte

geschieden werden. Mit Standhaftigkeit gab und empfing Hans die letzten Grüße und schwang sich mit Paul auf die Sättel der Rosse. „Gott behüte Euch!" rief auch Paul.

„Auf ein baldiges Wiedersehen, mein Sohn!" riefen Vater und Mutter.

„Hier oder dort," antwortete Hans gepreßt; und er gab ihnen den letzten Gruß.

„Hier, noch hier, noch auf Erden!" rief Pater Benno und hob noch einmal die Hand auf, den Scheidenden zu segnen, der bald auf der Straße nach Tölz ihren sehnsüchtigen Blicken entschwand.

Neuntes Kapitel.

Das Vaterland – der Krieg — Johannes in Frankreich.

Der Verlust von mehr als 30,000 tapfern Kriegern, welche in Rußland gefallen, hatte Bayern schwer verwundet und in tiefe Trauer versetzt; da flossen bittere Zähren über den Schmerzenstod der Heldenmüthigen aus den Augen Maximilians, des guten Königs, und es war nicht eine Familie im Lande, welche nicht den Verlust eines Theuern zu beweinen hatte. Das Vaterland bedurfte eines neuen Heeres und herrlich und glänzend zeigte sich nun die ganze reiche Kraft Bayerns und seiner Völkerstämme; die ganze waffenfähige Mannschaft erhob sich, das Vaterland und den König zu vertheidigen. Ganz Bayern wurde ein Waffenplatz. Der mit glühender Vaterlandsliebe erfüllte Kronprinz Ludwig trat an die Spitze der allgemeinen Landesbewaffnung und unter ihm leiteten die ersten Edlen und Staatsdiener des Reiches die Erhebung des Volkes; seine vorzüglichsten Unteranführer waren in dem damaligen Regen- und Oberdonaukreise der Generallieutenant Graf Eckart; im Isarkreis der Präsident des Appellations-Gerichtes Freiherr von Leiden, in Franken und Schwaben der Fürst von Oettingen-Wallerstein. Jeder

der (damaligen) neun Kreisen bildete eine Legion, aus vier Bataillonen zu sechshundert Mann, bestehend; Jägerbataillone entstanden; ein treffliches Regiment Husaren, in welches sehr viele Freiwillige oft aus den ersten Familien des Landes eintraten, so wie ein neues Regiment Reiterei, welchem der König den Namen „bayerischer Chevauxlegers" gab und seinen zweitgebornen Sohn, Prinz Carl, als Befehlshaber vorsetzte, wurden errichtet. Die Legionen waren nur zur Vertheidigung der Heimath verpflichtet; dennoch erklärten sie im Monate August, sie wollten aus Liebe und Anhänglichkeit für König und Vaterland in den Reihen des Heeres, auch außerhalb Bayerns Gränzen und gegen die Feinde desselben fechten.

Eben so rasch und kräftig schritt die Wiederbildung des stehenden Heeres vorwärts; neue Regimenter wurden errichtet; die Reiterei, die in Rußland fast gänzlich aufgerieben worden, erstand wieder und wurde durch ein Regiment Uhlanen vermehrt; tausend Pferde wurden vom Lande zur Bespannung der Geschütze gestellt. Solche Anstrengungen erforderten bedeutende Geldmittel, und das Land, das seine Söhne gab, opferte auch zum Besten des Reiches und seiner Unabhängigkeit die nöthigen Geldsummen und Bedürfnisse für das Heer; in Kurzem waren allein an freiwilligen Beiträgen an 337,000 Gulden gesammelt, und dieß zu einer Zeit, wo fortdauernd zahlreiche Truppen durch das Land zogen und im ganzen Reiche schwere Lieferungen aller Art für die verbündeten Heere gemacht wurden. Vereine edler Frauen für Pflege der Verwundeten bildeten sich, wie Männer-Vereine zur Bekleidung und Bewaffnung von Unbemittelten. Nur durch solche Begeisterung, nur durch solche Opfer wurde es möglich, daß in wenigen Monaten nicht allein das stehende Heer, das der Winter und der Hunger in Rußland vernichtet, wieder vollständig in schlagfertigem Zustande sich befand, sondern auch durch eine treffliche, von erfahrenen Offizieren befehligte Landwehr von 40,000 Mann unterstützt ward. Im ganzen Lande wurde die Hoffnung laut, es würde dieß treffliche, mit so großen Opfern gebildete Heer der Bayern, nicht mehr für die ehrgeizigen Pläne des Fran-

zosen-Kaisers sein tapferes Blut verspritzen, sondern das Seinige thun, das deutsche Vaterland von der Herrschaft der Fremden zu befreien; denn deutsch, wie ihre Abstammung, war zu allen Zeiten der Bayern Herz. Diese Hoffnung hatte manches schwere Opfer leicht gemacht. Noch nicht aber durfte König Maximilian seiner und seines Volkes Sehnsucht Gehör geben; noch war Napoleons Macht zu gewaltig, noch waren alle Festungen an der Elbe in seiner Hand und er hatte ein unermeßliches Heer aus Frankreich nach Sachsen gegen die Russen und Preußen geführt. Darum mußte endlich nach langem Zögern der König auf wiederholtes Andringen des gefürchteten Kaisers 8000 Mann seiner Bayern unter dem trefflichen General Raglowich nach Sachsen senden, wo sie mit der alten Tapferkeit in allen Gefechten, namentlich bei Hoyerswerda, wo sie die gefürchteten Kosaken überfielen und fünfzig derselben zu Gefangenen machten, und bei Lukau und Bautzen stritten.

Oesterreich hatte zwischen den Preußen und Russen und Napoleon einen Waffenstillstand vermittelt, der zum Frieden führen sollte. Aber Napoleon wollte Krieg. Da trat Oesterreich zu den Verbündeten; Bayern stellte deßhalb seine Macht am Inne bei Salzburg auf, und wartete mit Ungeduld den Zeitpunkt ab, wo es ihm vergönnt sein würde, mit den Verbündeten zur Befreiung des deutschen Vaterlandes gemeinsame Sache zu machen.

So war in Kurzem die Lage der Dinge, als Paul und Hans nach München kamen; den kurzen Aufenthalt, der ihnen gestattet wurde, benützte Hans, die fromme Base im Herzogspitale zu besuchen und ihr zu erzählen, wie es zu Hause der Zeit ergangen; er bat um ihr Gebet und mit tiefer Rührung versprach es ihm Frau Benedikta. „Thue deine Pflicht als christlicher Soldat, und beweise dich überall barmherzig, besonders gegen das arme Landvolk, welches die meiste Last des Krieges tragen muß. Allenthalben und muthig gib, wie der römische Soldat bei dem Kreuze, Christo das Zeugniß, daß Er der Sohn Gottes und dein Gott und Heiland sei. Gott möge dich beschützen und alle hei=

ligen Engel dich begleiten und gesund wieder nach Hause führen!"

Auch hatte Hans die Freude, Maximilian, den guten König zu sehen; er durfte ihm jetzt nicht mehr das Hütlein schwenken, denn schon trug er die Uniform eines Chevauxlegers. Der König hatte noch immer die alte Güte, das alte freundliche Wohlwollen in seinen Zügen; aber Sorgen lagerten, wie trübe Wolken auf der hohen königlichen Stirne. So schien es Hans, und Paul war seiner Meinung. „Der gute Herr," rief er, „was hat er bei diesen Zeiten nicht zu sorgen! er hat der Kinder gar viele; aber so lange noch ein Bayer einen Finger bewegen kann, so ist er sicher in seiner Hauptstadt!"

Noch an dem nämlichen Tage, wo sie den König gesehen, mußten sie in das Lager nach dem Inn aufbrechen; hier stand Graf Wrede mit etwa 30,000 Mann eben so viel Oesterreichern bei Salzburg gegenüber. Paul und Hans wurden im Lager freudig von ihren Waffenbrüdern begrüßt und den Chevauxlegers war der kräftige Jüngling, der so fest im Sattel saß, als hätte er schon drei Jahre gedient, mit seinem stattlichen Rosse eine gar willkommene Erscheinung. Seine Bitte, in Pauls Schwadron treten zu dürfen, wurde ohne Schwierigkeit gewährt. Mit Lust und Liebe trieb er die Waffenübungen und erhielt in ihnen bald die nöthige Gewandtheit; sein Diensteifer, seine Treuherzigkeit und gute Sitten erwarben ihm bald die Liebe und die Achtung seiner Kameraden und Vorgesetzten. Paul wachte wie ein Vater über ihn und freute sich seines muthigen Pflegesohnes; da Hans im Lesen, Schreiben und Rechnen gut bewandert war, so wurde er auch schon nach sechs Wochen zum zweiten Wachtmeister befördert, was Paul nicht wenig Freude machte.

Da änderte sich rasch die Lage der Dinge; den 8. Oktober 1813 schloß General Wrede mit dem österreichischen Feldzeugmeister Fürsten Reuß zu Ried Frieden zwischen Bayern, Oesterreich und dessen Verbündeten; allein erst den 15. Oktober kam die Bestätigung des Friedensschlusses aus dem Hauptlager der verbündeten Monarchen zurück. Bayern trat zu dem großen

Bunde und erklärte an Napoleon den Krieg, obgleich dessen Macht noch ungebrochen, die Hauptkraft seines noch immer sehr zahlreichen Heeres noch nicht vernichtet, obgleich er fortdauernd Meister des Elbestromes war, und ihm die unermeßlichen Hilfsquellen Frankreichs und Italiens zu Gebote standen. Bayerns und Oesterreichs Krieger am Inn wurden nun in Ein Ganzes vereinigt und der Oberbefehl dem General Wrede übergeben; gerne und freudig erkannten Volk und Heer das Vertrauen des Kaisers von Oesterreich in bayerische Rechtlichkeit, der den Oberbefehl eines seiner Heere einem bayerischen Feldherrn übergab. — Allgemeiner Jubel erfüllte das ganze bayerische Vaterland, als der König von Bayern seinem Volke die Vereinigung mit den für Deutschlands Unabhängigkeit verbündeten Monarchen verkündigte. Nun schien keine Anstrengung mehr zu groß und zu schwer, das Begonnene zu vollenden.

Bayerns Beitritt zum großen Bunde mußte in diesem Augenblicke entscheidend werden und dem französischen Kaiser für seinen Rücken die größten Besorgnisse einflößen; ein neues 50,000 — 60,000 Mann starkes Heer konnte nun jeden Augenblick in seinem Rücken erscheinen, und deren Bedrängniß vermehren; er hatte bereits durch die Heere der Verbündeten in Sachsen bedeutende Niederlagen erlitten und Deutschland schien für ihn verloren. Eine Hauptschlacht mußte in Kurzem statt finden, und alles schien den Verbündeten den Sieg zu verheißen. Darum erhielt der Vorschlag Wrede's, sich im Rücken der Franzosen bei Würzburg und Fulda aufzustellen, die Genehmigung der Monarchen; die Franzosen, in der Hauptschlacht geschlagen, wurden dann auf der Flucht von einem frischen Heere angegriffen und konnten dann nachdrücklich verfolgt, dem sichern Untergange nicht entgehen.

Mit äußerster Schnelligkeit führte Wrede das vereinigte Heer der Bayern und Oesterreicher an den Main. Würzburg wurde rasch genommen und es hielt ihn nicht auf, daß der Feind noch den Marienberg behauptete. Wrede setzte unaufhaltsam seinen Marsch fort, den bei Leipzig geschlagenen Franzosen den Weg

zu verlegen. Den 29. Oktober traf er bei Hanau auf Napoleon und dieser war verloren, hätten die Verbündeten ihn so rasch verfolgt, als Wrede ihm vorangeeilt war. Allein die Verbündeten hatten Napoleon Zeit gelassen, durch die angestrengtesten Eilmärsche drei Tage vor ihnen zu gewinnen; deßhalb durfte er nichts für seinen Rücken fürchten; seine Macht betrug wenigstens noch 48,000 Mann zu Fuß und 12,000 Reiter, alte versuchte Krieger, denen keine andere Wahl blieb, als sich durchzuschlagen, oder sich gefangen zu geben. Dieser Macht konnte Wrede nur 36,000 Mann meist junger Soldaten entgegenstellen. Bayern, wie Oesterreicher kämpften mit großer Tapferkeit, die Franzosen mit Verzweiflung, da es Rettung oder Gefangenschaft galt. Von 10 Uhr Morgens bis Nachmittags 3 Uhr schlugen die Bayern alle Angriffe ab; die Chevauxlegers zeigten die alte felsenfeste Tapferkeit und stemmten sich mit erstaunlichem Muthe den wiederholten wüthenden Angriffen der feindlichen Reiterei entgegen. Da gelang es den Franzosen, im Rücken der Verbündeten eine Batterie von 50 Zwölfpfündern aufzuführen. Von dieser Batterie im Rücken beschossen, und zu gleicher Zeit von der gesammten Reiterei des Feindes wüthend angegriffen, mußten die Verbündeten weichen. Am folgenden Tage wurde Hanau erstürmt, das die Franzosen genommen; an der Brücke sank der tapfere Wrede, schwer verwundet; der österreichische General Fresnel übernahm nun das Commando. Wüthender und erbitterter stürmten die Bayern, und nur mit großem Verluste, unter fortwährenden blutigen Gefechten, konnte Napoleon mit den Franzosen den Rückzug nach Mainz fortsetzen, wo sie den 1. November, sehr übel zugerichtet, ankamen. Es hatte ihnen diese Schlacht bei 15,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen gekostet, 9000 den Verbündeten.

An Pauls Seite hatte Hans die erste Schlacht mit einem Muthe, mit einer Standhaftigkeit geschlagen, die ihm nicht blos die Anerkennung seines Wachtmeisters, sondern das Lob des ganzen Regimentes erwarb; nur war er leicht durch die Lanze eines feindlichen Reiters verwundet worden. „Der Franzose hatte es schlimm

gemeint mit mir, aber zu Hause, da haben sie gewiß für mich gebetet," sagte er heiter zu Paul, als ihm dieser auf dem Schlachtfelde noch einen Verband in aller Eile auf die Wunde legte; „ich hätte nicht geglaubt, daß ich der Mutter Pflaster so bald brauchen würde."

Nach der Schlacht bei Hanau trat auf mehrere Wochen Waffenruhe ein; Hans war bald geheilt worden, und er benützte die Zeit, um manches herzliche, kindliche Liebe athmende Brieflein nach Hause zu schreiben. „Vater," schrieb er, „es war mir ganz wunderlich zu Muthe, als ich zum erstenmale die Flintenkugeln pfeifen, die Kanonen donnern und aus dem Pulverdampfe die Bajonette und Cuirassiere der Franzosen glänzen sah. Nun hieß es, wir sollten einhauen, wir sprengten auf die feindlichen Vierecke los; mir pochte das Herz, ich empfahl meine Seele Gott, und bat ihn, er möge, wenn ich bleiben sollte, zu gleichen Theilen, die Jahre, die ich vielleicht noch zu leben gehabt, Euch und der Mutter zulegen. Dann ging es d'rauf und d'ran, und Paul sagte mir, ich hätte wacker mich gehalten, so wacker als der Bruder Georg. Vater, ich kann es Euch gar nicht sagen, wie schrecklich ein Schlachtfeld aussieht. Betet ja Alle zu Hause, daß es bald Frieden wird; während der Schlacht dachte ich öfters: „möge mein Säbel doch keinen Feind, der Kinder hat, oder den einzigen Sohn einer Familie treffen!" Vater, das wäre mir leid! Paul lachte, als ich ihm es erzählte und meinte, die Feinde dächten nicht so gut, wie ich, und ihre Schonung und Milde gegen unser deutsches Vaterland wäre eben nicht zu loben. Ich habe es gut gemeint, und kommen wir, wie es heißt, in des Feindes Land, so will ich gewiß die guten Lehren der Mutter und des Pater Benno nicht vergessen, sondern mich überall und allenthalben, als einen sanftmüthigen, liebreichen Christen beweisen, so gut als ein Soldat immer vermag. Hört ja nicht auf, für mich zu beten und bittet ja den Pater Benno, er möge meiner in der heiligen Messe gedenken, ich komme jetzt so selten dazu; ich werde mir aber alle Mühe geben, daß ich auf Weihnachten wieder beichten und zum Christkindlein gehen kann."

Die Friedensunterhandlungen, welche zwischen Napoleon und den verbündeten Mächten in Frankfurt gepflogen wurden, zerschlugen sich. Da beschlossen die Verbündeten, den hartnäckigen Kaiser in seinem eigenen Lande anzugreifen, ehe er noch neue Heere sammeln und die noch immer große Macht seines Reiches vereinigt ihnen entgegen stellen konnte. Das Hauptheer der Verbündeten unter Schwarzenberg und mit ihnen die Bayern, an deren Spitze wieder zu ihrer großen Freude der genesene Wrede getreten war, gingen bei Basel über den Rhein, während Blücher mit dem zweiten Heere bei Caub denselben Strom überschritt. Ihre Krieger waren voll fröhlichen Muthes, des guten Ausganges bei ihrer Zahl, Kriegszucht und Tapferkeit gewiß; rasch drangen sie vorwärts; überall wichen die Franzosen, zum Widerstande zu schwach, niedergeschlagen zurück. Nichts entscheidende Kämpfe, die meist zum Nachtheile der Franzosen ausfielen, fanden allenthalben statt, und zeigten mehr die Ohnmacht, als die Wuth der Feinde. Noch fehlte Napoleon, der erst zu Ende des Jänner mit beträchtlichen Verstärkungen seine Hauptstadt verließ und sich mit den Abtheilungen seiner Marschälle bei Chalons vereinigte. Bei Brienne, wo er die Kriegskunst gelernt, die ihn so groß gemacht hatte, fiel er die Verbündeten voll Ungestüm an. Mit Mühe entging Blücher der Gefangenschaft; aber des Tages darauf griffen ihn die Verbündeten mit solcher Einsicht und Tapferkeit an, daß er geschlagen mit großem Verluste zurück wich. Mit herrlichem Muthe hatten die Bayern unter Wrede gestritten, der durch einen sehr geschickten Marsch ganz unerwartet auf den linken Flügel der Franzosen fiel und ihn aus dem Felde schlug. Die bayerischen Chevauxlegers, von einem österreichischen Husarenregimente unterstützt, stürzten sich in blitzschnellem Angriffe auf die französischen Kanonen, durchbrachen die Vierecke, welche das französische Fußvolk zu ihrem Schutze gebildet, und nahmen 16 Kanonen sammt der Bespannung.

Bei diesem Angriffe war es, wo Hans unter den ersten auf die Batterie andrängte; zunächst an ihm kämpfte ein junger österreichischer Rittmeister, der im

Gewühle der Schlacht, mit einigen seiner Husaren, unter die bayerischen Reiter gekommen war. Die Franzosen wehrten sich tapfer, an der Seite des Rittmeisters stürzten von Kugeln durchbohrt, zwei seiner Husaren; auf ihn selbst schlug ein feindlicher Grenadier die Muskete an; der Rittmeister schien verloren; doch in demselben Augenblicke traf Hans' kräftige Faust den Grenadier dergestalt, daß ihm die Muskete entsank und er blutend niederstürzte. „Dank, Kamerad," rief der Rittmeister, „Dank, du hast mein Leben gerettet, wackerer Bayer! wie ist dein Name?"

„Besteigt dieß ledige Pferd und eilt Euch," mahnte Hans und half ihm hinauf, und warf sich auf das Neue in den Kampf, der dann so ruhmvoll für die Tapfern endete.

Es ist eine große, eine unnennbare Freude, ein Menschenleben errettet zu haben. Hans biederes Herz kostete sie und sobald er konnte, meldete er sein Glück nach Hause. „Mutter," schrieb er, „freue dich mit mir, es ist mir in der letzten Schlacht recht gut gegangen, und großes Glück widerfahren; erstens haben wir sie gewonnen, und ich bin ohne Wunde davon gekommen, obgleich wir Reiter uns auf die Kanonen des Feindes werfen mußten. Paul meinte gar, sie müßten mir die silberne Medaille wegen meines Verhaltens geben. Zweitens und noch mehr, weil ich einem österreichischen Rittmeister bei dem Angriffe auf die Kanonen das Leben rettete. Mutter, es ist eine ganz eigene Freude für mich, daß ich doch einmal, statt zu verwunden und zu tödten, einem Menschen das Leben retten konnte. Wie der Rittmeister heißt, weiß ich nicht; wir kamen sogleich wieder auseinander und weiter habe ich von ihm weder etwas gesehen, noch gehört."

Rasch und mächtig verfolgten die Verbündeten Napoleon, dessen Krieger traurig und niedergeschlagen vor der Uebermacht allenthalben zurück wichen. Die Verbündeten hielten Napoleon für so geschwächt, daß sie ihre Hauptmacht zu theilen beschlossen, theils der leichtern Verpflegung wegen, welche bei der steigenden Kälte und der Unfruchtbarkeit der Champagne mit jedem Tage schwieriger wurde, theils um Napoleon mit zwei großen

Colonnen, wie mit eisernen Armen zu umfassen und zu erdrücken. Aber der alte Löwe hatte bedeutende Verstärkungen von der spanischen Armee an sich gezogen und benützte meisterhaft die Trennung der Verbündeten. Zuerst warf er sich auf die Russen und Preußen unter Sacken und Blücher, und schlug sie in drei Schlachten dergestalt, daß sie mit Verlust von 15,000 Mann sich eiligst in die feste Stellung von Bergères zurückziehen mußten, und nur mit Mühe der gänzlichen Vernichtung entgingen. Darauf wandte sich Napoleon gegen Schwarzenberg, schlug dessen Vortrab, die Russen unter Pahlen und drängte unter fortwährenden Gefechten die Bayern unter Wrede zurück, welche jedoch mit kaltblütiger, unerschütterlicher Tapferkeit alle seine Angriffe zurückwiesen und mit größter Ordnung den Rückzug des Heeres deckten. Darnach trieb er die Oesterreicher und Württemberger aus Montereau, das sie mit großer Standhaftigkeit vertheidigt hatten; vorsichtig und langsam wich Schwarzenberg überall zurück; die Verbündeten waren allgemach in eine üble Lage gekommen.

Schon bei dem ersten Vordringen der Verbündeten hatte Napoleon alle Franzosen zu den Waffen gerufen und eine allgemeine Volksbewaffnung gegen die Feinde angeordnet. Sein Aufruf war nicht ohne Wirkung geblieben; im Rücken der Verbündeten sammelten sich bald Haufen von bewaffneten Bauern, fielen schwache Abtheilungen an, fingen Couriere und Zufuhren auf und fügten ihnen großen Schaden zu. Umsonst drohten die Verbündeten, jeden Bauern oder Bürger, der mit den Waffen in der Hand gefangen würde, sogleich erschießen, die Dörfer und Städte der Aufgestandenen niederbrennen zu lassen. Die Franzosen ließen sich dadurch so wenig schrecken, als einst die Spanier und die Preußen. Die Haufen dieser Bauern mehrten sich und brachen aus ihren Wäldern und Bergen auf die Verbündeten so oft hervor, als sie eine Gelegenheit zu einem glücklichen Ueberfalle ersahen. Blutige Gefechte fanden oft zwischen ihnen und Abtheilungen der Verbündeten statt, und nicht selten blieb der Sieg dem Landvolke, das von erfahrenen Kriegern angeführt wurde. Ihre Kühnheit und Anzahl wuchsen, als sie Napoleons Siege

über die Verbündeten erfuhren; sie machten viele Gefangene und diese wurden von den erbitterten Bauern, die ihre Dörfer niedergebrannt, ihre Felder zertreten sahen, oft grausam behandelt; man sah solche Gefangene manchmal mit Händen und Füßen an den Scheunen und Bäumen lebendig angenagelt und grausam verstümmelt.

Die Verbündeten säumten nicht, solche unmenschliche Grausamkeit auf das Strengste zu bestrafen; mehrere der Bauern, die sich solcher Schändlichkeiten schuldig gemacht, wurden erschossen, ihre Dörfer in Asche gelegt. Aber das half wenig; immer wüthender entbrannte im Rücken der Verbündeten der Volkskrieg.

Es war diese Zeit — zu Ende Februars 1814 — als bei Anbruch des Abends ein schwacher Haufe Kosaken einen Courier nach dem Hauptquartier der Verbündeten geleitete, von woher er wichtige Nachrichten zu Blücher, dem Feldherrn der Preußen, der bei Soissons stand, gebracht hatte. Die Gegend war bergigt und die Wege durch Schnee und Sturm so verdorben, daß selbst die so flüchtigen Renner des Nordens nur langsam vorwärts kommen konnten; der Weg verengte sich und führte in ein waldiges Thal hinab. Vorsichtig stiegen die ersten der Kosaken von ihren Pferden und führten sie, überall das falkenhelle Auge spähend umherwerfend, den engen Paß hinab, die Uebrigen folgten; kaum aber befanden sie sich in der Mitte des Thales, als Schüsse fielen und aus dem Dunkel der Wälder bewaffnete Bauern hervorbrachen. Auf der Anhöhe, welche die Kosaken herabgestiegen, zeigte sich eine neue Truppe und bald waren sie von allen Seiten umringt und angegriffen. Nach kurzem, mannhaften Widerstande war das schwache Häuflein der Russen bald überwältigt, niedergehauen oder in die Wälder versprengt. Nur ein Reiter noch — kein Kosake — focht mit der letzten Kraft, bis auch ihm ein gewaltiger Schlag das Casquet vom Kopfe riß und ihn besinnungslos vom Pferde herab zu Boden warf.

„Der hat sich tapfer gewehrt, Mathieu," sprach einer der Bauern und faßte das Roß des Verwundeten, das hoch sich bäumte und wiehernd mit den Hufen

schlug und mit den Augen flammte, als wollte es seinen Herrn vertheidigen; „es ist aber, wie ich glaube, kein Russe?"

„Ich meine auch nicht," antwortete dieser; „Denys, ich halte ihn nach der grünen Uniform und dem Casquete für einen Bayern."

„Ein Bayer?" rief Denys, und seine kleinen stechenden Augen funkelten voll Mordlust, „der kommt mir gerade recht; ich habe schon lange mich gesehnt, einmal an den Schelmen, die uns bei Hanau verrathen, meinen Zorn zu kühlen!" Bei diesen Worten zog er einen Dolch aus seinem Gürtel und hob ihn zum Todesstoße.

„Halte, halte, Denys!" rief eine kräftige Stimme, „was willst du die Todten noch martern und verstümmeln?"

Es war Bertrand, der also gesprochen; er trat schützend vor den todeswunden Reiter. „Es ist ein Chevauxleger vom Regimente König," sprach er leise für sich, und gar manche wehmüthige Erinnerung schien jetzt in seinem Herzen aufzusteigen; „es waren noch gute Zeiten, als diese wackern Reiter mit uns kämpften!" Er neigte sich hinab und strich das lichtbraune Haar aus der Stirne des Verwundeten und betrachtete immer eifriger, immer gespannter die bleichen Züge seines schönen jugendlichen Antlitzes. „Großer Gott, er ist es, das ist seine Stirne! das ist sein Mund! er lebt noch!" „Lebt er noch, so laßt mich über ihn, Bertrand," sprach Denys und schwang ungeduldig und tückisch den blitzenden Dolch. Bertrand aber ergriff den Wilden und warf ihn mit aller Kraft an den nächsten Baum, daß ihm der Dolch entsank und er betäubt hin und her taumelte. „Hüte dich, Denys, diesen Verwundeten auch nur mit der Scheide deines Dolches zu berühren oder du sollst erfahren, daß ich dein Hauptmann bin!" drohte er.

Murrend schob Denys sein Mordwerkzeug ein und sprach tückisch zu Bertrand: „So nehmt den Schelm; Ihr seid Euer Lebtag gut auf die Bayern zu sprechen gewesen; möchte doch wissen, warum?"

„Dir bin ich keine Rechenschaft schuldig," antwortete Bertrand fest; „aber darum sprach ich immer gut von den

Bayern, weil ich nur Gutes von ihnen empfangen habe, so sehr es mich auch schmerzt, daß sie jetzt gegen uns kämpfen. Merry und Laurent, helft mir den Bayer aufheben und seine Wunden verbinden."

So geschah es; mit größter Sorge und einer seltenen Geschicklichkeit legte Bertrand um die Kopf- und die Schulterwunde den Verband. Dann ließ er eine Tragbahre bringen und den Bayer sanft und ruhig weiter tragen. Bertrand selbst ging, wie eine Schutzwache, daneben her. Der Mond ging auf und in seinem Silberlichte schritten die Bauern langsam und still durch die engen oft mit Gesträuch und gefällte Baumstämme versperrten Waldgänge. Der Wald endigte sich, nachdem sie ungefähr eine starke Stunde darin gegangen, ein kleines Dorf wurde an seinem Saume sichtbar, und von weitem hörte man das Rauschen eines Baches, dessen Wasser eine Mühle trieb. Bald hatten sie die Mühle erreicht, noch brannte Licht. Schnell wurde auf ein gegebenes Zeichen das Hofthor geöffnet und die Frau des Hauses kam ihnen entgegen. „Bertrand," sprach sie, „du bist heute lange ausgeblieben und hast uns viele Sorge gemacht."

„Babette," erwiederte er liebevoll, „du weißt mein Amt und kennst meine Pflicht; wir haben einen glücklichen Ueberfall auf einen Trupp Kosaken gemacht; ich hätte nicht um alle Schätze der Welt diese Nacht zu Hause bleiben mögen!"

Babette schaute ihn fragend an; Bertrand aber wies auf die Tragbahre, welche Merry und Laurent, die starken Knechte des Hauses, sorgsam niedersetzten.

„Was bringst du da?" fragte sie beklommen; „das ist keiner von uns; ach, Bertrand, das ist ein Bayer, ein Chevauxleger jenes Regimentes, die uns in München einst so viel Gutes thaten."

„Du hast Recht, Babette, und jetzt können wir es ihnen auch vergelten," erwiederte Bertrand; „wir wollen ihn pflegen und heilen, so gut wir können."

Da eilte eine Jungfrau von etwa vierzehn Jahren aus der Mühle dem Vater freudig und grüßend entgegen. „Madelon, du wirst auf das Neue eine barm-

herzige Schwester machen müssen, dießmal aber an einem verwundeten Feinde!"

„Die Kranken und Nothleidenden sind ja alle unsere Freunde," sprach Madelon bewegt und nahte sich mitleidig mit der Lampe dem Verwundeten. „Vater, Mutter," rief sie plötzlich mit höchster Ueberraschung, „das ist Hans, Georgs Bruder!"

„Er ist es," war die Antwort Bertrands.

Es war wirklich Hans, der bei dem Geleite einer Zufuhr von seiner Schwadron abgekommen war und unter Wegs sich den Kosaken angeschlossen hatte. —

Zehntes Kapitel.

Das Wiederfinden.

Als Hans gegen Morgen aus seiner schweren Betäubung erwachte, sah er sich in einer reinlichen bequemen Kammer; er ruhte auf einem guten weichen Bette und vor ihm stand ein Tischlein, worauf eine Oellampe flackerndes Licht gab. Mit Mühe konnte er seine wirren Gedanken einigermassen zusammen fassen; es war ihm, als sei er unter den Feinden und kämpfe mit ihnen. Mit den Worten: „Der Feind, der Feind!" richtete er sich plötzlich im Bette auf und sah mit halb irren Blicken umher.

„Fürchtet keine Feinde!" tröstete eine weiche liebliche Frauenstimme in deutscher Sprache; „hier können sie Euch nicht schaden; Ihr seid bei Freunden und zwar bei guten Freunden!"

„Bei guten Freunden? bin ich denn im deutschen Vaterlande? was sprecht Ihr deutsch? o täuscht mich nicht! ach, ich bin in Frankreich! und dies Land ist unser Feind!" klagte der Verwundete.

„Ihr seid im Irrthum, wenn Ihr dieß glaubt," fuhr dieselbe Stimme sanft und ernst fort; „Ihr Deutsche habt die kranken Soldaten Frankreichs mitlei=

dig verpflegt und es ist unsere Pflicht, Euch dasselbe zu thun."

„Du wirst," bemerkte eine andere milde Stimme, „diesen Irrthum wohl erkennen, wenn du erfährst, bei wem du bist, armer Hans, deine Feinde sind wir nicht!"

„Ich weiß nicht, was ich spreche und verstehe Euch nicht," klagte der Verwundete, „mir ist der Kopf so wehe und schwer, das Auge so trübe! ich glaube, ich bin verwundet, ich fühle große Schmerzen! wie komme ich hieher zu Euch? wer Ihr auch seid, helft, und Gott und meine Eltern werden es Euch vergelten!" Bei diesen Worten sank er schwach und müde zurück; Babette und Madelon wuschen sein wundes Haupt mit Wein; sie brachten ihn wieder zu sich; er schlug die Augen auf, allein nur, um sie wieder zu schließen. Ein wohlthätiger Schlummer umfing Hans, nur zu Zeiten unterbrach ihn das Wundfieber; er begann zu phantasiren; er glaubte in seiner Heimath zu sein; er rief nach Vater und Mutter, nach Martha; seine Träume führten ihn zurück in die Zeit seines Knabenalters; er sprach von Georg, von Madelon, und laut rief er öfters nach ihnen.

„Mutter, höre, wie er uns ruft, und er weiß nicht, wie nahe wir ihm sind!" sprach Madelon, das Gebetbuch aus der Hand legend, aus dem sie, während er schlummerte, heiße Gebete für sein Heil zu Gott gesandt hatte; „ach, sollte er nur in unser Haus gekommen sein, um da zu sterben!"

„Beruhige dich, Madelon," tröstete die Mutter, „Gott und die ungeschwächte Kraft seiner Jugend werden ihn retten."

Bertrand kam jetzt mit einem Arzte zurück, welchen er eiligst aus Vesoul geholt hatte. Der Arzt erklärte, die Wunden des Kranken wären nicht tödtlich; gefährlicher könnte das Wundfieber werden, doch würde bei der guten Pflege und bei der Jugend des Kranken auch dieß überwunden werden. — Bertrand, wie Babette und Madelon athmeten erleichtert auf; letztere sandte einen fröhlichen Dankesblick zum Himmel. Der Arzt hatte wahr prophezeit; Hans erholte sich; sein Auge

wurde lichter, seine Wange voller. Allmählig und mit immer größerer Klarheit kam Hans das Bewußtsein; da erkannte er die Größe der Liebe, mit welcher er hier gepflegt wurde, mit innigstem Danke; wie lobte und pries er in seiner herzlichen, schlichten Weise seine liebevollen Pflegerinnen! wie dankte er Gott, daß er ihn gewiß aus besonderer gnadenreicher Schickung in einem Hause Pflege finden ließ, wo ihn nicht nur die liebreichste Wartung, sondern auch die Töne seiner heimathlichen Sprache erquickten. Noch ahnete er nicht, wer diejenigen wären, die ihn pflegten. —

An einem schönen Morgen, wo ihn ein ruhiger Schlaf zum erstenmale seit acht Tagen gestärkt hatte, blickte er heiter auf Madelon und Babette, welche an seinem Bette standen und ihm eben eine Tasse kräftiger Brühe brachten. Ungewöhnlich klar glänzte sein treues, braunes Auge, dessen Sehkraft durch die schwere Kopfwunde nicht unbedeutend gelitten hatte; und dieser Glanz schien das Morgenroth der wiederkehrenden Gesundheit zu sein. Seine Schmerzen waren fast gänzlich verschwunden und zum erstenmal seit der Krankheit fand er die Kraft, mit seinen Pflegerinnen ein längeres, zusammenhängendes Gespräch zu beginnen; er erzählte von seiner Heimath, seinen Eltern und bald kam er auch auf Madelon und ihre Eltern zu sprechen, die er einst in München kennen gelernt und seitdem nie vergessen hatte. Madelons Augen belebten sich, ihre Wangen rötheten sich.

„Und habt Ihr nie wieder von Bertrand und von den Seinigen etwas gehört?“ fragte die Mutter.

„Ich hörte nur, daß sie wieder nach Frankreich gegangen wären,“ antwortete der Kranke betrübt; „als wir nach Frankreich ziehen mußten, that es mir anfangs recht wehe, gegen ihre Heimath kämpfen zu müssen. Aber dann dachte ich, komme ich nach Frankreich, so habe ich vielleicht die Freude, sie zu sehen oder doch wenigstens etwas Gutes von ihnen zu hören und ihnen auch etwas von uns und der Jachenau zu wissen zu machen.“

„Das würde sie gewiß freuen,“ versetzte Babette

bewegt; „aber, wo glaubt Ihr wohl, daß Madelon und ihre Eltern sich aufhalten?"

„Wie sie mir sagten, so hatten sie in der Provence, wo das gute Oel wächst, ein schönes Besitzthum; da werden sie wohl noch leben; ist weit von hier nach der Provence?" fragte Hans nach einer kleinen Pause.

„Wenigstens an 150 Stunden," antwortete Babette.

„Das ist weit, sehr weit, da werde ich sie wohl nicht sehen können," meinte traurig der Kranke.

„Wenn Ihr nicht zu ihnen kommen könnt, können sie denn nicht zu Euch kommen?" begann freundlich tröstend Madelon und bot ihm eine Schale Milch.

„Wie ginge wohl das zu?" fragte der Kranke mit einem ungläubigen Kopfschütteln und genoß dankend die Milch. „Wie gut erinnere ich mich, als ich Madelon zum erstenmal die Schale mit der Geismilch füllte! wie hat sie ihr nicht geschmeckt! sie war erst sieben Jahre, jetzt müßte sie gerade Euer Alter und Euere Größe haben, Jungfrau, und es freut mich so sehr, daß Ihr, wie sie, auch Madelon heißt. Ihr hättet sehen sollen, wie wir uns in so kurzer Zeit an einander gewöhnten, als wären wir Bruder und Schwester. Und dann auf der Jachenau, wie heiter und fröhlich das Mädchen war! wie wir sangen und spielten, und wie oft sie mich einlud zu den süßen Mandeln und goldenen Orangen! Das gute Kind! in meinen Träumen, da meinte ich oft ihr Antlitz zu sehen und ihre Stimme zu hören. Da war es mir oft, als rufe sie mir zu: „Hans, sei ohne Sorgen; Madelon pflegt dich, Madelon betet für dich, du wirst genesen!" Madelon war es nicht, aber ihr Schutzengel muß mir Euch, eine andere Madelon gesandt haben, und so ist ja," schloß er lächelnd, „mein Traum doch wahr geworden."

„Dein Traum hat sich erfüllt," sprach tief bewegt Babette; „Madelon hat dich wirklich gepflegt, Hans, ich bin Babette, Bertrands Frau, und Bertrand Mollet hat dich gerettet und hieher gebracht."

„Wie," rief der Kranke mit höchster, freudiger Ueberraschung, „so wäret Ihr wirklich Babette, Bertrands Frau? und Madelon, bist du es wirklich, bist du die Madelon von München, von der Jachenau?"

„Ich bin es wirklich, Hans, bei dem ersten Anblicke, als ich dich bleich und blutig auf der Bahre sah, habe ich dich erkannt, und Gott gedankt, daß ich dich pflegen und warten durfte," sprach Madelon mit hervorbrechenden Thränen; „ach, ich wußte damals nicht, ob mein Jammer oder meine Freude größer war, als sie dich in die Kammer hinauftrugen!"

Hans blickte auf sie mit der tiefsten Rührung und Freude. „O Gott!" rief er, „so führst du uns wieder zusammen! o wie danke ich dir für diese Wunden, die mich hieher gebracht haben! wie danke ich dir, daß du mich in Feindesland, dem Tode nahe, die alten, treuen Freunde finden ließest! O Babette, o Madelon! könnte ich es Euch doch sagen, wie fröhlich mir es jetzt um das Herz ist! ich bei Euch, Frau Babette, bei dir Madelon?"

„Deine Freude kann nicht größer sein, als die uns'rige," versicherte bewegt die gutmüthige Frau; „wir hatten kaum gehofft, dich je mehr in unserm Leben zu sehen. Aber Hans, schone dich, du sollst alle Aufregung sorgsam meiden."

Doch Hans ließ mit Bitten nicht nach, bis Madelon ihm erzählte, wie sie mit den Eltern hieher gekommen. Sie hob nun an: „Du weißt, wie der Vater nach Mailand versetzt ward; wir kamen glücklich dahin und fanden dort eine freundliche, wohlwollende Aufnahme bei unsern Verwandten. Vater Bertrand that die Ruhe, die geregelte Lebensbeweise, die er jetzt beobachten konnte, die milde, erquickliche Luft ungemein wohl, und bald wurde er so kräftig wie früher, und seine Kopfwunde genas völlig. Mit meiner Gesundheit ging es etwas langsamer, und nicht so schnell, als Vater und Mutter gehofft hatten; aber deßhalb ward ich nicht kleinmüthig, obwohl mir mein Leiden zu Zeiten große Schmerzen machte, sondern dachte immer deines trostreichen frommen Wortes: „Madelon, bete nur fleißig zu dem Heilande und bitte Maria, seine jungfräuliche Mutter, um ihre Fürsprache, dann wird dir gewiß geholfen werden." Das that ich auch, und allemal wurde es mir leichter, wenn ich recht herzlich zu dem Heilande um baldige Genesung oder doch Linder=

ung meiner Schmerzen gebetet hatte. Auch dein anderes Mittel, die Geismilch, gebrauchte ich fleißig, und jede Schale erinnerte mich an dich und an deine lieben Eltern, an deine fromme Schwester Martha, an dein schönes, so freundliches Thal. Die erste Zeit verfloß kein Tag, wo wir nicht von Euch sprachen und uns in Euere Jachenau, in Euer stilles Wohnhaus wünschten. So vergingen drei Jahre. Da starb der Großvater und nach seinem Willen übernahm Vater Bertrand sein schönes Besitzthum in Alanges, nachdem er nicht ohne Mühe und Opfer seine Entlassung von der Armee erhalten hatte."

„So kamen wir wieder nach der Heimath und wir verlebten hier recht vergnügte Tage; unter den Oelbäumen, unter den Mandelstauden meiner Heimath verschwand auch das letzte Ueberbleibsel meines Brustleidens; Vater und Mutter betrieben mit Eifer und Liebe die Bewirthung unseres Gutes, ich half, so gut ich konnte und Gott segnete unsere Mühe. Wenn nun der Sommer kam, die Orange unter dem dunklen Laube glänzte, die Früchte des Oelbaumes und der Feige reiften, und die Mandeln sich füllten, da wünschte ich dich oft herbei, und du hättest es dann bei uns so gut gehabt, als wir bei dir in deiner Jachenau."

„Du gute Madelon!" sprach gerührt der Jüngling, „sieh, ich bin ja in deiner Heimath!"

„Hier ist nicht die Provence," fuhr Madelon mit sanftem Lächeln fort; „in der Provence ist Schnee und Kälte so selten, wie unter den Vögeln ein weißer Rabe. Wir durften nur drei Jahre in der Provence bleiben. Du weißt Hans, daß der Kaiser vor zwei Jahren mit der gesammten Armee nach Rußland zog. Da brauchte er der rüstigen und tapfern Männer gar viele. Als der Kaiser meinen Vater aus der Armee entließ, hatte er sich ausdrücklich vorbehalten, ihn bei dringenden Fällen wieder anzustellen. Das geschah jetzt; der Kaiser bedurfte der tapfern Männer gar viele, und er berief meinen Vater auf das Neue in seinen Dienst, doch zu unserm großen Troste nicht zur Armee; er übertrug ihm hier die Stelle eines Aufsehers über die kaiserlichen Forsten. So kamen wir hieher; die Ereignisse

des Krieges zwangen uns, in dieser Mühle eine Zuflucht zu suchen; Vater Bertrand wurde wieder Soldat, und die bewaffneten Vertheidiger des Vaterlandes, die Bauern dieser Gegend, stehen unter ihm. Du kannst denken, Hans, daß wir mit schwerem Herzen die schöne Heimath verließen; doch Gott hat ja uns einen reichen Ersatz geschickt; Vater Bertrand konnte dich retten, und die Mutter und ich, wir durften dich pflegen und dir vergelten."

Mit tiefer Bewegung hatte ihr der Jüngling zugehört. „Madelon," sprach er, „ich meine, ich bin jetzt gesund, weil ich bei dir bin; könnte ich doch jetzt Vater und Mutter, Martha und den guten Pater Benno herbeirufen! wie würden sie alle danken, sich alle freuen! Du gute Madelon! aber wo ist dein lieber Vater Bertrand, daß ich ihm danken kann? Ach, nur dunkel ist es mir bewußt, wie mich ein Schlag zu Boden warf, wie sie mich tödten wollten, und dein Vater war es, der mich rettete."

„Vater Bertrand wird erst den Abend zurückkommen," sprach die eintretende Hausfrau, „und wird sich freuen, wenn er dich so gut und heiter findet; aber nochmals, schone dich, ruhe bis gegen Mittag und dann soll dir die Suppe mit einem Hühnlein wohl bekommen, das dir der Arzt heute zum erstenmal erlaubt hat."

Er schlief in der That ein, und wie süß war nach einem solchen Gespräch der Schlummer! Als er erwachte, stand Madelon mit einem eingemachten Huhn vor ihm und wünschte ihm fröhlich den besten Appetit. Das gute Kind! Es war das letzte Huhn im Hause und für sie auf ihren morgigen Geburtstag bestimmt. Jedes gute Bißlein ward von ihr dem kranken Hans zugeschoben. Alles bot sie zu seiner Labung auf und lieber darbte sie selber, um ihn nur mit einer Erquickung erfreuen zu können.

Bertrand kehrte noch vor Abend zur Mühle zurück; seine umwölkte Miene heiterte sich auf, als ihm Hans die Rechte bot, und mit aller Innigkeit eines tieffühlenden Herzens dem Wackern den Dank für seine Rettung und für all das Liebe aussprach, was er von ihm, von Babette und Madelon genossen. Aber Bertrand sprach

mit freundlichem Ernste: „Hättest du wohl anders gehandelt, als wir? haben wir doch nicht vergessen und werden es nicht vergessen, wie du, ein Knabe noch, dich gegen uns und unsere kranke Madelon so liebreich bewiesen; noch immer denken wir an die vergnügten Tage, die wir im Hause deiner Eltern auf der fröhlichen Kirchweihe verlebten."

Babette und Madelon kamen jetzt und brachten ein einfaches Abendmahl für den Vater. Nun mußte Hans seine und der Eltern weitere Schicksale erzählen. Georgs tapferer Reitertod rührte sie alle, und sie zeigten herzliche Theilnahme, als Hans ihnen von der Ruhe und dem stillen Glücke erzählte, das die Seinigen in dem schönen Thale genossen, ein Glück, das leider der Krieg und seine Entfernung getrübt hatte. „Aber ewig wird dieser Krieg auch nicht dauern," schloß Hans, „und dann Vater Bertrand, dann Mutter Babette und dann du Madelon, dann begleitet Ihr mich nach meiner schönen Heimath, wo der Friede wohnt, wo meine Eltern und Martha mit Freuden die alten Freunde und den Retter ihres Kindes empfangen, und sich bemühen werden, Euch all das Liebe zu vergelten, das Ihr mir in so reichlichem Maße erwiesen habt. O, wäre es doch schon Friede! o Madelon, bete ja recht, daß es bald Friede wird."

„Das gebe Gott!" erwiederte mit hohem Ernste Bertrand, und seine Züge wurden immer sorgenvoller; „immer gefährlicher und schrecklicher wird dieser Krieg." Als Hans sich um Nachrichten über die Kriegsereignisse erkundigte, sagte ihm Bertrand, daß der Kaiser noch immerfort im Vortheile sei; die Verbündeten aber hätten wieder angriffsweise gegen ihn verfahren und eine große Schlacht stünde demnächst bevor.

So verflossen mehrere Tage; Hans erstarkte bei der liebevollen Pflege immer mehr und mehr; er konnte sein Bett verlassen und bei der mildern Witterung, die jetzt eintrat, in dem Gärtlein der Mühle sich ergehen, was er öfters, von Madelon oder Babette begleitet, that. Eines Tages bemerkte er eine Ziege in dem Garten die sprossenden Kräuter abweiden, welche auf einem kleinen Wiesenflecke der beginnende Frühling her=

vorgelockt hatte. Die Ziege war sehr heimlich und Madelon lockte sie mit einigen Büscheln frischen Grases. Hans und Madelon kamen dabei auf jene Ziege zu sprechen, welche er in München ihnen zugebracht hatte, und die mit Madelon bis nach Italien gekommen war. Mit Erstaunen und Ueberraschung hörte nun Hans, daß diese Ziege, welche ihn während seiner Krankheit so oft mit ihrer Milch erquickt hatte, ein Junges derjenigen war, welche seine Eltern im Gebirge aufgezogen. „Wir konnten es nicht über das Herz bringen, die Ziege, die wir dir verdankten, zurück zu lassen, als wir nach der Provence heimkehrten. Freilich, es war ein weiter Weg und es ging nicht leicht; aber es war ein so gutes Thier, sie gab so gute Milch, welche mir so heilsam war, und dann kam sie von dir," sprach Madelon; „deßhalb bat ich Vater und Mutter, die Ziege mitzunehmen, und sie thaten es gerne. In der Provence hatten wir das gute Thierlein nicht mehr lange, aber sie hatte uns Junge hinterlassen, die so gute Milch gaben, wie sie selbst, und du Hans, hast oft davon getrunken!"

Tief gerührt streichelte Hans liebkosend die Ziege; wie wunderbar doch! Aus Mitleid und Theilnahme für ein krankes Mädchen, das er vorher niemals gesehen, hatte er die Ziege ihm so zu sagen geschenkt; und nach wenigen Jahren vergalt ihm das Mädchen die Gutthat mit der liebreichsten Pflege, auf die er im Feindesland nicht den mindesten Anspruch zu machen sich getraute; die Milch, die sie ihm bot, die ihn so oft erquickte, sie kam von einem Jungen jenes Thieres, das er in der Heimath, in der mehr als 200 Stunden entfernten Heimath, so oft auf die Weide geführt, und an der Quelle neben dem Vaterhause getränkt hatte. Gott weiß oft wunderbar zu vergelten!

Bertrand mußte auf einige Tage die Seinigen verlassen, um an der Spitze der benachbarten Bauern einen wichtigen Transport in das französische Lager zu geleiten, und er ging getrösteter als sonst — wußte er ja sein Haus unter dem Schutze seines treuen deutschen Freundes.

Während seiner kurzen Abwesenheit hatte der wilde Sturm des Krieges immer mehr sich ihnen genaht, und

mit wahrer Angst und Sehnsucht sahen sie des Vaters Ankunft entgegen. Sie hörten von großen Schlachten und blutigen Gefechten; bald hieß es, Kaiser Napoleon wäre Sieger geblieben, bald murmelte man still und düster in dem Dorfe, daß die Verbündeten das Feld behalten und näher rückten. In der That, man konnte einmal Kanonendonner hören und mehr noch als er, verkündigten einzelne versprengte Franzosen, die aber schnell die Gegend wieder verließen, daß die Sache für den sonst so gefürchteten, siegreichen Kaiser nicht zum Besten ginge. In dieser Angst war Hans ein guter, wackerer Tröster und Helfer.

„Kommen Euere Landsleute," sprach er ermuthigend zu Babette und Madelon, „so habt Ihr ja nichts zu fürchten; kommen die Verbündeten, so rechnet auf mich. Das Haus, wo einer ihrer Krieger so liebreiche Aufnahme und Heilung findet, wird für sie heilig sein, und den will ich sehen, der es verletzt, so lange ich noch einen Finger bewegen kann!"

Das war für die Bekümmerten doch Ein Trost. Es war schon der vierte Tag, daß Bertrand mit den Seinigen ausgeblieben, und in den Wäldern, auf die Feinde lauernd, gelegen. Die Nacht des vierten Tages brach an und trübe und schaurig umwölkten ihre dunklen Schattenwolken den Himmel, an dem kein Mond, kein Sternlein schimmerte und Licht und Trost gab. Hans saß mit Babette und Madelon eben bei dem sparsamen Abendmahle, als sie von Ferne dumpfes, düsteres Brausen ertönen hörten, wie das rollende Donnern eines heranziehenden schweren Gewitters. Besorgt standen sie auf und eilten zu dem Fenster, der Himmel war rabenschwarz; durch seine dunkeln Wolken zuckte zu Zeiten ein heller, röthlichter Feuerschein und flammte über den Wald bis zu dem Dorfe und zu ihnen herüber. Das war nicht das Leuchten der Blitze, dieß Brausen war nicht das Rollen des Donners; alles verkündigte ihnen, daß nur wenige Stunden entfernt, heftige Gefechte zwischen den Franzosen und den Verbündeten statt fänden und die letztern, nach der Richtung des Geschützes dem Dorfe immer näher kamen. Im Dorfe war banger Lärm; Alles rüstete sich und machte

sich auf das Aeußerste gefaßt; in der Mühle hielt Hans und sein Muth die Verzagenden aufrecht; Babette und Madelon vergingen fast in Angst um den Vater. Im Gebet verfloß die trübe Nacht und es kam der Morgen.

Der dämmernde Morgen fand sie noch wachend bei einander, da hörten sie plötzlich im Walde und im Dorfe wildes, lärmendes Getümmel; Schüsse fielen; die Jäger der Verbündeten drangen aus dem Walde und trieben die bewaffneten Landleute in das Dorf hinab; hier setzten sich die fliehenden Bauern und leisteten aus den Häusern, in Scheunen und Hecken des engen Dorfes verzweifelnden Widerstand. Sie mußten diese Verwegenheit theuer büßen. Die Jäger — es waren Oesterreicher — drangen stürmend und unaufhaltsam vor und in der Wuth des Kampfes loderte bald das Dorf in hellen Flammen empor. Die Glocken der Kirche ertönten schauerlich in das Knistern der Flammen und in das Gekrache der einstürzenden Häuser, welche meist aus Holz gebaut und mit Stroh bedeckt, schnell vom Feuer ergriffen und verzehrt wurden. Edelmüthig schonten die Deutschen inmitten des wilden Kampfes der Weiber und Kinder, deren Angstgeschrei jammernd zum Himmel drang, und sie halfen wie sie konnten. Die Franzosen aber ergriffen, als sie alle Anstrengungen vergebens sahen, die Flucht, und eilten der Mühle zu, die hoch gelegen, noch einen Stützpunkt zum Aufhalten des Feindes darzubieten schien. Hier bei der Mühle stritten sie von Bertrand angeführt, mit der letzten Kraft. Umsonst! Der geschmolzene Haufe der Bauern wurde auch hier überwältigt und zersprengt. Die meisten fielen, nur wenige wurden gefangen, unter ihnen Bertrand. Man brachte ihn nach der Mühle.

Der Anführer der Oesterreicher war mit seinen Jägern nicht wenig erstaunt, als ihnen bei dem Eingange in die Mühle ein junger bayerischer Chevauxleger, das Haupt verbunden, entgegen trat, und sie freundlich, ihren Muth preisend, begrüßte. Mit kurzen Worten erzählte Hans, wie er hiehergekommen, wies sich als bayerischer Chevauxleger durch seine Papiere auf das Klarste aus, und bat um Schonung für die Frau und Tochter des Hauses, die ihn so lange und so liebreich gepflegt.

„Wir führen mit Männern Krieg und nicht mit Frauen, Kamerad; Ihr mögt den Frauen sagen, daß ihr Leben und ihre Ehre bei uns in Sicherheit ist. Sagt ihnen aber auch, daß sie sogleich die Mühle verlassen sollen; dieses Hauptnest der zusammenrottirten Bauern darf nicht stehen bleiben, es wird geplündert und dann niedergebrannt!" entgegnete der Hauptmann.

„Ist Euere Ordre so strenge?" fragte Hans; „sollten die Flammen des Dorfes, diese Leichen der Bauern nicht hinreichende Genugthuung geben für den verübten Frevel? Ich rufe Euer Mitleid, Euere Barmherzigkeit für die Unglücklichen an, laßt das Haus stehen, das einem schwer verwundeten Verbündeten seit vierzehn Tagen Obdach und alle Erquickung geboten hat."

Der Oesterreicher wollte lange von keiner Schonung hören, aber Hans ließ sich nicht zurückweisen; er drang so lange in ihn, bis er sich bewegen ließ, gegen ein Lösegeld von 5000 Franken die Mühle von dem Brande und der gedrohten Plünderung zu befreien. Dankbar rief Hans: „Gott lohn' es Euch!" und eilte mit der tröstlichen Nachricht Madelon und Babette zu erquicken, die in einem Keller verborgen, jammernd und betend dem Ausgange des Gefechtes entgegen sahen. Er führte sie, dem Worte des österreichischen Hauptmanns vertrauend, aus ihrem Verstecke hervor. Babette verlangte nun selbst den Hauptmann zu sehen, um ihm zu danken und wo möglich sich um Bertrand zu erkundigen, dessenwegen sie und Madelon voll der bangsten Sorge waren; noch wußten sie nicht, was aus ihm geworden war. Hans begleitete sie und Madelon zu dem Hauptmann, der sich in den Garten begeben hatte, und eben die Gefangenen musterte. Sein Auftrag war strenge; er lautete: „die Anführer der aufgestandenen Bauern, wenn sie nicht wirklich Krieger der französischen Armee wären, standrechtlich niederschießen zu lassen, wie auch diejenigen der Landleute, die sich Grausamkeiten gegen die Gefangenen hätten zu Schulden kommen lassen." Das Urtheil über sie war bald gesprochen; Bertrand sollte mit drei der Landleute, welche durch ihren hartnäckigen Widerstand am meisten Schaden gethan, erschossen werden.

„Wie?“ rief Bertrand mit Bitterkeit, „kann das wirklich Euer Ernst sein? diejenigen, welche auf Befehl ihres Kaisers die Waffen ergreifen, und ihr Vaterland vertheidigen, diese wollt Ihr mit dem Tode bestrafen?“

„Wenn Ihre Euere Heimath vertheidigen wollt, so tretet in die Armee des Kaisers, oder in die Nationalgarde,“ war die Antwort des Hauptmanns; „dort werden wir Euch als Soldaten erkennen, und Euch darnach behandeln; bewaffnete Banden von Bauern sind außer dem Kriegsrecht.“

„Wir sind so gut Soldaten des Kaisers, wie jene,“ betheuerte mit steigender Wärme Bertrand; „auch uns hat der Kaiser aufgerufen, auch uns hat er befohlen, die Waffen gegen Euch zu tragen.“

„Ihr nennt Euch Vaterlandsvertheidiger; Ihr seid aber Räuber und Mörder; könnt Ihr es läugnen, daß Ihr die Unserigen heimlich überfallen, die Verwundeten grausam mißhandelt, die Gefangenen verstümmelt und gar martervoll getödtet habt?“

„Vor solchem Gräuel habe ich so gut Abscheu, als Ihr,“ versicherte Bertrand, „und solches ist nie geschehen, weder von mir, noch von meinen Leuten!“

Doch umsonst war Bertrands würdige Vertheidigung; der Hauptmann gab seinen Jägern Befehl, ihn fortzuführen und nach einer Stunde zu erschießen. In demselben Augenblicke aber erschienen Madelon und Babette und eilten mit dem lauten Rufe der Freude und des Jammers zugleich auf Bertrand.

„O, weil wir dich nur wieder haben! weil du nur lebst!“ meinten sie, schwebend zwischen Leid und Freude.

„Ich bin gefangen, Babette! Madelon!“ sprach Bertrand mit weicher Stimme; „nehmt Abschied von mir, und zwar auf lange Zeit; wir werden uns so bald nicht mehr sehen!“

„Heilige Jungfrau!“ rief Babette entsetzt; „was sagst du? sie werden dich fortführen! wohin? kein Ort ist mir zu weit, ich und Madelon werden dich dennoch begleiten.“

„Dahin, gute Frau, liebe Tochter, dahin, wo man mich jetzt hinführt, kannst du mir nicht folgen!“ sprach

Bertrand standhaft, und faßte liebreich ihre Hände; „es ist ein Ort, wo es keine Trennung mehr gibt — dort, in der ewigen Heimath, hoffe ich dich und mein Kind wieder zu sehen!"

„Heilige Jungfrau!" rief Babette todtenbleich; „was redest du? Bertrand, habe ich dich recht verstanden? mußt du sterben?"

Bertrand schwieg und hob das Auge, wie Hilfe und Trost für diese Jammerstunde vom Himmel suchend, aufwärts; Madelon stand da vernichtet, ein Bild des tiefsten Schmerzens, mit irren Blicken trostlos umherschauend. Hans eilte zu dem Hauptmann, dessen gutmüthige Züge einige Rührung nicht verbergen konnten.

„Herr Hauptmann," bat er, „spricht Bertrand wahr? soll er wirklich sterben?"

„Allerdings, so lautet mein Befehl," war die Antwort. „Ihr wißt selbst, was die Potentaten von Oesterreich, Rußland und Preußen, die aufrührerischen Bauern betreffend, verfügt haben; Ihr wißt auch, wie unmenschlich diese gegen uns verfahren sind; man muß ein Beispiel an ihnen statuiren. Gerade die Landleute dieser Gegend haben uns den meisten Schaden zugefügt und sich am grausamsten benommen."

„Das mag unter dem frühern Anführer geschehen sein," betheuerte der Bayer, „aber dieser hat keinen Theil an solchen Gräueln. O wüßtet Ihr, was Bertrand für mich gethan hat! er war es, der mich von dem Tode rettete, er war es, der mich in sein Haus aufnahm, wo er mich mehr denn vierzehn Tage so liebreich pflegte, wo manche Nacht seine Frau und seine Tochter an meinem Bette wachten." Dabei wies er auf das edle milde Herz des Kaisers Franz hin, dessen Wille es unmöglich sein könne, daß die Wohlthäter der gefangenen Alliirten sollten erschossen werden, und gab dem Hauptmann zu bedenken, daß Napoleon an vielen tausend gefangenen Russen, Oesterreichern und Preußen das Wiedervergeltungsrecht üben könne. Zu diesen Vorstellungen gesellte sich das unablässige Flehen Babettens und Madelons, die sich zu den Füßen des Hauptmanns wälzten, und in Tönen des tiefsten Leides um Erbarmen für den Vater baten. Diesem ward das Herz immer

wärmer, die Stirne immer heißer; er hätte gerne Bertrand geschont, aber sein Befehl lautete zu bestimmt, zu scharf, als daß er sich davon abzuweichen getraut hätte. Da schlug Hans ihm vor, Bertrand in das Hauptquartier zu liefern und dem Obergeneral die Entscheidung über dessen Geschick zu überlassen.

„So ging's vielleicht," meinte der Hauptmann nach kurzem Besinnen, „ich bin dann wohl von aller Verantwortung frei. Aber, mein Alliirter von Bayern, Ihr müßt mich begleiten und Zeugniß für mich und den Bertrand ablegen."

Von ganzem Herzen erklärte sich Hans dazu bereit; er sehnte sich seit langem im Stillen zu seinen wackern Reitern, und mochte es ihm in der Mühle in der Gesellschaft seiner treuen Freunde auch noch so gut ergehen, es fehlte ihm doch etwas, es fehlte ihm seine Fahne, sein Vaterland.

Auch Babette und Madelon wollten Bertrand begleiten; aber sowohl der österreichische Hauptmann, als auch Hans riethen ab, und selbst Bertrand bat sie, hier zu bleiben, und an seiner Rückkehr nicht zu zweifeln. Aber es war ein schwerer Abschied!

Glücklich erreichten sie das Hauptquartier der Oesterreicher. Hans und Bertrand wurden vor den kommandirenden General gebracht, der sie aber keineswegs in guter Stimmung empfing; denn neuerdings waren Nachrichten eingelaufen, daß der Aufstand der Bauern statt sich zu mindern, immer mehr und mehr sich verbreite, daß sie einzelne Vortheile über schwache Haufen der Verbündeten errungen, Zufuhren aller Art aufgefangen und auf das ernstlichste den Rücken der Verbündeten gefährdeten. Der General zeigte sich wenig geneigt, Milde zu üben, und hörte kalt Bertrands Vertheidigung an. „Ihr gehört nicht zu der Armee Euers Kaisers," warf ihm der General ein; „Ihr seid mit den Waffen in der Hand an der Spitze der aufständischen Bauern gefangen worden und konntet leicht das Loos wissen, das Euch erwartete. Ihr selbst habt zu dieser Strenge getrieben durch Euere Grausamkeit."

Bertrand schwieg ernst und gelassen. Da bat Hans um Erlaubniß, das Wort nehmen zu dürfen, und er-

hob seine Stimme mit aller Macht der Freundschaft und Dankbarkeit; er schilderte Bertrands edles Gemüth, die Rettung seines Lebens, die er nur dessen Muthe und liebreicher Pflege verdanke, den Jammer und das Elend seiner Gattin und seiner Tochter mit begeisterter Rede und bat für ihn um Gnade. Der General war sichtlich davon bewegt worden. Aber dem alten, festen Krieger ging die Dienstpflicht über Alles; er drückte sein Bedauern aus, daß er hier nicht helfen könne; die Ordre sei strenge und er getraue sich nicht, von ihr abzugehen.

Todtenbleich und wie vernichtet blickte Hans zum Himmel. Bertrand drückte ihm gerührt die Hand. „Ich danke dir, mein Freund, du hast für mich gesprochen wie ein Sohn für seinen Vater! Das lohne dir Gott! Du hast das Deinige gethan. Bertrand Mollet fürchtet den Tod nicht; er hat ihm in mehr als zwanzig Schlachten in das Antlitz geschaut; der Tod für das Vaterland ist der ehrenvollste und ich habe mir keinen andern gewünscht.“ „Bertrand, du sollst sterben? nein, nein, ich lasse dich nicht!“ rief Hans; seine Lippen bebten, seine Hände umschlangen ihn, „ich habe es Babette und Madelon versprochen, dich wieder zu ihnen zurückzubringen; du darfst nicht sterben!“

„Fasse dich, mein lieber Hans! du hast das Deinige gethan, ja mehr als dieses,“ tröstete Bertrand, „Gott will es.“ Er äußerte als letzte Bitte, man möge ihm die Gesellschaft seines Freundes bis zum Tode gestatten. Der General bewilligte es, und gab das Zeichen, beide abzuführen.

In demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre und ein junger Offizier von stattlicher Gestalt, das Antlitz vom raschen Ritte erhitzt, eilte herein, dem General entgegen. „Vater, Vater, gute Nachrichten! Blücher hat Napoleon bei Laon geschlagen und ihm 3000 Gefangene und viel Geschütz abgenommen! jetzt hält uns nichts mehr ab von unserm Siegeszuge nach Paris.“

Da fiel der Blick des jungen Offiziers plötzlich auf Hans, der, in seinem Schmerze versenkt, nur mit halbem Ohre diese Siegesbotschaft gehört hatte. — Der Offizier aber faßte ihn scharf in das Auge. Dann

ging er mit herzlicher Freude auf ihn zu und sprach, kräftig ihm die Rechte schüttelnd: „Mein tapferer Bayer! kennst du mich denn nimmer? ich bin ja der Rittmeister von Joseph-Husaren, dem du in der Schlacht von Brienne bei dem Sturme auf die feindlichen Batterien das Leben rettetest. Ich bin dir den Dank noch schuldig geblieben. Vater, das ist der wackere Reiter! ohne ihn hättest du keinen Sohn mehr!"

Jetzt schien Hans zu einem neuen Leben zu erwachen. „Ja, Ihr seid es," rief er mit höchstem Erstaunen; „Euch, Herr Rittmeister, hat Gott in dieser Stunde der bittersten Noth geschickt! o helft, o helft! Habe ich Euch das Leben errettet, so helft mir jetzt auch das meinige erretten, indem Ihr mir das Leben dieses Franzosen von Euerm Vater erbitten helft! denn es ist auch mein Tod, wenn dieser, mein Freund und Retter, stirbt."

Der Rittmeister vernahm nun von Hans, wovon es sich handle. Da wurde auch er gerührt, und bat auf das Dringendste den Vater, er möge hier Gnade eintreten lassen. „Das kann nur der Kaiser allein," sprach der General bewegt, „ich nicht; aber dir zu Liebe, mein Sohn, und dir zum Danke, mein tapferer Bayer, will ich es dem Kaiser berichten, und ich werde dabei nicht vergessen, daß der Bayer für den Gefangenen das beste Zeugniß abgelegt hat."

Also geschah es. Des andern Tages schon erfolgte der Bescheid des milden Kaisers. Bertrand wurde auf das bestimmteste Zeugniß des bayerischen Chevauxleger Hans Perner, daß er ihm Rettung und alle Unterstützung in seiner Noth verdanke, begnadigt, doch mußte Bertrand eidlich geloben, während dieses Krieges in keinem Falle mehr die Waffen gegen die Verbündeten zu tragen.

Eilftes Kapitel.

Die Heimkehr.

Es war in den letzten Tagen des Mai's im Jahre 1814, als eine ältliche Bäuerin des Gebirges, von einer jüngern begleitet, auf der Straße, die von Tölz über Länggries der Isar entlang in die Alpen führt, im stillen Gespräche mit dieser daher ging. Beide trugen den Rosenkranz in der Hand, und beteten zu Zeiten, ihr Gespräch unterbrechend, andächtig mit einander; kamen sie vor ein Cruzifix, deren manche auf der Straße auf verschiedenen Plätzen standen, so blieben sie allemal stehen, ein Vater unser zu Ehren des bittern Leidens und Sterbens des Heilandes und ein zweites für die armen Seelen im Fegfeuer abzubeten. Der Tag begann sich zu neigen; das Licht der Sonne, welche jetzt langsam über die Berge hinab sank, war so mild und erquickend; ein feiner, fast unsichtbarer Nebel, der aus der Isar aufstieg, verbreitete Frische und eine wohlthuende Kühlung. Die beiden Wanderinnen schritten gemächlich fort, und kamen zu einer kleinen Anhöhe, welche mit Bäumen und Stauden bepflanzt und mit einem kleinen Cruzifixe gekrönt war; gleich neben dem Kreuze, gleichsam unter seinem Schutze, befand sich eine kleine Ruhebank, von den Bäumen beschattet, und lud die Wanderer ein.

„Laß uns hier ein wenig rasten, Martha," begann die Frau, „wir brauchen ja nicht zu eilen, und unter dem Kreuze ist gut ruhen; ja, der Hans pflegte da auch immer zu rasten, sobald er von Tölz oder von Länggries daherkam. Ach, Martha, vielleicht ist er gar schon bei dem Heilande in der ewigen Ruhe!"

„Mutter, was kümmert Ihr Euch doch so sehr? ist es denn nicht so viel als gewiß, daß er noch lebt?" meinte Martha; „freilich ist wohl seit langem kein Brief gekommen, aber das geht einmal bei den Soldaten, wenn sie im Felde sind, nicht anders. Die haben wenig Zeit zum Briefschreiben, und es bleiben dann die Briefe oft liegen, und, Mutter, was die Hauptsache

ist, hat denn nicht der Krieg schon ein Ende, und damit auch die Gefahr für unsern Hans? wir haben ihn ja recht der Hut Gottes übergeben; darum Mutter, laßt uns auch fest hoffen und fest vertrauen!"

„Das will ich ja auch, Martha; ja, da wir heute im Hinabgehen auf dieser Bank saßen, da war mir das Herz um ein gutes Theil schwerer. Aber auf dem Calvarienberge zu Tölz nach der Beicht und der heiligen Communion wurde es mir wieder leicht, als hätte mir Jemand die eine Hälfte meines Leides genommen, und hälfe mir die andere tragen."

Martha und Mutter Anna waren nach Tölz auf den schönen Calvarienberg gewallfahrtet, und hatten dort Hans dem liebreichen Schutze des gekreuzigten Heilandes empfohlen. Auch den Ablaß hatten sie daselbst gewonnen, und Gott gebeten, er möge das Verdienst desselben ihrem Hans zukommen lassen, der im Felde leider nicht so oft, wie sonst, die Gnadenmittel der Kirche gebrauchen könne.

Nachdem sie ein Viertelstündlein gerastet und gebetet, wollten Mutter und Tochter ihren Weg nach Hause fortsetzen. Da sahen sie von ferne ein Wägelein ihnen entgegen kommen, und Marthas helles Auge erkannte sogleich den Vater Christoph, der in wenigen Minuten bei ihnen hielt.

„Ich bin Euch ein wenig entgegengefahren," meinte er, vom Wagen springend, und sie fröhlich grüßend, „es ist doch kein kleiner Weg, den Ihr zu gehen habt, und ich glaube, das Fahren wird Euch wohl thun. Ich dachte mir gleich, daß Ihr Euch da, bei diesem Platze ein wenig verweilen würdet, und dieß ist mir ganz lieb, denn ich möchte für den Hans auch ein Paar Vater unser dahier beten."

Er band nun die Pferde an einen Baum, und wieder knieten Mutter Anna und Martha an Christophs Seite nieder und vereinigten für den Abwesenden ihr Flehen mit dem Gebete des Vaters.

„Mutter," sprach Christoph, „ich meine, Gott wird unser Gebet erhören."

„Ich glaube es auch," war ihre Antwort, und mit

recht freudigen Augen blickte sie vertrauend zu dem Himmel auf.

Sie fuhren rasch weiter und bald lag ihr schöner Hof vor ihnen. Als sie des Abends von der Kapelle, wo sie, wie gewöhnlich, ihr Nachtgebet verrichtet, in das Wohnhaus sich zurückbegaben, stand plötzlich Martha stille. Es war ihr, als hörte sie von weitem die raschen Hufschläge eines Pferdes, die immer näher zu kommen schienen. Eine freudige Ahnung durchdrang ihr Herz und sie theilte ihre Vermuthung sogleich den Eltern mit.

„O lieber Vater im Himmel! o Martha, was gäbe ich darum, wenn du Recht hättest!" rief Mutter Anna mit heller Freude.

Christoph ging die Straße vorwärts, welche zu dem Hofe führte; auch er hörte jetzt ganz deutlich das Traben eines rüstigen Pferdes, er gewahrte bald das Roß und den Reiter, der sein Thier immer rascher vorwärts trieb, Mutter Anna und Martha folgten in banger, freudiger Erwartung; die Erstere strengte auf das Aeusserste ihre Sehkraft an, den Reiter in der Mondnacht zu erkennen. Sie konnte nur wahrnehmen, daß er einen Mantel trug, aber, was ihr Auge nicht sah, erkannte ihr mütterliches Herz. Mit dem lauten Rufe: „Das ist Hans! Christoph, das ist unser Hans!" eilte sie, eilten Christoph und Martha dem Reiter entgegen. —

Es war wirklich Hans; diese Scene der reinsten Freude, die jetzt erfolgte, mag jeder nach seinem eigenen Gefühle ausmalen; jede Schilderung dieser Freude, dieses Dankes gegen Gott, dieses Jubels möchte zu schwach sein.

Als sie nun alle bei einander saßen, und der erste Sturm der Freude verrauscht war, begann Hans seine Schicksale im Felde und in Frankreich zu erzählen; wir wissen, wie Bertrand ihm geschenkt wurde, und lassen darum ihn selbst weiter erzählen:

„Bertrand kehrte zu den Seinigen zurück, und mit Freuden und mit Schmerzen zugleich trennte ich mich von ihnen; er versprach mir, mich mit Babette und Madelon noch einmal zu besuchen, sei ich in Frankreich, wo immer. Wir beide wünschten auf das Innigste, es möchte dieser Krieg, der so lange dauerte, einmal ein

Ende nehmen. Dieser Wunsch wurde bald erhört. Ich ging zu meinem Regimente zurück, wo mich alle mit Freuden empfingen; meine Kameraden hatten mich bereits alle todt geglaubt; den Jubel meines guten Freundes Paul kann ich nicht beschreiben; er hatte, seitdem ich vermißt wurde, keinen ruhigen Tag, keine frohe Stunde mehr gehabt. Statt meines Pferdes, das mir in dem Gefechte gegen die Bauern erschossen worden war, schenkte mir der Vater des wackern Rittmeisters, dem ich in der Schlacht bei Brienne das Leben gerettet, nach wenigen Tagen ein anderes sammt einem herrlichen Reitzeuge und einem Paar vortrefflicher Pistolen. Ich konnte, weil meine Wunden noch immer nicht ganz geheilt waren, nur erst nach acht Tagen wieder Dienste thun und focht nun in allen Schlachten und Gefechten, woran unsere Reiter Theil nahmen. Der Krieg ging schneller zu Ende, als wir glaubten. Rasch drangen die Verbündeten nach Paris vor und nahmen es, während Napoleon durch seinen drohenden Marsch in unserm Rücken umsonst sie aufzuhalten suchte. — Nach der Einnahme der Hauptstadt fielen nach und nach alle seine Minister und Marschälle von ihm ab, und es blieb ihm zuletzt nichts übrig, als die Krone niederzulegen, die er nicht behaupten konnte."

„So wurde es Friede; langsam kehrten wir nach Hause, obgleich ein jeder von uns, nachdem der Feldzug ruhmvoll geendet war, seinem Pferde Flügel gewünscht hätte. Unsere Schwadron kam nach Vitry und sollte dort übernachten; es wurden die Quartierzettel ausgetheilt. Ich wollte von dem Quartiermeister eben den meinigen in Empfang nehmen, da kam ein wohlgekleideter Bürger der Stadt und stellte an den Quartiermeister die Bitte, er möge den Chevauxleger-Wachtmeister Hans Perner in sein Haus anweisen. Ich hörte meinen Namen nennen, das machte mich aufmerksam; der Bürger, der sich Menard nannte, unterhielt sich angelegentlich, aber leise in der französischen Sprache, mit dem Quartiermeister, der sich nicht geneigt zeigte, den Quartierzettel umzuschreiben. Von der weitern Unterredung verstand ich kein Wort, wohl aber sah ich, daß der Quartiermeister mir einen neuen Quartierzettel

auf das Haus des Bürgers schrieb und zu mir sprach: „Wachtmeister, Ihr bekommt ein gutes Quartier, das sage ich Euch, und Ihr werdet mit Euerm Wirthe zufrieden sein.“

„Ja, Vater und Mutter, ich hatte freilich alle Ursache damit zufrieden zu sein, und ein besseres hätte ich mir nicht wünschen können. Der Bürger sprach etwas deutsch, ich etwas französisch, so konnten wir uns nothdürftig verständigen. Als ich in sein Haus kam, das sehr wohlgebaut war und dem Aussehen nach Wohlstand verkündigte, stand die Frau des wackern Wirthes schon an der Thüre, mich zu begrüßen; sie reichte mir die Hand, was, so sagte sie, eine deutsche Sitte wäre, hieß mich von ganzem Herzen willkommen und ermunterte mich, ich solle mich betrachten, als sei ich zu Hause. Sie bot mir Geld und Wäsche an, und das Zimmer, das sie mir anwies, war das beste des Hauses. Sogleich kamen Weine, gutes Brod und kalte Speisen auf den Tisch, und meine Hausleute baten mich, einstweilen vorlieb zu nehmen; das Abendessen würde besser bestellt sein. Eine solche Bewirthung, eine solche freundliche, ja herzliche Aufnahme hatte ich in Frankreich noch nirgends gefunden, und ich war doch mitunter bei recht guten Leuten einquartirt gewesen. Das mußte mir auffallen; auf meine Frage, ob sie Jeden der Verbündeten und der Bayern zumal so behandelt hätten, ließ mir meine Wirthin merken, sie hätte jeden der Einquartierten gut bedient; mich so ehrend aufzunehmen, dazu hätte sie ihre besondern Gründe. Aber welche Gründe? das konnte ich nicht erfragen; theils war ich der französischen Sprache nicht mächtig genug, theils wollten meine Hausleute — das merkte ich bald — mir die wahre Ursache nicht entdecken; aber ihre wohlwollenden Blicke, ihr freundliches zuvorkommendes Betragen mußten mich bald überzeugen, daß sie es wahrhaft gut mit mir meinten.“

„Ich war bereits einige Stunden bei ihnen; es wurde Abend. Ich bemerkte wohl, daß meine Hausfrau öfters zum Fenster hinausblickte, dasselbe that auch der Hausherr. Ich äußerte, den Abend in Gesellschaft meiner Kameraden in einem benachbarten Gasthause zubringen

zu wollen; das war ihnen, wie es schien, gar nicht lieb; sie baten mich nur ein wenig noch mit dem Abendessen zu warten, ich würde gewiß damit zufrieden sein. Mein Hausherr schlug mir vor, ihn in seinen Garten zu begleiten, der nur einige hundert Schritte von seinem Wohnhause entfernt war, seine Frau versprach, uns baldigst zu folgen, sobald sie für das Abendessen gesorgt hätte. Aber wozu denn so viele Umstände mit dem Abendmahl eines Soldaten? so dachte ich mir oft; aber Menard lud mich so herzlich ein, daß ich ihm, sobald mein Pferd und meine Dienstesgeschäfte besorgt waren, gerne in den Garten folgte. Der Garten war höchst angenehm an einem Bache gelegen und recht zierlich mit Blumen, Alleen und einer Laube ausgestattet, denn dort wird es um vier Wochen eher Frühjahr, als bei uns. Bald nach uns kam auch die Hausfrau und führte mich mit einem recht freundlichen Lächeln in die Laube, und, Vater, Mutter, wen traf ich da? Welche Ueberraschung! Bertrand umfaßte mich, während Frau Babette und die gute Madelon mit lautem Jubel mich begrüßten!"

„Aus Babettes und Madelons Augen flossen Thränen, Thränen der Freude, des Dankes und wohl auch des Schmerzens, den ihnen die Erinnerung an jene bittern Stunden verursachen mochte. Bertrand drückte mir tiefbewegt die Hand und sprach: „O mein Freund, du treuer Helfer in der Noth, du Retter meines Lebens."

„Nicht blos deines Lebens, Bertrand, auch der Retter meines und Madelons Leben," sprach Babette, „denn dein Tod wäre auch der unsrige gewesen."

„Habe ich Euch denn mehr gethan, als Ihr mir? hätte ich wohl helfen können, wenn Ihr in jenem Walde dort mich nicht dem Tode entrissen und in Euerer Wohnung mich liebreich aufgenommen und mit unermüdeter Sorge verpflegt hättet?" antwortete ich bewegt. „Ihr erntet nur ein, was Ihr damals ausgesäet habt, und dem Helfer wurde wieder geholfen." Auf das Dringendste bat ich sie, kein Wort von Dank zu mir zu sprechen, denn die Ehre der Rettung Bertrands gebühre dem barmherzigen Vater im Himmel und mit der Ehre auch der Dank.

„Du hast Recht, Hans," sprach Madelon und blickte mich gerührt an; „dem Vater im Himmel gibst du die Ehre und wir danken und ehren seine Liebe und wunderbares Walten mit dir. Gewiß war es sein Wille, daß wir in der Reiterkaserne zu München zusammentrafen und uns kennen lernten. Seine Fügung war es, daß wir deine Heimath auf unserer Reise nach Italien besuchen, deine lieben Eltern kennen lernen und die begonnene Freundschaft fester knüpfen konnten. Wir luden dich herzlich ein zu uns zu kommen; nur ich, ein halbes Kind noch, hoffte, daß wir dich in Italien oder Frankreich doch einmal sehen würden. Vater und Mutter, welche die Welt und deine Heimath besser beurtheilen konnten, ließen mir zwar diese Hoffnung, aber sie theilten sie durchaus nicht, sondern meinten für sich, es müßte ein halbes Wunder geschehen, wenn du aus deinem gesegneten Vaterlande zu uns in das ferne Frankreich kämest. Und doch fügte es Gott so! wir verließen Italien und kehrten nach dem väterlichen Gute in der Provence zurück, und glaubten dort für immer geborgen zu sein; da versetzte uns des Kaisers Machtgebot mehr als 100 Stunden in eine ganz fremde Gegend. Klagend und bange traten wir die weite Reise an; und doch, wie wunderbar sind Gottes Wege — wie reich aber ist uns aller Verlust ersetzt worden! Der Vater konnte ein Menschenleben — und welch ein Glück — er konnte das deine retten! und wir sahen dich wieder und hatten die Freude, dich pflegen zu dürfen, zu deiner Genesung helfen zu können! Wenn ich und die Mutter im Stillen deine Schmerzen beklagten und jammerten, daß du nicht gesund und kräftig in unser Haus gekommen bist, so dachten wir nicht, daß auch dieß uns zum Besten wäre. Und doch war es so; als Gesunder hättest du nicht so lange in unserm Hause bleiben können, du hättest dich deines Berufes halber früher entfernen müssen. Und wer hätte dann uns vor Schmach und Mißhandlung bewahrt, wer unser Haus vor Brand und Plünderung errettet? ach, was ungleich mehr ist, wer hätte für den Vater wohl jenes Zeugniß ablegen können, das ihn von dem unverdienten Tode schützte, das sein Leben uns erhielt?"

„Uns allen hatte Madelon aus dem Herzen geredet; unsere Augen wurden feucht. Wir lobten und priesen Gott! wir sagten Ihm für alle Gutthaten aus der Fülle des Herzens den innigsten Dank."

„Aber," begann ich, „wie kommt es, daß Ihr mich so freudig überraschet? der Weg von Euerm Wohnorte bis hieher ist weit, und wie hörtet Ihr, daß wir Reiter hier einquartiert wurden?"

„Dieß zu erfahren, war nicht schwer; sobald ich hörte, daß die bayerische Cavallerie aus ihrem Lager aufbräche, ließ ich mich durch einen zuverlässigen Boten genau über die Richtung Eueres Rückmarsches erkundigen, und auf der Straße, die Ihr einschluget, erfuhr ich von den vorausgeschickten Quartiermachern Euerer Regimenter leicht, daß deine Schwadron an diesem Tage hier ihr Nachtlager halten würde. Menard da, dein guter Hausherr, ist mein Blutsverwandter und Jugendfreund; ich ersuchte ihn sogleich, die Sache so zu leiten, daß er dich in das Quartier bekäme; so ging es auch; wir wollten und mußten dich noch einmal sehen, ehe du Frankreich verließest."

„Wir verlebten nun einen der vergnügtesten Abende; wir waren so heiter und fröhlich, wie an jenem Kirchweihfeste in unserm Thale; es hätte uns nichts gefehlt, wäret Ihr, Vater und Mutter und du Martha bei uns gewesen; jeden Augenblick wünschten wir Euch herbei. Des andern Tages brachen wir auf; da nahm ich noch mit Bertrand, Babette und Madelon das Frühstück ein, und schieden dann mit Schmerzen, und dem gegenseitigen Gelöbnisse, für einander zu beten, und im Leben und Tod treue und hilfreiche Freunde zu bleiben. Madelon überreichte mir ein silbernes Kreuz mit dem Auftrage, es entweder am Hausaltare oder in der Kapelle aufzustellen und ihrer und der Eltern davor stets zu gedenken. Für Euch Mutter Anna gab sie mir noch einen Rosenkranz mit silbernen Perlen, für Martha ein wunderschönes, aus Elfenbein geschnitztes Bild der schmerzhaften Mutter, und ich mußte alles annehmen, obgleich ich ihnen nichts dafür entgegen geben konnte. Und dabei kann ich Euch nicht sagen, mit welcher Herzlichkeit und wie oft sie mich baten, Euch ja bestens zu

grüßen und auch dem frommen Pater Benno ihre Empfehlung zu vermelden. Es war ein harter Abschied, als ich fortreiten mußte; noch am Thore des Städtleins warteten sie meiner und winkten mir den letzten Gruß zu."

Alle hatte Hans' Erzählung tief bewegt und jedes erkannte, wie er, in seinen Schicksalen während des Feldzuges das liebreiche Walten des Vaters im Himmel. Bertrands und der Seinigen Gaben überraschten sie in hohem Grade. Sie waren eben so werthvoll, als schön gearbeitet. Martha küßte das Kreuz und stellte es, mit dem Bilde der schmerzhaften Mutter, sogleich auf den Hausaltar. Mutter Anna nahm mit freudigen Blicken den Rosenkranz, den Gebern im Herzen ein: „Gott vergelte es," zurufend, und versprach, den ersten Rosenkranz für sie beten.

Des andern Morgens kam Pater Benno, um in der Kirche die heilige Messe zu lesen. Wie groß und freudig war nicht seine Ueberraschung, als nach Beendigung des heiligen Opfers der stattliche Wachtmeister zu ihm trat und ihm herzlichen Dank für sein Gebet und für all das Liebe und Gute abstattete, das er während seiner Abwesenheit den Eltern erwiesen! Der Pater wandte das fromme Auge zum Himmel und rief: „Herr, dir sei Lob und Dank, daß du uns diesen wieder geschenkt hast! Ich wußte ja," sprach er freundlich zu den freudigen Eltern, „daß Gott uns diesen nicht würde nehmen!" Die Erzählung des Wachtmeisters, sein Zusammentreffen mit Bertrand rissen auch sein Herz zum Lobe und zum Danke gegen Gottes Vaterliebe hin. Mehr noch, als über Alles empfand der fromme Pater Benno darüber Freude, daß Hans noch immer den alten Glauben an den Heiland, die Liebe zum Gebet und zur Verehrung der jungfräulichen Mutter Maria und dadurch auch die frühere Sittenreinheit bewahrt hätte, Tugenden, die überall leicht, in keinem Stande aber leichter verloren gehen, als in dem der Soldaten, zumal, wenn die Schlachten, die Noth und das Elend des Krieges ihre Herzen abstumpfen.

So war eine Woche voll Fröhlichkeit für alle in Christophs Hause vergangen; da ritt eines Morgens

ein stattlicher Chevauxleger auf den Hof zu. „Das ist Paul!" rief Martha, die ihn von dem Garten aus, wo sie arbeitete, über den Feldweg hertraben sah, und eilte in das Haus, die Eltern und den Bruder von seiner Ankunft zu benachrichtigen, und sodann das Hofthor zu öffnen. Mit herzlicher Freude empfingen Christoph und Anna den biedern Wachtmeister, der noch vom Pferde herab ihnen zurief: „Nun Vater, Mutter, habe ich nicht Wort gehalten? habe ich den Hans Euch nicht gesund und wohlbehalten zurückgebracht, wie ich es versprochen habe? ich konnte freilich mein Wort allein nicht halten, der da droben hat es aber gehalten! und nicht blos ihn, sondern auch mich bewahrt!"

Dann sprang er rasch vom Pferde und Allen kräftig die Hand schüttelnd, fuhr er fort: „Bei Euch, da ist gut sein; das weiß ich von vielen Jahren her; wie ich nun hörte, daß Hans nach Hause wollte, dachte ich: Gehe nur voran, ich, ich komme bald nach; mich gelüstet es auch, Antheil an Euerer Freude zu nehmen."

Christoph und Anna, wie Martha, und Hans vor allen, bezeigten die lebhafteste Freude über die Ankunft des wackern, bewährten Freundes, den Alle so herzlich liebten.

„Nicht wahr," fuhr Paul fröhlich weiter, „Vater und Mutter, wir haben als tapfere Soldaten gedient, und keinen Feind in das Land hereingelassen, nicht wahr? das ist zu loben! Darum wollen wir Gott danken und recht heiter sein; nach der Arbeit ist ja gut ruhen; überall feiern sie das Friedensfest. Hans, hier in diesem Thale, auf diesen Bergen wollen wir Gott danken und unser Friedensfest, Bruder, als wackere Bayern feiern."

„Wohl gesprochen, Herr Wachtmeister," erwiederte Vater Christoph; „wir wollen ein recht fröhliches Friedensfest feiern und Gott danken."

„Ja, laßt uns Gott danken," rief mit gefalteten Händen Mutter Anna und hob die frommen Augen zu dem Himmel empor; „wie hat Er uns alle so liebreich behütet, aus welchen Gefahren uns errettet, mit welchen Gutthaten uns überhäuft!"

Mit Gebet und Dank gegen Gott, mit Freude und

Wohlthätigkeit wurde das Friedensfest im Vaterlande gefeiert; Vater Christoph, Mutter Anna und ihre Kinder und Paul Flemmer, der biedere Wachtmeister, begingen es mit Pater Benno, der in der Kirche eine heilige Dankmesse las, und einen Tag voll wahrer, dem Herrn gefälligen Fröhlichkeit bei ihnen überlebte.

Da brach der Sturm des Krieges auf das Neue los, als Napoleon von Elba zurückkehrte und den Thron Frankreichs bestieg. Wieder rückten die Bayern, ihre wackern Chevauxlegers an der Spitze, in das Feld, und abermals sahen Vater Christoph und Mutter Anna den Sohn den Gefahren des Krieges entgegenziehen. Aber auch dießmal zeigten ihre Herzen das alte Vertrauen auf Gott, die frühere Ergebung in seinen heiligsten Willen; es sprach eine süße Hoffnung in ihnen, sie würden auch in diesem Kriege ihren einzigen Sohn nicht verlieren.

Der Feldzug der Verbündeten gegen Napoleon dauerte nur kurze Zeit; durch die Niederlage bei Waterloo, welche ihm die Engländer und Deutschen beibrachten, verlor er den Thron eben so schnell, als er ihn gewonnen hatte. Die Bayern waren rasch unter Wrede in das Feindesland gedrungen und hatten in mehreren kleineren Gefechten die Franzosen geschlagen; nur der Friede hielt sie von weiterm Vordringen ab.

Wieder hatte Hans die Freude, Bertrand, Babette und Madelon zu sehen; ihnen kam er nicht als Feind, sondern als der treueste der Freunde. Drei Tage durfte er bei ihnen verbleiben, und es waren für Alle Tage der reinsten Freude, die nur die Trennung trübte.

Als nach diesem Feldzuge Friede, und zwar ein lang andauernder Friede eintrat, sprach Hans zu den Eltern: „Jetzt ist es Friede, und Gott gebe, daß er uns bleibe; der König braucht meines Armes nimmer. Aber Ihr, Vater und Mutter, habt ihn lange genug entbehrt, und könnt ihn desto besser gebrauchen; ich will den Reiterdienst aufgeben, und zu Euch heimkehren, und mit Martha Euch helfen und der Trost und die Stütze Eueres Alters zu werden suchen; dazu gebe Gott seinen Segen."

„Der wird dir nicht fehlen, mein Sohn," sprach

bewegt Pater Benno, der wohl wußte, daß Hans gerne noch länger bei seinen wackern Kameraden geblieben wäre, und nur kindliche Liebe ihn zu diesem Entschlusse gebracht hätte; „den Segen Gottes kann ich dir mit Gewißheit versprechen; zu allen Zeiten ergoß er sich über diejenigen, die, wie du und Martha, das vierte Gebot halten, und die Freude und die Stütze der Eltern sind.“

Pater Benno sprach wahr; Gottes Segen ruhte sichtbar auf Allen im Hause Christophs, erhielt ihnen Gesundheit und den Frieden des Gewissens; er bewahrte sie von Sünden und gab ihnen Gelegenheit, Gutes zu thun, er mehrte ihr zeitliches Gut, aber auch ihre Verdienste, die sie sich durch lebendige Andacht und Liebe zu Jesu, durch die treueste Beobachtung seiner Gebote und durch fortdauernde Mildthätigkeit gegen Arme und Nothleidende erwarben.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

